verboten und verbrannt

Deutsche Literatur - 12 Jahre unterdrückt

Herausgegeben von Richard Drews und Alfred Kantorowicz

HEINZ ULLSTEIN - HELMUT KINDLER VERLAG, BERLIN UND MÜNCHEN

67.

v e r b o t e n

u n d

v e r b r a n n t

verboten

und

verbrannt

DEUTSCHE LITERATUR

12 JAHRE UNTERDRÜCKT

Herausgegeben von Richard Drews

und Alfred Kantorowicz

HEINZ ULLSTEIN – HELMUT KINDLER VERLAG

BERLIN UND MÜNCHEN

1.— 60. Tausend

Copyright 1947 by

HEINZ ULLSTEIN — HELMUT KINDLER VERLAG

Der Verlag ist von der amerikanischen Militärregierung zugelassen

Lizenz Nr. B 206

Printed in Germany / Gedruckt im Druckhaus Tempelhof, Berlin

659393

Die im Mai dieses Jahres erschienene Sondernummer der „ste" hat im Leserkreis und weit darüber hinaus einen so großen Widerhall gefunden, daß wir beschlossen, das darin enthaltene Material zu ergänzen, zu erweitern und in Buchform herauszugeben. Das Ergebnis ist dieser Sammelband, notwendigerweise immer noch unvollständig angesichts der Überfülle verbrannter, verbotener, verfolgter und verfemter Literatur. Aber es ist ein Grundbau, auf dem weitergebaut werden kann. Alle ergänzenden Hinweise aus dem Kreis der Leser und der Autoren sind uns willkommen.

Raummangel und bisweilen auch das Fehlen charakteristischer Proben zwangen uns, eine Reihe von Autoren nur namentlich, zum Teil mit kurzen biographischen Notizen, aufzuführen. Wir bitten die Autoren — auch die in diesem Bande überhaupt fehlenden — um Nachsicht und betonen, daß keine persönlichen Gründe oder irgendein Werturteil für das Weglassen oder eine weniger ausführliche Würdigung einzelner Autoren maßgebend waren. Wir mußten außerdem eine zeitliche Grenze festlegen, denn wir konnten, ebenfalls aus Gründen des durch den Umfang des Buches vorgeschriebenen Maßes, nicht bis auf Heine und Börne zurückgehen. Nur in wenigen Fällen, wie beispielsweise im Falle Klabund und Franz Kafka, haben wir Autoren aufgeführt, die schon vor 1933 gestorben waren. Wir haben nicht nur deutsche Autoren gebracht, sondern deutschsprachige Dichter und Schriftsteller einbezogen (in Wien oder in Prag geborene oder Dichter wie René Schickele oder inzwischen zu fremden Staatsangehörigen gewordene Autoren wie Peter de Mendelssohn).

Wir haben uns bemüht, eine große Anzahl der auf der ersten Liste verbotener Literatur aufgeführten Autoren ausführlicher zu würdigen, wobei wir uns allerdings auf deutsche und deutschsprachige Autoren beschränkten. Die Liste erschien in der „Nachtausgabe" vom 23. 4. 1933 und brachte folgende Namen in dieser Reihenfolge: Bert Brecht, Max Brod, Alfred Döblin, Albert Ehrenstein, Lion Feuchtwanger, Iwan Goll, Walter Hasenclever, Arthur Holitscher, H. E. Jacob, Gina Kaus, Egon Erwin Kisch, Heinz Liepmann, Heinrich Mann, Klaus Mann, Theodor Plievier, Erich Maria Remarque, Ludwig Renn, Alfred Schirokauer, Arthur Schnitzler, Richard Beer-Hofmann, Ernst Toller, Kurt Tucholsky, Arnold Zweig, Stefan Zweig, Adrienne Thomas („Die Katrin wird Soldat"). Sämtliche Werke Max Adlers, L. Bauer („Morgen wieder Krieg"), A. Bebel, Eduard Bernstein, Fr. W. Foerster (alle Werke), E. J. Gumbel, R. Hilferding, dazu sämtliche Werke von Karl Liebknecht; Thomas Mann („Von deutscher Republik"), Hugo Preuß, Walter Rathenau, Otto Bauer, Karl Tschuppik („Wehrlos hinter der Front", „Wie würde ein neuer Krieg aussehen?"), Eugen Fischer-Baling („Volksgericht", „Die deutsche Revolution von 1918"), E. Glaeser („Fazit"), F. Mehring („Zur deutschen Geschichte"), Müller-Franken, Peter Panter („Pyrenäenbuch"), Polgar („An den Rand geschrieben", „Hinterland"). Zu diesen und vielen anderen schon 1933 verfemten Autoren kamen im Laufe der Zeit unzählige hinzu; auch von ihnen haben wir einen großen Teil berücksichtigt.

Wir haben nach Möglichkeit die alphabetische Reihenfolge innegehalten, mußten sie jedoch hier und da aus satztechnischen Gründen durchbrechen.

Richard Drews

Berlin, im Dezember 1947

Am 10. Mai 1933

Am 10. Mai 1933 flammten auf dem Opernplatz zu Berlin und auf vielen öffentlichen Plätzen der Haupt- und Universitätsstädte des Reiches Scheiterhaufen, in denen Bücher verbrannt wurden. Das war kein „spontaner Akt" einer unvernünftigen Menge gewesen, sondern eine wohlüberlegte und sorgfältig organisierte Veranstaltung nationalsozialistischer Staatsraison. Wie die Reichstagsbrandstiftung am 28. Februar 1933 das Fanal des Terrors gegen alle Antifaschisten, der Judenboykott vom 1. April 1933 der Auftakt der Pogrome, die Auflösung und Ausraubung der Gewerkschaften am 2. Mai 1933 die Proklamierung der sozialen Unterdrückung gewesen waren, so waren die Autodafés vom 10. Mai der sichtbare Beginn der amtlich verfügten und mit terroristischen Mitteln durchgeführten Entgeistigung und Barbarisierung Deutschlands. Der Dr. Goebbels bezeichnete die Bücher, die an diesem Tage in die Flammen geschleudert und von diesem Tage an auf den Index der im Dritten Reich verbotenen Druckschriften gesetzt wurden, als „Schmutz- und Schundliteratur".

„Schmutz und Schund" — das waren die Werke von Heinrich Mann und Thomas Mann, Sigmund Freud und Einstein, Marx und Lenin, Voltaire und Heine, Romain Rolland und H. G. Wells, Barbusse und Gorkij, Upton Sinclair und Scholochow, Selma Lagerlöf und Helen Keller, Jaroslav Hasek und Martin Andersen-Nexö, Carl von Ossietzky und Ernst Toller, Karin Michaelis und Arnold Zweig, der Großteil der zeitgenössischen Literatur von Weltgeltung und ein wesentlicher Teil der Klassiker der europäischen Literatur und Philosophie seit den Tagen der Aufklärung.

Das Todesurteil gegen die deutsche Literatur (die diesen Namen verdiente), das die Nazis am 10. Mai 1933 proklamierten, wurde in absentia vollstreckt. Geist und Kultur waren dem plumpen Zugriff des Abhubs der menschlichen Gesellschaft entzogen; sie waren in die Katakomben gegangen oder sie hatten außerhalb der deutschen Grenzen ein Refugium gesucht, innerhalb der deutschen Grenzen aber ein inneres Refugium in den Herzen und im Verstande des besseren Teiles der Deutschen gefunden. Nur an einigen wehrlosen Leibern tobte sich das Delirium der Barbaren physisch aus: den Dichter Erich Mühsam haben sie im Konzentrationslager erschlagen und aufgeknüpft, den Professor Theodor Lessing haben Gestapo-Handlanger ermordet, Carl von Ossietzky, den Unvergeßlichen und Unsterblichen, haben sie bis zu seinem Tode gemartert. Die Schriftsteller Kurt Tucholsky, Ernst Toller, Walter Hasenclever, Ernst Weiß, Walter Benjamin, Carl Einstein, Stefan Zweig und andere sind aus Abscheu und Furcht vor der zerstörerischen Gewalt der Barbaren in den Tod gegangen. Hier im Lande sind Männer wie Adam Kuckhoff und der junge Haushofer als Soldaten im einzig gerechten Kriege gegen die Tyrannen gefallen. Männer wie Ernst Wiechert und Günther Weisenborn, Karl Schnog, Ernst Niekisch haben ihre mutigen Bekenntnisse zur Kultur und zur Freiheit der Worte und Gedanken in den Konzentrationslagern mit ihrer Gesundheit, ja, beinahe mit ihrem Leben bezahlen müssen.

Aber alles in allem an die 250 Schriftsteller deutscher Zunge haben beizeiten den Machtbereich der Barbaren verlassen. Die in der Welt geachtetsten und bekanntesten Namen der zeitgenössischen Literatur sind ihnen zuzuzählen. Sie und mit ihnen Tausende deutscher Wissenschaftler (Nobelpreisträger unter ihnen), Künstler, Musiker im Exil haben den deutschen Geist, die deutsche Kunst und die deutsche Literatur vor der Welt und in der Welt würdig repräsentiert. Ihr Kampf und ihre Werke trugen dazu bei, die Kultur-

bestände des alten Europa zu bewahren und in das neue Europa, das nun auf den Trümmern entstehen soll, hinüberzuretten.

Die Namen dieser bedeutenden Männer und Frauen sind der jüngeren Generation in Deutschland fremd geblieben. Sie kennen ihre Meister nicht mehr — oder noch nicht (um es hoffnungsvoll zu formulieren). Das immerhin hat nationalsozialistische Gewalt zuwege gebracht, wie sie ja leider im Negativen, Destruktiven so viel zuwege gebracht hat. Man wird da von Grund auf neu beginnen müssen. Aber es ist wohl eine dankbare Aufgabe, junge Deutsche zu lehren, daß es für sie nun hoch an der Zeit ist, sich mit den schöpferischen Leistungen und der charakterlichen Vorbildlichkeit großer Deutscher vertraut zu machen, deren Weltgeltung, deren Bedeutung für das deutsche Schrifttum, ja, deren Existenz man ihnen unterschlagen hatte.

Es ist beispiellos: 250 Schriftsteller einer Generation verstummen oder verlassen ihr Land. Man hat dergleichen in geschichtlichen Zeiten noch nicht erlebt, daß nahezu die gesamte qualifizierte Literatur eines Landes sich den Usurpatoren widersetzt. 250 Schriftsteller! Viele bedeutende und die bedeutendsten, viele berühmte und die weltberühmten Autoren deutscher Zunge unter ihnen.

Individualisten, wie deutsche Dichter und Denker es in der Regel zu sein pflegen, waren sie bei aller Eigenart doch miteinander verbunden durch das Bewußtsein, daß ein schöpferischer Deutscher von Selbstachtung und von Achtung für die Würde und die Freiheit des Geistes nicht mit dem Regime des Antigeistes paktieren konnte.

Heinrich Mann hatte uns gelehrt:

> „Lieber gleichgeschaltet als ausgeschaltet, damit kann ein Bankier zur Not noch durchkommen, ein Schriftsteller nicht. Ihn schließt gerade sein Verzicht auf innere Ehrenhaftigkeit von seinem Beruf aus. Wer das Unehrenhafte einer solchen Lage nicht empfindet, kommt für die Literatur überhaupt nicht in Betracht. Wer es aber empfindet und dennoch hinnimmt, wird persönlich uninteressant und bringt bestimmt nur Unwirksames hervor . . . Literatur kann es nur geben, wo der Geist selbst eine Macht ist, anstatt daß er abdankt und sich beugt unter geistwidrige Gewalten."

Es ist ein Ehrentitel der zeitgenössischen deutschen Literatur, daß sie diese Sentenz Heinrich Manns zu ihrem Ehrenkodex gemacht hat. Es hat sich dieses, die deutschen Schriftsteller verbindende Bewußtsein nicht nur etwa passiv ausgedrückt in der Tatsache, daß sie ihr Land verließen, in dem Geist und Gesittung keine Heimat mehr hatten, sondern aktiv in Werk und Tat.

Werk und Tat, das ist bei einem Schriftsteller bis zu einem hohen Grade ein Synonym: seine Tat ist ja sein Werk. Sein Werk aber ist seine Tat. Mit ihm stellt er sich seiner Zeit und ihren Problemen, mit ihm greift er in den Kampf ein, bisweilen in den Tageskampf, und niemand erkühne sich, diese Bezugnahme auf die Probleme und die Not der Zeit eines Dichters für unwürdig zu erklären. Zu allen Zeiten sind große Dichter in die Emigration gegangen, und viele der unsterblichen Werke der Weltliteratur sind entstanden als Kampfschriften des Exils; es genüge, darauf zu verweisen, daß Dantes Göttliche Komödie in der Verbannung geschrieben wurde, Cervantes' Don Quichote im Gefängnis, und wir Deutschen nennen mit Stolz die Namen der großen Emigranten Büchner, Heine, Herwegh und Freiligrath.

Unsere Großen setzten eine ehrwürdige Tradition fort, wenn sie in zornigen Aufrufen und brandmarkenden Abrechnungen schändliche Taten, von

Nichtswürdigen begangen, an den Pranger stellten: vor der Weltöffentlichkeit, aber auch vor dem eigenen Volk.

In ihrem Lager war das Deutschland, das Kredit in der Welt genoß, und sie haben diesen Kredit erhalten und vermehrt durch die Bedeutung der Werke, die sie in den Jahren des Exils schufen. Unser großer, verehrungswürdiger Freund und Meister Romain Rolland schrieb mir einst: „Alles von jenem Deutschland, das wir lieben und verehren, ist in Eurem Lager. Bei Euch sind Goethe und Beethoven; bei Euch sind Lessing und Marx. Sie sind mit Euch in dem Kampf, den Ihr führt. Ich zweifle nicht an Eurem Sieg! Habt Vertrauen! Die Zukunft wird sich an Euer Beispiel erinnern und sie wird es ehren."

Dieses Lager umfaßt die äußere wie die innere Emigration, alle deutschen Schriftsteller, wo immer sie sich auch befanden, die sich den Maßstäben, die das Goebbels'sche Propagandaministerium setzte, nicht gleichgeschaltet haben; all jene, die um der Gedankenfreiheit und um der Würde der Literatur willen ins Exil oder in Deutschland in die Katakomben gingen.

Die Grenzen zwischen der inneren und äußeren Widerstandsbewegung der deutschen Schriftsteller sind in Einzelfällen verwischt. Ludwig Renn zum Beispiel war im Deutschland Hitlers jahrelang im Zuchthaus, bevor er vom Ausland her den gleichen Kampf für die freie Literatur, für die Freiheit schlechthin, fortsetzte. Der junge Schriftsteller Jan Petersen war jahrelang Vertrauensmann einer in Deutschland illegal arbeitenden Gruppe von Schriftstellern, bevor er mit einer Botschaft dieser Gruppe im Sommer 1935 auf dem Internationalen Schriftsteller-Kongreß zu Paris erschien. Günther Weisenborn verbrachte einen Teil des Jahres 1937 in den Vereinigten Staaten, im Zwiespalt, ob er offiziell emigrieren, oder in die innere Emigration nach Deutschland zurückkehren solle. Er entschied sich dafür, zurückzukehren und den Kampf im Lande fortzusetzen. Johannes Wüsten ging 1934 ins Exil und endete nach der Besetzung Frankreichs in einem deutschen Zuchthaus. Das gleiche Schicksal widerfuhr dem Dichter Emil Alphonse Rheinhardt. Doch sind dies Ausnahmen. Im allgemeinen waren innere und äußere Emigration durch eiserne Barrieren voneinander getrennt, so sehr sie auch im Geiste miteinander verbunden blieben. Die Erlebnis-Inhalte der beiden Gruppen, auch ihre Ausdrucks- und Wirkungsmöglichkeiten waren voneinander verschieden. Die Not des Exils — diese entsetzliche, hierzulande noch nahezu völlig unbekannte materielle und moralische Not — hat die draußen niemals übersehen machen, daß die Not derer, die hier im Lande blieben, ohne sich durch Kompromisse mit den Widergeistigen zu beflecken, vielleicht noch grausiger und noch tragischer war. Denen, die hierzulande geistig und persönlich unkorrumpiert überlebt haben, gebührt das erste Wort. Ihre Legitimation ist unbestreitbar. Ihre persönlichen Erfahrungen und Erkenntnisse der inneren Entwicklung Deutschlands sind für die, die nun aus der äußeren Emigration zurückkehren und ihren Platz an der Seite ihrer überlebenden deutschen Geistesbrüder wieder einnehmen wollen, unschätzbar.

Andererseits haben sich durch rein materielle Bedingtheiten, zum Beispiel dadurch, daß man in Deutschland die im Ausland erschienenen Bücher, so sie von einigem Wert waren, nicht mehr erhalten konnte, die im Lande verbliebenen Schriftsteller nicht über die geistigen und literarischen Entwicklungen der Umwelt auf dem Laufenden halten können. Hier wiederum sind die Erfahrungen derer, die von draußen kommen, von Wichtigkeit. Die beiden Perspektiven — das meint die Perspektiven derer, die sich hier in Katakomben ihre Integrität gewahrt haben, und die Perspektiven derer, die

aus der Distance von draußen ins Land schauten, ergänzen sich und benötigen sich wechselseitig. Jene wissen um die charakteristischen Einzelheiten des Alltagslebens unter der Herrschaft der Tollwütigen; diese konnten von ihrem entfernteren Standort aus die großen Zusammenhänge besser überschauen. Und sie hatten auch das unschätzbare Glück, die Verbindung mit der Welt aufrechterhalten zu können und damit zugleich die Chance, das geistige Deutschland in der Welt und vor der Welt zu repräsentieren.

Die beiden geistig miteinander verbundenen, physisch für Jahre voneinander getrennten Gruppierungen haben neben so vielem anderen auch dies gemeinsam: daß wenig von dem, was sie getan, was sie geschaffen und was sie gelitten, bisher hierzulande bekannt geworden ist. Ja, selbst die Namen der großen Mehrzahl von ihnen — und unter dieser Mehrzahl befinden sich weltanerkannte und weltbedeutende Schriftsteller deutscher Zunge — sind der jüngeren Generation in Deutschland nahezu unbekannt geblieben; von ihren Werken kennt man oftmals nicht einmal die Titel, und doch sind gerade sie dazu berufen, zu Verbindungsmännern zwischen der geistigen Tradition Deutschlands und der nun nach den tausend Jahren sich ratlos und verwirrt umschauenden deutschen Jugend zu werden.

Die hier Genannten sind keine Einheit. Es gibt (oder, wenn wir von den Toten sprechen, es gab) sehr konservative Männer und Frauen unter ihnen, streitbare Liberale, Pazifisten, Kommunisten, Sozialisten, und sehr viele, die Mehrheit vermutlich, die sich Zeit ihres Lebens jeder parteiischen politischen Äußerung ferngehalten haben. Sie sind Lyriker, Dramatiker, Essayisten, Romanciers, Philosophen. Da sind solche, die noch der Schule des Naturalismus verhaftet waren oder sind, andere, deren Namen berühmt geworden sind in der Zeit des wegsuchenden Expressinonismus. Es gibt unter ihnen zeitnahe und zeitferne Denker, aber auch Verfasser erfolgreicher Unterhaltungsliteratur — sie alle repräsentieren den ganzen dehnbaren Umkreis des Begriffes Literatur, vom höchsten und genialen, zum Ewigkeitsanspruch strebenden Bemühen bis zur Grenze, wo Literatur in Kolportage überzugehen pflegt.

Der Querschnitt, der sie hier in alphabetischer Reihenfolge von A bis Z zusammenfaßt, ist trotz einiger beim ersten Versuch der Zusammenfassung nahezu unvermeidlicher Namenslücken, die bei weitem vollständigste Aufzählung, die bisher vorgelegt wurde. Wir sagen mit Vorbedacht: Aufzählung. Nicht mehr und nicht weniger konnte in diesem Zeitpunkt zunächst unternommen werden. Der Versuch einer Gliederung und Qualifizierung ist nicht gemacht worden. Er wird unternommen werden müssen, aber es wird dazu einer langen, gründlichen und sachverständigen Vorarbeit bedürfen. Allein die Aufgabe, die in den letzten 15 Jahren im Auslande erschienenen, zum Teil vergriffenen und schwer auffindbaren Veröffentlichungen Hunderter deutscher Schriftsteller zu sammeln, zu klassifizieren, durchzuarbeiten und das literarische Fazit des Gesamtwerkes jeden Autors zu ziehen, ist eine Arbeit, die langer Sicht und langer Bemühungen qualifizierter Literaturkritiker bedarf. Dabei haben wir noch nicht gesprochen von der noch weit schwierigeren Aufgabe, der bisher ungedruckten Werke der deutschen Schriftsteller im Exil habhaft zu werden; und gerade unter diesen in Manuskriptform liegengebliebenen und zum Teil im Ausland oder im Inland verschollenen Arbeiten werden sich Meisterwerke finden, die, nicht für den Tag und nicht für ein sogleich empfängliches breites Publikum geschrieben, sich dereinst als unvergängliche Bestandteile großer zeitgenössischer Literatur erweisen werden. Es ist daher notwendig zu sagen und für den

Leser notwendig zu verstehen, daß wir mit dieser Publikation nichts anderes beabsichtigt haben, als Stichworte zu geben, eine erste, rohe, ungegliederte und noch nicht ganz vollständige Übersicht darzubieten, eine Art Nachschlagbüchlein, das den Umkreis um die Verbrannten und Verbotenen absteckt, nicht mehr und nicht weniger. Das ist keine Entschuldigung, es ist eine Feststellung dessen, was im Augenblick zu tun möglich, und im Augenblick zu tun nötig war.

Alfred Kantorowicz

JULIUS BAB

1880 in Berlin geboren, einer der bekanntesten Berliner Theaterkritiker vor 1933 („Wege zum Drama", „Neue Wege zum Drama"), Verfasser einer Dramaturgie für Schauspieler „Der Mensch auf der Bühne" und wertvoller Biographien über Bernard Shaw und Albert Bassermann, emigrierte nach den USA, wo er heute noch lebt. Das folgende Vorwort, das uns Julius Bab zur Verfügung gestellt hat, ist der in Vorbereitung befindlichen neuen Auflage des Buches „DAS LEBEN GOETHES" entnommen; das Buch wird im Verlag von Erich Weibezahl, Leipzig, erscheinen.

Daß der Verfasser dieser Zeilen auf amerikanischem Boden, fern der Stadt New York schreibt, und daß er seit geraumer Zeit amerikanischer Staatsbürger ist — das mag zunächst eine private Angelegenheit sein. Aber sie gewinnt doch ohne weiteres symbolische Bedeutung für die ungeheuren Vorgänge, die seit dem letzten Erscheinen dieses Buches vor 15 Jahren die Welt erschütterten. Dieselben Kräfte, die diesen sehr tief mit dem Reich der deutschen Sprache Verwachsenen von seiner Heimat gewaltsam losrissen — dieselben Kräfte sind es ja gewesen, die Ströme von Blut und Mord über Europa laufen ließen, und die schließlich Deutschland bis an den Rand der letzten Vernichtung geführt haben. Die Zerstörung ist ganz gewiß nicht nur eine materielle — unendlich viel an geistigem Besitz, an seelischem Rang, an kultureller Tradition ist in dem Lande Goethes vernichtet worden. Aber auch wen die blutigen Messer dieser Jahre für immer von Deutschland abgeschnitten haben — auch der wird nicht wagen, eine Wiederauferstehung des deutschen Geistes für undenkbar zu halten. Er muß sich erinnern, daß hundert Jahre nach der ähnlich vollkommenen Zerstörung des Dreißigjährigen Krieges Goethe geboren wurde, und daß in einem Lande, das noch immer sehr arm und politisch ganz machtlos war, sein weltwichtiges Wesen reifte. Wir haben einen furchtbaren Rückschlag gegen das Zeitalter der deutschen Humanität erlebt, in dessen Mitte die Gestalt Goethes erschien — aber wer will sagen, ob Armut und Machtlosigkeit, wie sie Deutschlands nächsten Generationen gewiß erscheint, im Innersten dieses rätselhaften Volkes nicht einen Geist reifen lassen, fähig, das große Erbe der Klassik aufzunehmen?

So ist es wohl nicht sinnlos, in deutscher Sprache ein Buch erscheinen zu lassen, das ein Menschenwesen darstellen will, das freilich einen sehr viel weiteren Kreis angeht als den Deutschen. Die innerste Meinung dieses Buches war ja, darzutun, daß Goethe — und zwar durch die Ganzheit seines Lebens viel mehr als durch irgendeine seiner großartigen Äußerungen — eine Harmonie verkörpert, um die das Abendland mehr als ein Jahrtausend erbittert gerungen hat. In solchem Sinne wagte ich von Goethe als dem „Aufgang des Abendlandes" zu sprechen. Die Gesamtheit der abendländischen Kultur scheint nun freilich durch die Krise dieser furchtbaren Jahre in Frage gestellt. Aber noch ist dieser Kampf, der schicksalvollste unserer Zeit, nicht verloren. Es ist denkbar, daß das große Land, in dem ich jetzt lebe, diese Gesamtkolonie aller europäischen Länder, Europa mit seiner jungen Kraft stützen wird, und daß es, die alten Sitze des Abendlandes kräftigend, selbst Heimat schöpferischen, abendländischen Geistes wird. Seit vor bald 100 Jahren Walt Whitman zum ersten Male das Amerika „ohne Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten" sprechen ließ — seitdem ist Hoffnung, daß sich Goethes sehr ernst gemeintes „Amerika, du hast es besser" erfüllen könnte. Wenn nämlich die Kraft seiner Urwälder einströmt in die große Tradition des Abendlandes, die große Tradition, die nicht in Göttermythen und Rittersagen besteht, sondern in dem

Streben, den Stolz der Persönlichkeit, das Glück der begrenzten Form zu verbinden mit der frommen Hingabe an das Höchste, Unbekannte, an Menschheit, Welt, Gott.

Das Innerste und Höchste dieser Tradition scheint mir in der Gestalt Goethes zu leben. Sein Bild wachzuhalten, ist nicht nur Dank gegen die Vergangenheit, sondern auch Pflicht gegen die Zukunft. Das mag das Neuerscheinen dieses Buches rechtfertigen, das ich heute meinem alten und meinem neuen Land widme.

ERNST BARLACH

Geboren 1870 in Wedel in Holstein, gleich bedeutend als Bildhauer wie als Dramatiker, wurde durch die vom Schwarzen Korps eröffnete Hetze ein Opfer des Dritten Reiches. Die Aufführung seiner Stücke („Der arme Vetter", „Die echten Sedemunds", „Der blaue Boll", „Der tote Tag" und „Die Sündflut") wurde untersagt, und als Bildhauer zählte man ihn zu den Entarteten. Barlach wurde dem Hungertod preisgegeben; er starb während der Nazizeit. Ein deutscher Verleger wird eine Ausgabe seiner Briefe veranstalten; eine Barlach-Gesellschaft wurde gegründet. — Über seine Anfänge berichtet er in seinem vor 1933 bei Paul Cassirer, Berlin, erschienenen Werk „EIN SELBSTERLEBTES LEBEN", das zugleich eine gute Vorstellung von Barlachs eindringlichem Prosastil vermittelt.

Hatte ich eigentlich Talent? Mein erster Zeichenlehrer in Hamburg war ein regelrechter Original-Germane, Herr Woldemar, der Däne, Schüler Thorwaldsens, wie es hieß, ein zelotischer Herr, den sein Zorn in heftig hinschießender Fahrt erhielt, ein gewohnheitsmäßiger Zorn. Selbst wenn das Zetern einmal aussetzte, schien das abgeschnürte Pfauchen sich im Unterkiefer zu verkrampfen und der dranhängende Beberbart kochte dazu. Immer war Woldemar bereit, sich in Berserkerei zu stürzen, immer bereit, zu erschlagen und zu steinigen. Ein Machtbold, der in Furcht und Zittern des Gesindes die Bestätigung seines Wertes sah. Er riet mir beim ersten Blick auf mein Zeichenbrett in der ersten Stunde, nur gleich meine Mühe einzustellen, ich würde niemals was Rechtes zustande bringen — schnaufte noch was Höhnisches aus den Naslöchern dazu und kehrte sich ab.

Aber ich folgte nicht, sondern erzwang in einem langen Kampfe seinen endlichen, herzlich widerwilligen Beifall. Nein, es war wohl kein Talent, was da in mir stak. Ein aussichtsarmer Gehorsam rieb sich auf in blindem Tun, und ich konnte nicht folgen, nicht, weil ich mir gesagt hätte, daß man Herrn Woldemar als einem geringen Gott keinen Gehorsam schuldig sei, sondern weil solches Folgen, verbissen wie ich mich hatte, schon sehr bald nicht mehr zur Wahl stand.

Ich war in eine Zeit geraten, die für mich kein förderndes Beispiel übrig hatte, es war wohl wirklich Erbieten und Erwarten zwischen uns unnötig; ohne es zu ahnen, stand ich nackt und bloß in einer ungeheuren Einöde und konnte selbst zusehen, wie ich's treiben würde, stand und hatte kein Arg oder Scheu, versah mich keiner Probleme und zog, schneckengleich wohnend im kleinen Kämmerchen des willenlosen Gehorsams, unbewußt des Weges zum unbekannten Ziel.

JOHANNES R. BECHER

1891 in München geboren; Becher gehört zu den großen deutschen Lyrikern der Gegenwart. Seine frühesten Werke, expressionistisch und revolutionär, erschienen während des ersten Weltkrieges („An Europa", „Verbrüderung", „Päan gegen die Zeit"); auch in der lyrischen Anthologie „Menschheitsdämmerung" war Becher vertreten. Viele weitere Bücher folgten bis 1933. Den Nazis wegen seiner linksrevolutionären Gedichte, Reden und Schriften tief verhaßt, mußte Becher, dessen Bücher verbrannt wurden, emigrieren (Frankreich, später Rußland). Er kehrte 1945 zurück, wurde Präsident des Kulturbundes und entfaltet eine vielseitige literarische und publizistische Tätigkeit. Seine zahlreichen in der Emigration geschriebenen, nichts mehr vom Expressionismus seiner Frühzeit verratenden Gedichte und Balladen, gebändigt in der Form, eine ganze Reihe von Bänden umfassend, sind im Aufbau-Verlag, Berlin, erschienen. Becher hat auch eine lesenswerte Schrift über den Begriff der Freiheit geschrieben. Aus seinem seinerzeit in der Emigration erschienenen Versband „Der Glückssucher und die sieben Lasten" bringen wir das Gedicht „TRÄNEN DES VATERLANDES", charakteristisch für Bechers neue Lyrik.

I

O Deutschland! Sagt, was habt aus Deutschland ihr gemacht?!
Ein Deutschland stark und frei?! Ein Deutschland hoch in Ehren?!
Ein Deutschland, drin das Volk sein Hab und Gut kann mehren,
Auf aller Wohlergehn ist jedermann bedacht?!

Erinnerst du dich noch des Rufs: „Deutschland erwacht!"?
Als würden sie dich bald mit Gaben reich bescheren,
So nahmen sie dich ein, die heute dich verheeren.
Geschlagen bist du mehr denn je in einer Schlacht.

Dein Herz ist eingeschrumpft. Dein Denken ist mißraten.
Dein Wort war Lug und Trug. Was ist noch wahr und echt?!
Was Lüge noch verdeckt, entblößt sich in den Taten:
Die Peitsche hebt zum Schlag ein irrer Folterknecht,

Der Henker wischt das Blut von seines Beiles Schneide —
O wieviel neues Leid zu all dem alten Leide!

II

Du mächtig deutscher Klang: Bachs Fugen und Kantaten!
Du zartes Himmelsblau, von Grünewald gemalt!
Du Hymne Hölderlins, die feierlich uns strahlt!
O Farbe, Klang und Wort: geschändet und verraten!

Gelang es euch noch nicht, auch die Natur zu morden?!
Zieh'n Neckar und der Rhein noch immer ihren Lauf?
Du Spielplatz meiner Kindheit: wer spielt wohl heut darauf?
Schwarzwald und Bodensee, was ist aus euch geworden?

Das vierte Jahr bricht an. Um Deutschland zu bewein'n,
Stehn uns der Tränen nicht genügend zu Gebot,
Da sich der Tränen Lauf in soviel Blut verliert.

Drum, Tränen, haltet still! Laßt uns den Haß vereinen,
Bis stark wir sind zu künden: „Zu Ende mit der Not!"
Dann: Farbe, Klang und Wort! Glänzt, dröhnt und jubiliert!

RICHARD BEER-HOFMANN

1866 in Rodaun geboren, mit Arthur Schnitzler befreundet, schrieb Novellen und außer verschiedenen anderen Bühnenwerken u. a. den Dramenzyklus „DIE HISTORIE VON KÖNIG DAVID" (seinerzeit im S. Fischer-Verlag erschienen), aus dem wir eine Probe abdrucken. Richard Beer-Hofmann, der als einer der großen Lyriker unserer Zeit anerkannt wurde und als Dramatiker noch zu wenig gewürdigt worden ist, emigrierte 1938 aus Österreich und ist in den USA gestorben.

Da noch kein „Drunten" war und noch kein „Droben",
Allflut und Meer in wüstem Knäuel quollen,
Urwirre wirbelte und gor — —
Da stiegen junge helle Götter auf,
Und heilig frevelnd, warfen sie darnieder
Das Ungeheure, dem sie eh' entboren,
Und schufen Tag und Nacht und Himmelszelt,
Und banden der Gestirne Bahn mit Eiden,
Den Fels zu Uru-Schalim aber rissen
Sie auf, mit ihrem Blitz, zu einer Kluft,
Die bis zum Erdennabel klafft, und warfen
Das Blutige, Verstümmelte, Besiegte —
Hinein! Dort liegt's! Und daß es nie entweiche,
Schoß, feurig, sausend, in geweihter Nacht,
Ein Stein, von Flammensternen stammend, nieder,
Und sank als glühend Siegel auf die Kluft!
Wer dorten opfert, ehrt, was ist und war:
Zu frohen Göttern steigt des Opfers Rauch —
Das Blut träuft abwärts, zu dem Traurigen,
Das, trostlos siechend, dort im Düster grollt,
Und sagt ihm, daß man es noch ehrt, und sänftigt
Den Trotz, der drunten unzertreten lauert,
Und schlaflos wacht, ob es ihm nicht gelänge,
In jähem Ansturm, Fesseln zu zerreißen!

VICKI BAUM

In Wien geboren, Verfasserin zahlreicher fesselnder Unterhaltungsromane („Menschen im Hotel", „Helene Willfüer" usw.), die, zum Teil verfilmt, große Publikumserfolge wurden; sie ging ins Exil. Ihr jüngster Roman „Bomben über Shanghai" erschien in französischer Übersetzung in einem Pariser Verlag. In einer im Exil geschriebenen Skizze: „LANDLEBEN" schildert sie das Leben eines Emigranten-Ehepaars auf einer amerikanischen Hühnerfarm in eindringlicher Darstellung:

Von der Vorhalle aus fiel Clarissas Blick auf die amerikanische Fahne, auf die schwarze Tafel über dem Kamin, die mit irgendwelchen Formeln für Hühnerfutter beschrieben war. Sie sah die Fliegenfänger, die überall im Raum sacht hin- und herwehten, sie erkannte auch das Gesicht ihres Mannes. Von Porten sah müde aus, als wäre es eine große Anstrengung für ihn, seine Augen offenzuhalten. Er war ein starker, kräftiger Mann, aber irgendwie war ihm seine Haut zu groß geworden. Er unterschied sich von den anderen mit ihren intelligenten, müden Gesichtern. „Sie machen alle den Eindruck, als würden sie zur Erholung Schach spielen", dachte Clarissa. Von Porten aber war Polo-

spieler und Jäger. Er tat ihr leid. Mr. Gibbs, den die Gesellschaft zur Ansiedlung europäischer Flüchtlinge mit der schwierigen Aufgabe betraut hatte, aus unerwünschten und unnützen Intellektuellen nützliche Eierlieferanten zu machen, schien seine Rede hauptsächlich für ihn zu halten, doch die Worte konnte Clarissa nicht verstehen.

„Er spricht über die große Zukunft der Eier. Er versucht Tag für Tag, uns Mut zu machen." Der junge Mann sprach plötzlich deutsch. „Wir essen Hühner, wir reden über Hühner, wir träumen von Hühnern, wir riechen nach Hühnern, bald werden wir im Dunkeln piepen — weil uns nichts anderes übrigbleibt."

„Was haben Sie früher gemacht?" fragte Clarissa uninteressiert. „Kunstgeschichte. Ach so, Sie meinen in Amerika. Ich habe Löcher in Aprikosenkerne gebohrt. Man trägt sie als Schmuck. Ist jetzt modern. Dann wurde der Laden in die Rüstungsindustrie eingeschaltet und wir mußten gehen. Man nimmt keine Ausländer für Rüstungsarbeiten."

„Ja, ich weiß", sagte Clarissa leise.

„Aber ich will nicht von mir sprechen, sondern von Ihnen"; er richtete sich bei diesen Worten auf. „Als ich hörte, daß Sie auf die Farm kommen würden, dachte ich, es wäre nicht wahr. Clarissa Fank in dieser Hölle? Was war mit ihr geschehen? Aber Sie haben sich gar nicht verändert."

„Wann haben Sie mich zuletzt gesehen?" Dies klang interessierter.

„In München, als Sie die Lulu in Wedekinds ‚Erdgeist' spielten. Das war eine Aufführung! Und später in einem französischen Film als Sie in Paris ..."

„Aber ich habe zwei französische Filme gedreht. Welchen haben Sie gesehen?"

Clarissa drehte sich plötzlich um, denn hinter ihr war Mr. Gibbs aufgetaucht.

„Es ist Zeit, zu Bette zu gehen, Mr. Lindner", sagte er, „und für Sie auch, Mrs. Porten. Sie werden sicher müde sein. Der erste Tag ist immer der schwerste, und um 5 Uhr 30 wollen Sie wieder aufstehen."

„Ja, ich gehe", sagte Clarissa, rührte sich aber nicht.

Gibbs wartete noch einen Augenblick. „Schön, gute Nacht — und lassen Sie den jungen Mann nicht zu lange draußen. Er ist nicht so kräftig wie Ihr Gatte." Damit ging er ins Haus zurück.

Mr. Gibbs liebte seine Hühner, doch er hatte keine Vorliebe für Flüchtlinge. Es war nicht gut für die Hennen, immer wieder neue Gesichter zu sehen und von den ungeschickten Händen dieser Fremden befaßt zu werden. Sie wurden davon nervös und legten schlecht. Gibbs bedauerte sie. Es fiel ihm niemals ein, die Menschen zu bedauern, die auf die Farm kamen, um zu lernen. Sie kamen nicht, weil sie unbedingt Farmer werden wollten; sie ergriffen die Hühnerfarm als rettenden Strohhalm, nachdem alles andere fehlgeschlagen war. „Dieser Porten könnte vielleicht einen ganz guten Farmer abgeben", dachte Gibbs, als er das Licht ausschaltete.

„Kommst du, Ciss?" fragte von Porten, die Hand auf Clarissas Schulter legend. Sie streifte leicht mit der Wange dagegen. Nach zwölf Jahren Ehe bewunderte er immer noch ihre zierliche Gestalt. Er wurde sich dann seiner eigenen Größe und Verantwortung bewußt. „In drei Minuten", antwortete sie, „es ist so schön hier draußen, so still. Man kann die Stille beinahe hören." Diese kleinen Dinge, die sie zu sagen liebte, fielen ihr immer wieder ein; sie war nie ganz sicher, ob sie sie eigentlich selbst ausgedacht oder vorher in irgendeinem Stück gehört oder gesprochen hatte.

„Gut — bleib nicht so lange, Kind. Du brauchst Ruhe", sagte von Porten, „du hast schwer gearbeitet."

Clarissa lachte. „Ich habe nur ein paar Tonnen Hühnerschmutz zusammengekratzt. Das ist angeblich die leichteste Arbeit. Es hat mir Spaß gemacht, wirklich." Ihre Stimme war beinahe schrill, so mühte sie sich, munter zu erscheinen, und von Porten drückte noch einmal leicht ihre Schulter, bevor er seine Taschenlampe herausnahm.

WALTER BENJAMIN

Einer der in Deutschland noch so gut wie unbekannten großen Essayisten des deutschen Sprachbereichs, vor 1933 Mitarbeiter der „Literarischen Welt" und Verfasser eines gedankenreichen Bandes „Einbahnstraße". Er ging 1933 ins Exil; im Herbst 1940 floh er über die spanische Grenze und endete dort nach seiner Verhaftung durch Selbstmord. — In einem 1927 in der „Literarischen Welt" erschienenen Essay Benjamins finden sich die folgenden Sätze über GOTTFRIED KELLERS HUMOR:

Das leiser und melodischer gestimmte Lachen Kellers ist in den irdischen Gewölben so gut zu Hause wie in den himmlischen das des Homer. Man hat aber noch jedesmal erlebt, daß man zu einem großen Autor sich den Zugang verbaut, wenn man davon ausgeht, er sei Humorist. So ist auch Kellers Humor nicht goldene Politur der Oberfläche, sondern der unberechenbare Anlageplan seines melancholisch-cholerischen Wesens. Dem folgt er in den bauchigen Arabesken seines Vokabulars. Und wenn er vor den bürgerlichen Satzungen Respekt bekundet, so hat er ihn in der Willkürwelt des Innern erlernt, und Kellers leidenschaftlichster Affekt, die Scham, liegt beiden zugrunde. In seiner Weise ist der Humor eine Rechtsordnung. Er ist die Welt der urteilslosen Vollstreckung, in der Verdikt und Gnade im Gelächter laut wird. Das ist der ungeheure Vorbehalt, aus dem Kellers Schweigen und Dichten beredt wird. Von Rede, Urteil und Verurteilung hat er wenig gehalten — wieviel erst von moralischer, das sagen die Schlußworte jener Liebesnovelle. Dem zum Denkmal hat er Seldwyla erbaut am Südabhange jener Hügel und Wälder, an deren nördlichem die Stadt Ruechenstein liegt, deren Bewohner „zu ihren Hinrichtungen, Verbrennungen, Schwemmungen ein windstilles, freundliches Wetter liebten", daher dort „an recht schönen Sommertagen immer etwas vorging". Es war ihm ausgemachte Sache, „daß wohl eine ganze Stadt von Ungerechten und Leichtsinnigen zur Not fortbestehen kann im Wechsel der Zeiten ..., daß aber nicht drei Gerechte lang unter einem Dach leben können, ohne sich in die Haare zu geraten". Die süße, herzstärkende Skepsis, die unter angelegentlichem Schauen reift und wie ein starkes Arom aus Menschen und Dingen des liebenden Betrachters sich bemächtigt, ist nie in eine Prosa wie in Kellers eingegangen. Sie ist von der Vision des Glücks untrennbar, die diese Prosa realisiert hat. In ihr — und das ist die geheime Wissenschaft des Epikers, der allein das Glück mitteilbar macht — wiegt jede kleinste angeschaute Zelle Welt soviel wie der Rest aller Wirklichkeit. Die Hand, die in der Schenke so dröhnend aufschlug, hat im Gewicht der zartesten Dinge sich nie vergriffen. Abwägend Laut- und Sachgewichte zu verteilen, ist noch das Werk des Kanzleideutsch, das hin und wieder sich umständlich breit macht. Ein Löffel Suppe in der Hand des rechtschaffenden Mannes wiegt, wenn's drauf ankommt, das Tischgebet und Seelenheil im Munde des Gauners auf. „Martin Salander befolgte in allen Lagen seines Lebens, wo eine Suppe vorkam, die Angewöhnung, ohne Verzug mit dem Genusse derselben zu beginnen, sobald er sie im Teller hatte."

MARTIN BEHEIM-SCHWARZBACH

Geboren 1900 in London, lebte bis 1939 in Hamburg, seitdem in England. Seine bekanntesten Bücher: „Die Michaelskinder", „Der Gläubiger", „Das Buch vom Schach", „Die Herren der Erde", „Die Krypta", „Novalis". — Hier eine kleine Probe aus dem bei Dulk in Hamburg erschienenen Buch „VOM LEIBHAFTIGEN SCHMERZ":

Die verstaubten und verrosteten Folterkammern mittelalterlicher Dunkelheiten, die man schon als unglaubhafte, kuriose Sehenswürdigkeiten für Geld zeigte, sind zu neuem Leben erwacht. Sie sind modernen Bedürfnissen zugeschnitten. Die eisernen Jungfrauen sind schwerfällig und gravitätisch dem Delinquenten zuviel Ehre, man hat die Leistungen der Technik zur Verfügung, kann mit Gas und Elektrizität arbeiten, Gelbkreuz und Blaukreuz, Gleichstrom und Drehstrom, aber viele der alten, einfachen, unverwüstlichen Requisiten sind brauchbar nach wie vor, und vor allem: Diese Kammern werden zu Sälen, Torturen werden am laufenden Band ausgeführt. Schornsteine rauchen, Kräne raffen die Leichenhaufen zusammen. Ein Inferno, das alles in den Schatten stellt, was danteske Phantasie je habe aussinnen können. Und Armeen von Helfern, abgestuft nach Rang, Dienstalter, Saalschlachtbewährung, eine Hierarchie von Folterknechten, sind mit Feuereifer, mit aufgekrempelten Ärmeln und feisten Witzreden daran tätig. Das ist es! Nicht die Opfer, die Täter sind die Klippen der Schöpfung. Es wird von Augenzeugen berichtet, daß die Opfer sich nicht einmal wehren, durch zu viele Höllen sind sie schon geschleift worden, sie begrüßen den Tod. Freilich, der Höllenlärm in den vollgepackten Gassälen, wenn das Gift einströmt, zeugt davon, daß zwischen Sterbensbereitschaft und Sterben ein Abgrund klafft. Was aber werden die Täter für einen Tod haben? Einen sanften, zweifellos, eine rasche Kugel oder allenfalls einen Strick; hier unten auf Erden ist von Ausgleich keine Rede. Was aber werden die Täter für ein Fortleben haben? Wieviel Wirrsal, Lähmung, Verfärbung, Gram und Verzerrung richten sie in der Welt hinter der Welt noch an? Wie sehen ihre Metamorphosen aus, wann treten sie ein?

GEORG BERNHARD

Georg Bernhard, in seiner Frühzeit als Wirtschaftler, später als Mitarbeiter von Maximilians Hardens „Zukunft" tätig, schuf sich einen bedeutenden Ruf als Publizist in seiner Eigenschaft als Chefredakteur der „Vossischen Zeitung". 1933 ging er nach Paris und gab dort die „Pariser Zeitung" heraus. Im Exil schrieb er das Buch: „Deutsche Tragödie"; er ist 1943 in Stockholm gestorben. Die nachfolgende Probe ist seiner in der Emigration entstandenen Aufsatzreihe: „WARUM SCHWEIGT DIE WELT?" entnommen, in der er eine sehr offene Sprache führt.

Vielleicht ist eine kleine Hoffnung vorhanden, daß die Welt ihr schreckliches Schweigen über das Schicksal vieler Hunderttausender verfolgter, verstoßener und gequälter Menschen eines Tages doch noch brechen wird. Der Bericht, den die Experten-Kommission des Völkerbundes dem Rat für seine Januar-Tagung vorgelegt hat, wirkt wenigstens wie ein Schimmer in der Dunkelheit der Verzweiflung. Denn er spricht nicht nur von der Emigration aus Hitlerdeutschland und ihrem Elend, sondern er weist auch auf die Urheber dieses Elends und sogar darauf hin, daß die Folgen nicht aufhören und sich immer weiter vergößern müssen, solange wie man die Ursachen andauern läßt. Die Ursachen? Das sind die barbarischen Handlungen eines Regimes, das in den kaum drei Jahren seiner Herrschaft eines der kulti-

viertesten Länder der Welt, von dem bis vor kurzem große und bleibende Leistungen für die ganze Menschheit ausgegangen sind, in einen Zustand vormittelalterlicher Barbarei gestürzt hat.

Vielleicht rüttelt dieses Dokument des Völkerbundes die Geister, die es anruft, nun endlich doch in letzter Stunde wach! Es ist noch gar nicht so lange her, da durfte man erwarten, daß, wenn auch nur Ähnliches von dem geschähe, was sich während der letzten Zeit in Deutschland ereignet hat und noch unentwegt weiter vor sich geht, die Menschen aller Länder entsetzt sich zum Widerstand sammeln würden. Aber gegenüber den Methoden des Hitlerregimes war die Reaktion seltsam anders. Die Entrüstung des Anfangs ist völligem Schweigen gewichen, das nur ab und zu noch durch den Aufschrei der Opfer unterbrochen wird. Selbst das Echo auf diese Schreie gepeinigter Seelen ist seit Monaten fast völlig erstorben. Und manchmal hat man beinahe die Empfindung, als ob hie und da sogar der Appell an das Weltgewissen seitens der Heimgesuchten oder ihrer Fürsprecher fast als eine unbequeme Belästigung empfunden wird. Es fehlt nicht mehr viel daran, daß man die Märtyrer der Friedensstörung zeiht, ein Hindernis für die Versöhnung der anderen Regierungen mit ihren Henkern zu bilden.

Warum reagiert die Welt so? Warum schweigt sie wirklich zu alledem? An der Spitze der Gründe steht die erschreckende „Trägheit des Herzens", die über die Welt gekommen ist. Die Menschen haben seit dem Weltkriege zu viele Wechselfälle des Schicksals und ein zu reiches Maß des Grausigen und Grausamen erfahren, als daß noch etwas sie wirklich aufwühlen könnte. Millionen von Menschen sind auf den Schlachtfeldern hingemordet und im Elend der Nachkriegsjahre verkommen. Andere Millionen haben ihre Heimat verloren, sind von einem Erdstrich auf den anderen verpflanzt worden. Und Hunderttausende sind auf der Wanderung zugrunde gegangen oder im Exil verkommen. Das hat gegen Sensationen abgestumpft.

Warum schweigt die Welt? Die zweite Antwort auf diese Frage lautet: Daß heute allzu viele Menschen mit ihren eigenen Sorgen und Kümmernissen beschäftigt sind, daß ihre Seele verstockt gegen fremdes Leid geworden ist. Sie sehnen sich alle nach Ruhe und Frieden. Und sie beurteilen alles Geschehen lediglich danach, ob es nicht etwa den Wirrwarr noch vermehren und den Tag der Ruhe und des Gleichgewichts noch weiter hinausschieben könne. Weil aber die Menschen wissen, daß es nicht menschlich ist, sich gegen fremdes Leid zu verschließen, und weil sie sich schämen, unsittlich zu handeln, so binden sie sich Scheuklappen vor und konstruieren sich Ausreden, die es rechtfertigen, daß sie sich abschließen und die Dinge gehen lassen.

ALICE BEREND

1878 in Berlin geboren, ist die Verfasserin vielgelesener Romane von überlegenem Humor („Frau Hempels Tochter", „Die Bräutigame der Babette Bomberling" usw.). Sie ist im Schweizer Exil gestorben. Gedanken über den „HUMOR ALS KUNSTFORM" hat sie seinerzeit in einer Antwort auf die Umfrage der vor 1933 erschienenen deutschen Literaturzeitschrift „Die Literarische Welt" wiedergegeben:

Humor lächelt und ist geräuschlos, Komik lacht knallend. Wer auf Komik reagiert, der brüllt schon auf, wenn ein Dicker und ein Dünner oder ein Langer und ein Kurzer gleichzeitig den Hut abnehmen. Komik ist eine äußerliche Angelegenheit. Humor lächelt über Kontraste von Eigenschaften, von

Schicksalsgründen, nicht über äußere Situationen, es sei denn, daß beides miteinander verflochten ist. Man hat Humor auch „praktische Weisheit" zu nennen versucht. Aber der Humor lächelt auch darüber, er fragt: was ist denn weise? Man liest es immer wieder als Kompliment für den Menschen aufgestellt, daß kein anderes Tier außer ihm lächeln könne. Trotzdem neigt die Werteinstellung vieler geistiger Schwergewichtler dazu, tragisch vorgebrachte Kunstwerke höher zu bewerten als humoristisch gewagte. Humor als Kunstform aber ist ein ernstes, ein kühnes und ein demütiges Unterfangen. Er zwingt zu bewußter Beschränkung des Stoffes, der Mittel, des Wissens um die Dinge der Welt. Der schwere Ernst (die berühmte Träne!), aus dessen Dunkel das Lächeln allein wachsen konnte, darf um Stil und Form willen nur so fein angedeutet werden, daß ihn gröbere Naturen oft gar nicht zu finden verstehen. Die mystische Verbundenheit der Geschehnisse, von der der Humorist genau so viel oder so wenig weiß wie der Tragiker, muß durch ganz unscheinbare Ereignisse kenntlich werden, so wie das Leben selbst ganz unauffällig seine Fäden flicht.

OSKAR BIE

1864 geboren, lange Jahre Herausgeber der „Neuen Rundschau", war der Autor der bei S. Fischer erschienenen großen Werke „Die Oper" und „Das deutsche Lied" sowie zahlreicher kulturhistorischer Schriften und Bücher, die nach 1933 nicht neu aufgelegt werden durften. Aus dem Essayband Bies: „REISE UM DIE KUNST":

Bei mir oben im Regal stand ein alter Brockhaus von 1879, wo Wagner noch als böser Egoist bezeichnet ist und Kiautschau noch den Chinesen gehört. Ich freute mich kindisch, ihn mit der Zeit durch den neuen von 1901 ersetzen zu können. Der neue hat einen schönen und wirksamen Rücken, und siebzehn schöne Rücken machen schon etwas aus in dem Bücherschrank eines jener Heuchler, die fortwährend über die Notwendigkeit der zeitgemäßen Buchausstattung schreiben und dabei dutzendweise ungebundene Exemplare, deren Herkunft keinem Uneingeweihten zweifelhaft ist, in die ersten Reihen ihrer Regale stellen.

Ich leugne es keinen Augenblick, daß ich das Konversationslexikon brauche. Wir sogenannten Gebildeten kennen wohl einige Dinge, die wir auf unseren Reisen bei Mensch und Stadt gesehen haben, aber wir besitzen zahllose blinde Flecke in unserem Arbeitsorgan, die der eine mehr, der andere weniger eingesteht. Ich habe nach keinem Buch so oft und zu so verschiedenen Gelegenheiten gegriffen wie nach diesem. Wenn meine Frau eine Augenkrankheit hatte, habe ich mich belehrt, wie dieses Instrument konstruiert ist und wo die Krankheit sitzt, dann war ich beruhigt. Wenn meine Mitarbeiter merkwürdige exotische Völkerstämme zitierten, habe ich sie mittels Brockhaus kontrolliert und dabei ein bißchen Geographie gereist, wie ich es sehr liebe, und ich war beruhigt. Wenn ich die verschiedenen Heinrichs und Ferdinands, die auf Thronen sitzen mußten, nicht mehr unterscheiden konnte, ließ ich sie hier Revue passieren, und ich war über ganze Dynastien vollkommen beruhigt. Ich habe sogar ... Dinge nachgesehen, und war ... beruhigt. Man weiß so vieles nicht, Botanik und Politik ist man so schwach, Statistik ist so schön, Artikel daraus zu machen, zum Beispiel Geschichte der Ausstellungsbauten, Jahreszahlen kann man sich, wenn man auf gewisse geistige Vorzüge Anspruch erhebt, überhaupt niemals merken —

da steht die große Enzyklopädie, die alles weiß, die alles Kluge von allen Menschen in wenige Bände zusammenpreßt, die es kaltlächelnd nach dem tückischen Alphabet ordnen, A bis Athelm, Athen bis Bisenz (glücklich wer einen Schlußnamen hat, der wird durch den Rücken fürchterlich berühmt), 17 500 Seiten sind hier unsere Stütze durchs Leben, 1000 Tafeln, davon 140 bunte, mit 10 000 Abbildungen, dazu 300 Karten und Pläne — ich leugne es nicht, es ist ein Museum des Wissens von tadelloser Organisation.

WERNER BERGENGRUEN

1892 in Riga geboren, ein Meister der kunstvoll geformten und von Spannung erfüllten Novelle, ist zugleich ein Lyriker von großer Begabung und hat als Romanautor („Der Großtyrann und das Gericht", „Das große Alkahest", „Am Himmel wie auf Erden" usw.) sichtliche und verdiente Erfolge gehabt. Mehrere seiner Bücher wurden vom Regime verboten; 1937 wurde er aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen. Ein Teil seiner illegal verbreiteten Gedichte erschien 1946 in dem sehr eindrucksvollen Band: „Dies Irae" (Desch-Verlag, München); diesem Band entstammt auch das hier abgedruckte Gedicht Bergengruens „DIE LÜGE":

Wo ist das Volk, das dies schadlos an seiner Seele ertrüge?
Jahre und Jahre war unsre tägliche Nahrung die Lüge.
Festlich hoben sie an, bekränzten Maschinen und Pflüge,
sprachen von Freiheit und Brot, und alles, alles war Lüge.
Borgten von heldischer Vorzeit aufrauschende Adlerflüge.
rühmten in Vätern sich selbst, und alles, alles war Lüge.
Durch die Straßen marschierten die endlosen Fahnenzüge,
Glocken dröhnten dazu, und alles, alles war Lüge.
Nicht nach totem Gesetz bemaßen sie Lobspruch und Rüge,
Leben riefen sie an, und alles, alles war Lüge.
Dürres sollte erblühn! Sie wußten sich keine Genüge
in der Verheißung des Heils, und alles, alles war Lüge.
Noch das Blut an den Händen, umflorten sie Aschenkrüge,
sangen der Toten Ruhm, und alles, alles war Lüge.
Lüge atmeten wir. Bis ins innerste Herzgefüge
sickerte Tropfen für Tropfen, der giftige Nebel der Lüge.
Und wir schrien zur Hölle, gewürgt, erstickt von der Lüge,
daß im Strahl der Vernichtung die Wahrheit herniederschlüge.

FRANZ BLEI

1871 in Wien geboren, schrieb zunächst Dramen, später eine Reihe graziöser kulturgeschichtlicher Essays, literaturkritische Arbeiten wie „Das große Bestiarium der deutschen Literatur" sowie eine wertvolle Autobiographie. Er floh vor den Nazis nach den USA, wo er vor einigen Jahren gestorben ist. Blei war ein Meister der Formulierung und Charakterisierung, wie beispielsweise in seinem seinerzeit im Georg Müller Verlag erschienenen kulturhistorischen Buch „DAS ROKOKO":

Das Rokoko verbarg Zweck, Konstruktion und Elemente hinter dem Ornament; man hob scheinbar alle statischen Gesetze auf und gefiel sich im Illusionismus; man vermengte Plastik und Architektur, oft indem man beides malte. Kirchen machte man wie Theater, Schlafzimmer wie Altäre, Bäume und Sträucher schnitt man zu Tierformen, Kaskaden ließ man scheinbar auf-

wärts fließen. Das Gespräch und der Brief wurden die beliebteren Ausdrucksformen auch für gelehrteste Dinge, denn man besaß die Tiefe und wollte sie an die Oberfläche bringen, in die sinnliche Form: in der Musik hatte das Rokoko sein Genie. Ja, dieses „oberflächliche" Jahrhundert kultivierte, an die Formen des Lebens glaubend und sie zu schaffen begabt, seine Oberfläche um so intensiver, je mehr Kräfte von unten sich rührten, welche die Formen dieses Lebens in Zweifel stellten, weil sie dieses Leben selber verwarfen. So stark war die Kraft zur Form und die kulturelle Verpflichtung zur Oberfläche, daß sich die Tiefen und Neuen selber darein begeben mußten: Diderot wie Rousseau, Lessing wie Goethe, Händel wie Bach und Mozart wie Beethoven, Watteau wie Fragonard: im Besten wie im Schlimmsten lebt das neunzehnte Jahrhundert von diesen größten Energien des Rokoko, was „Die Episode der deutschen Romantik", was „Die Natürliche Tochter", was Beethovens letzte Quartette nicht zu ändern vermochten bis auf heute . . .

Jedes Gesicht dieser Zeit hat zwei verschiedene Profile, ein ernstes und das andere, das sich über den Ernst mokiert, ein gefühlvolles und eines, das darüber den zynischen Witz macht. Diese Doppeltheit war in einer Form nicht zu halten, und daran zerbrach sie endlich. Diese Doppeltheit doch in eine Form zu zwingen, war die außerordentliche Leistung des Rokokos.

GÜNTHER BIRKENFELD

Wurde 1901 in Kottbus geboren und wuchs in Berlin auf. Sein Anfang der dreißiger Jahre erschienener Jugendroman „Dritter Hof links" wurde sogleich von den Nazis verboten. Er blieb in Deutschland, versteckt im bescheidenen Winkel des Lektorats eines deutschen Verlages und im Kriege als Luftlagereporter. Er ist Herausgeber und Chefredakteur der Jugendzeitschrift „Horizont". Das Gedicht „ZU ZWEIT", das wir hier als Probe seiner lyrischen Begabung wiedergeben, ist seiner Frau Bobba gewidmet. Es wurde 1932 „zur Zeit meiner Stempelbruderschaft, aber damals schon sehr glücklich mit der Bobba" geschrieben.

Einzeln sind wir schwach und nichtig,
Tod kommt bald und löscht uns aus.
Kein Gewirk bleibt lange wichtig,
Schnell zerfällt das leere Haus.

Doch vereinigt sind wir mächtig,
Denn dann ist auch Gott zu zweit.
Und vereinigt sind wir trächtig
Von des Lebens Unaufhörlichkeit.

In der Liebenden Vereinung
Stirbt der Tod und kreist das Sternenzelt.
Liebesworte sind die wahre Meinung
Gottes über seine Welt.

In der Liebenden Betreuung
Bleibt der Sinn der Erde gut und rein.
Und in ihrer Tröstung und Erfreuung
Mag des Schöpfers Herz geborgen sein.

ERNST BLASS

Schrieb vorwiegend Lyrisches („Die Straße komme ich entlang geweht", „Die Gedichte vom Sommer und Tod"). Er ist, von den Nazis verfemt, vor einigen Jahren in Deutschland gestorben. Aus der seinerzeit von Rudolf Kayser herausgegebenen Anthologie „VERKÜNDIGUNG" stammt das hier abgedruckte Gedicht:

Nun herrschen über ihn der Fremde Geister,
Und nur der Wind ist ein bekannt Geleit.
Nun ist er abgeschieden und verwaister
Als jemals in erwünschter Einsamkeit.

Ihn führten fort die unsichtbaren Meister,
Und selbst ihr Hohn verließ ihn vor der Zeit
Nun schrillt im Walde blinder und ergreister
Baumstämme über ihm der Wolken Streit.
Ein wandernd Wesen mit verlorenen Sinnen

Ist seine Seele, von der Not verheert,
Rufen der Angst hebt an, ihm zu entrinnen . . .
Da aber wird die Tröstung neu gewährt:
Des Echos Antwort tönt nach kleiner Weile
Wie eine ferne Botschaft von dem Heile.

ERNST BLOCH

Sein erstes Werk: „Geist der Utopie", eigenwillig in der philosophischen Auffassung und im Stil, blieb den meisten unbekannt; eine andere Schrift: „Durch die Wüste", nicht minder geistreich wie sein Hauptwerk und eine Art geistiger Bestandaufnahme der Zeit vor 1933 in Form einer Auseinandersetzung mit Spengler und anderen Popular-Philosophen, blieb ebenfalls nur einem kleinen Leserkreis vorbehalten. Viel bekannter wurde seine Biographie: „Thomas Münzer". Im Exil schrieb er u. a. „Erbschaft dieser Zeit" und „Freiheit und Ordnung". Das philosophische Gesamtwerk Ernst Blochs, das 16 bis 18 Bände umfassen wird, harrt der Herausgabe in Deutschland; es wird ihn als einen der großen, richtungweisenden Denker unserer Epoche legitimieren. In seinem Werk „GEIST DER UTOPIE" schreibt der 1885 in Ludwigshafen Geborene über Gustav Mahler:

Ganz anders wird uns bei Mahler zumute, diesem heftigen, strengen, jüdischen Mann. Noch immer reichen die Ohren nicht aus, um mit diesem Großen zu fühlen und ihn zu verstehen. Er gilt immer noch wesentlich nur als der bedeutende Dirigent, und mancher elende Zeitungsschreiber wagt durchaus ohne Schamröte zu fragen, ob Mahler überhaupt dazu berufen war, zu komponieren, als ob es sich hier um die fünf oder sechs schwankenden Leistungen eines Harmonieschülers handelte. Fast keines der symphonischen Werke wird aufgeführt; und wenn es geschieht, dann bleibt das Ergebnis zumeist ein verlegenes Schweigen oder aber jenes bodenlos gemeine Geschwätz vom Mahlerschen Jüdeln oder Scheintitanentum, mit dem sich die sonst alles genießenden Strohwische vor der ihnen freilich artfremden Reinheit des Ernstfalles zurechtfinden. Gewiß, er ist nicht mühelos, auch wollen wir nicht sagen, daß der gesucht simple und deutschtümelnd sentimentale Kram vieler Mahlerschen Lieder, vor allem die aus des Knaben Wunderhorn,

erfreulich oder leicht erträglich wäre. Aber das ist eine Sache, eine kleine Sache für sich und ganz ohne Zusammenhang mit dem übrigen Mahler, mit der ausschlaggebenden Mehrzahl der Mahlerschen Art. Man höre nur die Kindertotenlieder, den letzten Gesang aus dem Lied von der Erde, die zweite, dritte, siebente Symphonie oder auch nur die kleine Einleitungsmusik zum Schlußteil des Faust, die keiner vergißt, den sie irgendwie nur zu der hoch gelegenen und terrassenförmig gebauten Berglandschaft der Eremiten mit hinaufgeführt hat. Wie oft auch die Achse am Wagen, die bloße Talentgabe, bei dieser ungeheuren Belastung brechen mag: niemand ist bisher in der Gewalt seelenvollster, rauschendster, visionärster Musik dem Himmel nähergetragen worden als dieser sehnsuchtsvolle, heilige, hymnenhafte Mann. Wie ein ferner Bote kam dieser Künstler in seine leere, matte, skeptische Zeit, erhaben in der Gesinnung, unerhört in der Kraft und männlichen Glut seines Pathos und wahrhaft nahe daran, das letzte Geheimnis der Musik zu spenden.

WILLI BREDEL

1901 geboren, verbüßte in den Jahren 1930 bis 1932 Festungshaft wegen einiger Zeitungsartikel, war von 1933 bis 1934 über ein Jahr lang im KZ und ging Ende 1934 nach Moskau. Er wurde 1935 ausgebürgert. Im Exil schrieb er den Roman „Die Prüfung", der ebenso wie sein Buch „Verwandte und Bekannte" im Aufbau-Verlag, Berlin, erschienen ist. — Bredels Roman-Manuskript „Begegnung am Ebro" hatte abenteuerliche Schicksale, über die seinerzeit C. F. Weiskopf in der „Neuen Zeitung" berichtet hat. — Hier folgt ein Abschnitt aus dem Roman „DIE PRÜFUNG":

„Um Gottes willen, Walter, was hast du?"

Kreibel sitzt aufgerichtet im Bett, die Augen unnatürlich geweitet, den Kopf in beiden Händen und stöhnt und wimmert.

„Was hast du nur, schreist mitten im Schlaf, schlägst um dich und springst auf."

„Sie haben Fritz Jahnke hingerichtet!"

„Unsinn, du hast geträumt!"

„Wirklich! War das nur ein Traum? Oh, es war ein entsetzlicher Traum! Entsetzlich!"

„Leg dich wieder hin und schlaf. Du bist ja ganz naß. Du fieberst. Walter, werde mir nur nicht krank."

Kreibel wirft sich aufs Kissen zurück, läßt sich wie ein Kind die Bettdecke bis an die Brust legen und das Gesicht streicheln.

„Ilse, glaubst du, daß sie ihn hinrichten werden?"

„Nein, sie werden das Urteil nicht vollstrecken!"

Kreibel stößt einen Seufzer der Erleichterung aus.

Die Woche ist vorüber. Heute trifft Kreibel die drei. Er hat sich entschieden. Er versteht jetzt gar nicht, wieso es Hemmungen geben konnte. Die Partei ruft, wie kann er da zögern.

Und doch. Es schwelt in ihm ein Rest Grauen. Die Erinnerung hat an Farbe verloren, ist verblaßt, aber mitunter steigt sie doch grell vor ihm auf: Dunkelhaft. Nächtliche Auspeitschungen. Einzelhaft. Der Oktobersonntag mit dem angeschossenen Gefangenen und dem Orgelspiel. Koltwitz' qualvoller Tod ...

Und doch. Er hat sich entschieden. Jeder muß sich entscheiden; es gibt kein Ausweichen, kein Entrinnen.

Kreibel ist auf dem Wege zur Heitmannstraße. Unterwegs kauft er sich eine Abendzeitung und liest im Gehen darin.

Mit einem Male ist ihm, als stürzten die Häuser vornüber, sausten die Bäume und Laternenpfähle durch die Luft. Er sucht Halt und stützt sich am Gitter eines kleinen Vorgartens.

„Mein Gott, ist das möglich? Ist das möglich?"

Kreibel taumelt und legt die Hand vor die Augen.

„Sie haben es also wirklich vollstreckt."

Er sieht die blutüberströmte weiße Wanne. Die schwarzen Gestalten darum. Die SA. Sieht den Mann im Frack die blutbespritzten weißen Handschuhe von den Händen ziehen ... Kreibel reißt sich zusammen, preßt die Zähne aufeinander, daß ihm der Schädel schmerzt, und geht, hochaufgerichtet, festen, schnellen Schrittes durch die Heitmannstraße.

Die drei andern warteten schon ...

BERTOLT BRECHT

1898 in Augsburg geboren, schrieb zahlreiche Bühnenstücke, Gedichte und Balladen. Seine Stücke „Trommeln in der Nacht", „Im Dickicht der Städte", „Mann ist Mann" usw. erregten Aufsehen, Bewunderung und Entrüstung. Er wurde mit dem Kleistpreis ausgezeichnet. Einen besonderen Erfolg errang er mit der „Dreigroschenoper". Er emigrierte schon 1933 nach Dänemark, lebte später in Schweden und Finnland und ist seit 1941 in den USA ansässig. Im Exil entstanden u. a. „Galileo Galilei", „Mutter Courage und ihre Kinder", „Furcht und Elend des Dritten Reiches", „Die Gewehre der Frau Carar", „Der gute Mann von Sezuan" und „Swendborger Sonette". Der Verlag Henry Holt hat vor einiger Zeit eine vierbändige englische Ausgabe seiner Werke angekündigt. Bertolt Brecht wird, wie es heißt, aus Kalifornien nach Deutschland zurückkehren. — Aus der im Verlag Volk und Zeit, Karlsruhe, erschienenen, von Erich Grisar herausgegebenen Anthologie der Emigrantenlyrik „Denk ich an Deutschland in der Nacht" bringen wir als eindringliche Probe Brechts „BALLADE VON DEM BAUM UND DEN ÄSTEN":

Und sie kamen in ihren Hemden von braunem Schirting daher,
Und Brot und Brotaufstrich waren rar,
Und sie traßen mit unverschämten Reden die Töpfe leer,
In denen schon fast nichts mehr war.
Hier werden wir's recht toll treiben, sagten sie,
Mindestens tausend Jahr.

Gut, das sagen die Äste,
Aber der Baumstamm schweigt.
Mehr her, sagen die Gäste,
Bis der Wirt die Rechnung zeigt.

Und sie suchten sich dicke Posten, neue Schreibtische wurden bestellt,
Und sie fühlten sich gänzlich zu Haus.
Sie fragten nicht nach Kosten, sie sahen nicht auf das Geld,
Sie waren aus dem Gröbsten heraus.
Hier können wir's recht toll treiben, sagten sie,
Hier können wir wundervoll bleiben, sagten sie,
Und sie zogen die Stiefel aus.

Gut, das sagen die Äste,
Aber der Baumstamm schweigt.
Mehr her, sagen die Gäste,
Bis der Wirt die Rechnung zeigt.

Und sie schießen ihre Pistolen in jeden besseren Kopf,
Und sie kommen mindestens zu zweit.
Und dann gehen sie drei Mark abholen aus ihrem goldenen Topf.
Jetzt waren sie endlich soweit.
Der wird immer schön voll bleiben, sagten sie,
Da können wir's lange toll treiben, sagten sie,
Bis ans Ende der Zeit.

Schön, sagen die Äste,
Aber der Baumstamm schweigt.
Mehr her, sagen die Gäste,
Bis der Wirt die Rechnung zeigt.

Und ihr Anstreicher strich die Sprünge im Haus mit brauner Farbe zu,
Und sie schalteten alles gleich.
Und wenn es nach ihnen ginge, dann wären wir auf Du und Du,
Sie dachten, da springen wir gleich!
Wir müssen es nur toll treiben, sagten sie,
Und uns bauen ein Drittes Reich.

Gut, das sagen die Äste,
Aber der Baumstamm schweigt.
Mehr her, sagen die Gäste,
Bis der Wirt die Rechnung zeigt.

FERDINAND BRUCKNER

ist der Schriftstellername des 1891 in Wien geborenen Theodor Tagger. Er ging in Graz zur Schule und studierte Philosophie, Philologie und Musik an der Universität Wien. Seine ersten, noch unter dem Namen Tagger erschienenen Schriften, Gedichtbände und Essays wurden in Wien veröffentlicht. Seine Anti-Kriegsartikel während des ersten Weltkrieges wurden unterdrückt. 1923 gründete Tagger das Renaissance-Theater in Berlin. Sein eigenes, unter dem Pseudonym Ferdinand Bruckner geschriebenes Schauspiel „Krankheit der Jugend" fand sich eines Tages unter einem Wust von eingereichten Theatermanuskripten. Die Aufführung machte den Namen Bruckner berühmt. Jahrelang blieb ein Geheimnis, wer denn dieser Bruckner eigentlich sei. Andere Schauspiele folgten, aber erst 1931, während der Aufführung von „Elisabeth von England", wurde das Pseudonym gelüftet. Bruckner ging 1933 ins Exil. Er lebt gegenwärtig in Amerika, wo zahlreiche seiner Schauspiele, wie „Die Rassen", „Elisabeth von England", „Die Verbrecher" und andere, aufgeführt wurden. Seine in den letzten Jahren geschriebenen Schauspiele „Die Befreiten" und „Denn seine Zeit ist kurz" und „Simon Bolivar" sind an vielen Bühnen in Europa und Amerika mit Erfolg aufgeführt worden. Der folgende Abschnitt ist dem Drama „DENN SEINE ZEIT IST KURZ" entnommen. Die Handlung spielt in Norwegen unter der deutschen Besetzung.

Pastor Vossevangen und seine Tochter Tora mit Papieren beschäftigt.

Vossevangen: Hier, die Briefe deiner Mutter, alle beisammen.

Tora: Du willst sie verbrannt haben?

Vossevangen: Alles, was mir lieb war, will ich verbrennen. Es soll nicht in deren Hände fallen.

Tora (legt die Briefe zu anderen Papieren).

Vossevangen: Such die alte Bibel heraus, die mir Pastor Erle zu meiner Konfirmation schenkte. Ich möchte sie mitnehmen. Solltest du ihn erreichen können, erzähl ihm, wie sehr mir daran gelegen war, ihn im Gefängnis auf-

zusuchen. Aber daß die Deutschen dafür nicht weniger verlangten, als das einzige, was ich habe.

Tora: Wenn ich ihm vom heutigen Gottesdienst erzählen könnte! Von der überfüllten Olafskirche. —

Vossevangen: Ja, sie war überfüllt Glaubst du, alle diese Menschen waren gekommen, weil sie beten wollten?

Tora (sieht ihn an).

Vossevangen: Oder weil sie sehen wollten, ob ich noch immer wagen würde, die Abtrünnigen zurückzurufen?

Tora (verwirrt): Wenn die Kirche der einzige Platz ist, wo wir zumindest noch protestieren können —

Vossevangen (lächelt): Dann ist auch das eine Form des Betens, du hast recht.

Tora (überrascht): Vater?

Vossevangen: Es wurde mir klar, während ich die Namen von der Liste las. Ist das nicht das inbrünstigste Gebet? fragte ich mich.

Tora: Auch den Wölfen muß es klar geworden sein, daß du stärker bist als sie.

Vossevangen: Jedenfalls haben sie mich nicht unterbrochen.

Tora: Wie sie steinern dasaßen in ihren Uniformen und dich anstarrten — (ungenau) sie werden nicht kommen, Vater.

Vossevangen (lächelt): Willst du mir Mut zusprechen?

Tora: Sie wissen die ganze Stadt auf deiner Seite. Wie der Olafsplatz von Menschen übersät war, wie sie stumm auseinanderwichen, als du aus der Kirche tratest, und dir einen Weg machten! Mit welchen Augen einer neuen Hoffnung, einer unsagbaren Erwartung sie dich ansahen — kein Unterdrücker kann das aus der Welt schaffen.

Vossevangen: Im Gegenteil. Er setzt es um so fester in die Welt. Sobald wir darüber hinaus sind, den Tod zu fürchten, geben wir auch die kleinste unserer Erwartungen nicht mehr her.

Draußen das scharfe Anhalten von Automobilen. Kurze Befehle.

RUDOLF BORCHARDT

1877 in Königsberg geboren, lebte seit 1906, mit Dante-Studien beschäftigt, an wechselnden Stellen der Luccheser Landschaft. Er ist der Dichter zauberhafter Verse („Die Schöpfung aus Liebe"), ein Erzähler von Rang („Das hoffnungslose Geschlecht") und ein Essayist von umfassender Bildung und eigenwilligem Stil („Handlungen und Abhandlungen"). Borchardt übertrug Dantes „Göttliche Komödie" ins Deutsche, war Mitarbeiter der „Corona", Freund Hugo von Hofmannsthals und Rudolf Alexander Schröders. Er starb kurz vor Kriegsende am 15. Januar 1945 in Tirol, nach seiner Flucht aus Italien. Sein letztes Gedicht veröffentlichte kürzlich die in München erscheinende Zeitschrift „Die Fähre". — Er schrieb einen meisterlichen ESSAY ÜBER STEFAN GEORGE (in einem vor 1933 bei Rowohlt erschienenen Essayband enthalten). Daraus sei hier zitiert, an Stelle einer anderen Würdigung Georges, der zu den im Exil Lebenden und Gestorbenen (wenngleich nicht vom Hitler-Regime Verfemten, vielmehr Mißbrauchten) gehört hat:

In welcher Literatur welcher Zeit und welches Volkes hätte es ein Parallel für einen Mann wie diesen George gegeben, der ohne andere Mittel als dämonische, ohne Fertigkeiten und Kunst, ohne etwas anderes als die Intensität des einheitlichen Willens und der energischen und schwärmerischen, gespannten und maßlosen Seele einer ganzen Generation die eine Form des

Inneren aufzuzwingen vermocht hat, in der er selber leidenschaftlich existiert? Wo findet sich ein zweites Mal der Klassiker einer Nation, der in seinem siebenten großen Werke die Gesetze seiner Sprache noch nicht beherrscht, der Grammatik so wenig sicher ist wie des Geschmackes und dennoch eine neue Epoche eben dieser Sprache, eine neue Wendung des Geschmacks großartig erzwungen zu haben und zu erhalten sich rühmen darf? Wo noch einmal ein Dichter und Künstler, der fast nirgends seine Gattungen erfüllt, der fast außerstande ist, zehn Verse hintereinander zu formen, in denen das Ohr oder der Nerv des reizbaren Lesers nicht gequält oder empört würde — durch Ungeschicklichkeiten, durch Kindlichkeiten — durch Unreines und Gewöhnliches, durch das Maßlose der Unsicherheit, durch falsche Musik oder durch hölzernen Mißklang — und der dennoch den Ruhm, Form und Musik, Reinheit und Fehllosigkeit, Geschlossenheit und Einheit der Wirkung auf eine im Deutschen unerhörte Höhe gehoben zu haben genießt und freilich in einem ungewöhnlichen Sinne in Anspruch nehmen darf? Wunderliche, absurde, beunruhigende Fragen, auf die es keine Antwort gibt als die, daß eine große Seele das allerdings vermocht hat und daß sie Berge versetzen kann, wenn sie mit dem Göttlichen der Zeit im Bunde ist.

HERMANN BROCH

Autor des großen dreibändigen Romans „Die Schlafwandler", der 1932 im Rhein-Verlag erschien. 1938 emigrierte Broch auf Umwegen nach den USA; dort schrieb er den historischen Roman „Der Tod des Vergil". Broch wirkte an der Universität Princeton und entwickelte neue Theorien auf dem Gebiet der Massenpsychologie. — Aus dem Roman „DIE SCHLAFWANDLER" bringen wir einen Abschnitt:

Als man den Maurer und Landwehrmann Ludwig Gödicke aus dem verschütteten Graben herausbuddelte, war sein zum Schreien geöffneter Mund mit Erde angefüllt. Sein Gesicht war blau und schwärzlich, und der Herzschlag war nicht zu finden. Hätten die beiden Sanitätssoldaten, die ihn in die Hände bekamen, nicht über seinen Tod und sein Leben eine Wette abgeschlossen, so wäre er kurzerhand wieder begraben worden. Daß er die Sonne und die besonnte Welt aufs neue sehen sollte, verdankte er jenen zehn Zigaretten, die den Siegespreis der Wette gebildet hatten.

Mit der künstlichen Atmung kamen die beiden zwar nicht ganz zurecht, obwohl sie sich heftig abmühten und schwitzten; aber sie nahmen ihn mit und bewachten ihn gut, beschimpften ihn auch öfters, weil er das Rätsel seines Lebens, das hier das Rätsel seines Todes war, nicht und nicht offenbaren wollte, und sie ließen nicht ab, ihn den Ärzten zuzuschieben. So lag das Objekt ihrer Wette vier Tage lang im Feldlazarett, lag unbeweglich und mit schwarzer Haut. Ob während dieser Zeit ein Gefühl letzten schlummernden kleinen Lebens geglimmt haben möchte, ob dieses winzige Leben unter Schmerz und Alpdruck durch die Ruine des Körpers gejagt worden war, oder ob es ein leises und beglückendes Pochen am Rande eines großen Abgrunds gewesen, das wissen wir nicht, und der Landwehrmann Gödicke hätte nicht die Möglichkeit gehabt, darüber Auskunft zu erteilen.

Denn nur stückweise, sozusagen halbzigarettenweise, trat das Leben in seinen Körper, und diese Langsamkeit und diese Vorsicht waren zweckentsprechend und natürlich, denn der zerquetschte Körper verlangte nach äußerster Regungslosigkeit. Viele lange Tage dürfte Ludwig Gödicke sich

für das Wickelkind gehalten haben, das er vor vierzig Jahren gewesen war, eingeschnürt von einem unbegreiflichen Zwang und nichts fühlend als diesen Zwang. Und wenn er die Fähigkeit dazu gehabt hätte, er hätte wohl nach der Milchbrust der Mutter gegreint, und tatsächlich kam dann auch bald eine Zeit, in der er zu wimmern anhob. Es begann während des Transportes und war wie das wehe unablässige Wimmern eines Neugeborenen anzuhören; keiner wollte neben ihm liegen, und eines Nachts hatte ein Bettnachbar sogar etwas nach ihm geworfen. Es war die Zeit, in der man glaubte, daß er schließlich werde verhungern müssen, da es für die Ärzte keinerlei Möglichkeit gab, ihm Nahrung einzuflößen. Daß er weiterlebte, war unerklärlich, und die Meinung des Oberstabsarztes Kuhlenbeck, es hätte der Körper von all dem unter die Haut gequetschten Blute gelebt, verdient kaum den Namen einer Meinung, geschweige denn den einer Theorie. Besonders der Unterleib war arg hergenommen. Man machte ihm kühle Packungen, doch ob sie ihm Linderung brachten, das war nicht zu erkennen. Ja, vielleicht litt er gar nicht mehr so arg, denn das Wimmern verstummte allmählich. Bis es nach einigen Tagen verstärkt wieder hervorbrach: es war jetzt — oder man kann sich vorstellen, daß es so war —, als würde Ludwig Gödicke die Stücke seiner Seele bloß einzeln zurückerhalten und als würde ihm jedes einzelne auf einer Woge von Qual einhergeschwemmt. Und es mochte wohl so gewesen sein, muß es auch unbestätigt bleiben, daß der Schmerz einer in Atome zerrissenen und zerstäubten Seele, die wieder in die Einheit gezwungen wird, größer ist als jeder andere Schmerz, ärger als die Schmerzen des Gehirns, das von stets erneuten Krampfwellen durchzittert wird, ärger als alle körperlichen Qualen, die den Prozeß begleiten.

So lag der Landwehrmann Gödicke auf luftgeschwellten Kautschukringen in seinem Bette, und während man seinen ausgemergelten Leib, dem anders kaum beizukommen war, nun langsam Nährklismen einlaufen ließ, versammelte sich seine Seele, unverständlich dem Oberstabsarzt Kuhlenbeck, unverständlich dem Oberarzt Flurschütz, unverständlich der Schwester Clara, versammelte sich seine Seele qualvoll um sein Ich.

MAX BROD

1884 in Prag geboren. Entdecker Werfels, Freund und Nachlaßverwalter Franz Kafkas, erschien 1933 auf der ersten Nazi-Liste verbotener und verfemter Literatur. Außer Romanen: „Tycho Brahe", „Leben mit einer Göttin", „Die Frau, nach der man sich sehnt", „Rëubeni" usw. schrieb Brod Essays und gefühlstiefe Verse. Er lebt seit 1939 in Tel Aviv und ist jetzt auch als Komponist tätig. Brod arbeitet gegenwärtig an einem Galilei-Roman: „In tyrannos". Im Exil entstanden eine Heine-Biographie und der Roman „Die Frau, die nicht enttäuscht". — Aus einem seinerzeit erschienenen Essay über HAUPTMANNS FRAUENGESTALTEN:

Hauptmanns Frauentypus: — Man hält im allgemeinen Frauen vom Typus Carmen für besonders gefährlich. Oder Wedekinds Lulu. Ich persönlich finde die Unterstrichenheit und Eindeutigkeit der sogenannten „dämonischen" Frau, die zerstörend, hemmungslos geradeaus stürmt, grenzenlos langweilig. Etwas von der Routine des Gewerbes verdunkelt noch die stolzeste dieser Gestalten. Die einfach durchschaubare Richtung ins Negative, Lüsterne, Lügnerische, Katzenhafte wird leicht erlebt und abgetan. Es ist unwahr, daß Frauen solcher Art eine Gefahr sind. — Wie anders lockt jene

rätselhafte Frau, deren asketisch strenges Bewußtsein von ihrer naturheidnischen Sinnlichkeit keine Notiz nimmt, die beides nebeneinander lebt, Verschlossenheit und hellen Liebessturm, ohne daß ihr selbst Bruch oder Widerspruch fühlbar würde. Solche Frauen verführen durch ihre Tugend. Die Wunden, die sie in aller Stille schlagen, heilen nie. Strenge Zucht einer religiösen Tradition, einer ernsten Familie, einer angeborenen und anerzogenen Sittlichkeit — und dennoch ein Hexenwesen im feinen weißen Leib. „Elbische Wesen" tauchen im Werk Hauptmanns auf, die den Mann verderben, indem sie ihn auf eine höhere Stufe, in reinere Künstlerschaft, in größeres Leben, also in die Richtung des Guten emporheben. Rautendelein? Und ihre Vorläuferin (trotz vieler abweichender Züge mutet sie mich wie eine Vorläuferin an) in den „Einsamen Menschen": Anna Mahr, die bescheiden, sittsam, ja mit der Weihe höchster Selbstlosigkeit auftritt — und dennoch bringt sie Vockerats schon wankende Seele vollends aus dem Gleichgewicht. Der Seraph, der zerstört — um wieviel bannender als der selbstverständlich, seiner Natur gemäß zerstörende Teufel. Das zwischen Gut und Böse scheidende Urteil des Mannes steht still, wird ratlos, findet keinen Anhalt, rettungslos verfällt der Mann einem Engelslächeln, vor dem sein letzes Abwehrmittel, der Kampfruf „Du bist böse", versagt. In diesem Engelslächeln öffnet sich der tiefste Höllengrund der Welt, wie ihn Kaiser Karl an der Bahre Gersuinds sieht. Daß Erlösung an Schuld, Aufstieg an Verhärtung des Herzens geknüpft sein soll — das ist die allem Sinn entfernteste Geheimchiffre der Natur. Immer wieder hat Gerhart Hauptmann gerade diese Geheimchiffre beschworen, an diesem äußersten Unheil sich und seine Vertrauenskraft gemessen.

FRIEDRICH BURSCHELL

Verfasser zarter Prosastücke und kritischer Essays, ehemals Mitarbeiter der „Literarischen Welt", lebt jetzt in England. — Aus einem vor 1933 erschienenen Essay Burschells über CHARLOTTE VON KALB bringen wir einen Abschnitt:

„Du solltest nicht da sein!" ruft man ihr zu, als sie ankommt, ein Mädchen statt eines erwarteten männlichen Erben, und der Fluch hat ihr ganzes Leben gezeichnet.

Sie hat nie gespielt. Als kleines Mädchen stößt sie die Puppen zurück. Finstere Sagen, böse Träume und Ahnungen, durch die Erzählungen eines alten Försters, die hallenden Gänge, die Spukgestalten des unheimlich weiten Schlosses gesteigert, machen das eigenwillige Kind noch scheuer. Mit ihren schwachen Augen kann sie das Sternenlicht nicht sehen, und durch einen Schleier sieht sie immer die Wirklichkeit. Früh verliert sie beide Eltern. Bei der weitverzweigten Verwandtschaft wird sie herumgestoßen, lieblos und oberflächlich erzogen. In unkindlichem Stolz vergräbt sie sich, in einer Nebelsphäre aus vagen Gefühlen, wahlloser Lektüre, die sie heftig verteidigt. Ihre Heimat liegt nicht umsonst in der Nähe des Hörselberges, der märchenreichen Mitte Deutschlands; nach allem Geheimnisvollen greift sie verlangend. In Franken reizt sie das Barock der katholischen Frömmigkeit, auf den Thüringer Schlössern läßt sie sich ebenso sehr von pietistischer Glut wie von den neuen freimaurerischen Ideen entzünden. So lernt sie bald feste Grenzen zu überspringen, phantastisch, launenhaft auszuschweifen.

Aber vom Familieninteresse läßt sie sich binden, von der Wirklichkeit, die vor ihren Augen schwimmt. Kaum mitberührt, nicht aufbegehrend, hat sie die Tragödie ihrer Schwester angesehen, die nach einem kurzen Jahr der aufgezwungenen Ehe stirbt, hat sie ihre andere Schwester, ein bisher immer heiteres Kind, erstarrt und zum Erschrecken verwandelt, in die Hochzeitskutsche steigen sehen, um dem gierigen, finsteren, doppelt so alten Mann, dem Kammerpräsidenten von Kalb, Goethes Vorgänger im Weimarer Amt, mit ihrer Person die schönen Besitzungen zuzuführen. Kalb wünscht noch mehr, wünscht über die reichen Güter allein zu verfügen. Dazu braucht er die eheliche Verbindung seines Bruders, der aus dem amerikanischen Feldzug zurückgekehrt ist, mit seiner Schwägerin Charlotte. Sie gibt widerstandslos dem Major von Kalb ihre Hand, einem übrigens braven, weltgewandten, in nichts hervorstechendem, in nichts ihr zugehörigen Mann. Daß sie unglücklich wird, versteht sich von selbst.

ALFRED DÖBLIN

1878 in Stettin geboren, vor der Hitlerherrschaft als Kassenarzt im Berliner Osten tätig, errang seinen größten Erfolg mit dem später verfilmten Roman: „Berlin Alexanderplatz". Vorher schrieb er u. a.: „Die drei Sprünge des Wanglun", „Wadzeks Kampf mit der Dampfturbine", „Wallenstein", „Berge, Meere und Giganten". Daneben war er vielseitig publizistisch tätig; seine Bücher und Schriften wurden verbrannt; er ging ins Exil und wirkt heute, französischer Oberst, als Herausgeber der in Lahr erscheinenden Monatsschrift für Literatur und Kunst „Das goldene Tor". Im Exil entstanden u. a.: „Babylonische Wanderung", „Pardon wird nicht gegeben", „Jüdische Erneuerung" (Essay), „Flucht und Sammlung des Judenvolkes" (Essay), „Der unsterbliche Mensch", „Land ohne Tod", „Hamlet", „Der Oberst und der Dichter". Aus dem Roman: „BERLIN ALEXANDERPLATZ", der bei S. Fischer erschienen ist:

Viehmarkt Auftrieb: Schweine 11 543, Rinder 2016, Kälber 1920, Hammel 4450.

Was tut aber dieser Mann mit dem niedlichen kleinen Kälbchen? Er führt es allein herein an einem Strick, das ist die Riesenhalle, in der die Stiere brüllen, jetzt führt er das Tierchen an eine Bank. Es stehen viele Bänke nebeneinander, neben jeder liegt eine Keule aus Holz. Er hebt das zarte Kälbchen auf mit beiden Armen, legt es hin auf die Bank, es läßt sich ruhig hinlegen. Von unten faßt er noch das Tier, greift mit der linken Hand ein Hinterbein, damit das Tier nicht strampeln kann. Dann hat er schon den Strick gefaßt, mit dem er das Tier hereingeführt hat und bindet es fest an die Wand. Das Tier hängt geduldig, es liegt jetzt hier, es weiß nicht, was geschieht, es liegt unbequem auf dem Holz, es stößt mit dem Kopf gegen einen Stab und weiß nicht, was das ist: das ist aber die Spitze der Keule, die an der Erde steht und mit der es jetzt bald einen Schlag erhalten wird. Das wird seine letzte Begegnung mit dieser Welt sein. Und wirklich, der Mann, der alte einfache Mann, der da ganz allein steht, ein sanfter Mann mit einer weichen Stimme — er spricht dem Tier zu — er nimmt den Kolben, hebt ihn ein wenig an, es ist nicht viel Kraft nötig für solch zartes Geschöpf, und legt den Schlag dem zarten Tier in den Nacken. Ganz ruhig, wie er das Tier hereingeführt hat und gesagt hat: nun lieg still, legt er ihm den Schlag in den Nacken, ohne Zorn, ohne große Aufregung, auch ohne Wehmut, nein so ist es, du bist ein gutes Tier, du weißt ja, das muß so geschehen.

Und das Kälbchen: Prrr—rrr, ganz ganz starr, steif, gestreckt sind die Beinchen. Die schwarzen samtenen Augen des Kälbchens sind plötzlich sehr groß, stehen still, sind weiß umrandet, jetzt drehen sie sich zur Seite. Der Mann kennt das schon, ja, so blicken die Tiere, aber wir haben heute noch viel zu tun, wir müssen weitermachen, und er sucht unter dem Kälbchen auf der Bank, sein Messer liegt da, mit dem Fuß schiebt er unten die Schale für das Blut zurecht. Dann ritsch, quer durch den Hals das Messer gezogen, durch die Kehle, alle Knorpel durch, die Luft entweicht, seitlich die Muskeln durch, der Kopf hat keinen Halt mehr, der Kopf klappt abwärts gegen die Bank. Das Blut spritzt, eine schwarzrote dicke Flüssigkeit mit Luftblasen. So, das wäre geschehen. Aber er schneidet ruhig und mit unveränderter friedlicher Miene tiefer, er sucht und tastet mit dem Messer in der Tiefe, stößt zwischen zwei Wirbeln durch, es ist ein sehr junges weiches Gewebe. Dann läßt er die Hand von dem Tier, das Messer klappert auf die Bank. Er wäscht sich die Hände in einem Eimer und geht weg.

Und nun liegt das Tier allein jämmerlich auf der Seite, wie er es angebunden hat. In der Halle lärmt es überall lustig, man arbeitet, schleppt, ruft sich zu. Schrecklich hängt der Kopf abgeklappt am Fell herunter, zwischen den beiden Tischbeinen, überlaufen von Blut und Geifer. Dickblau ist die Zunge zwischen den Zähnen geklemmt. Und furchtbar, furchtbar rasselt und röchelt noch das Tier auf der Bank. Der Kopf zittert am Fell. Der Körper auf der Bank wirft sich. Die Beine zucken, stoßen, kindlich dünne, knotige Beine. Aber die Augen sind ganz starr, blind. Es sind tote Augen. Das ist ein gestorbenes Tier.

Der friedliche alte Mann steht an einem Pfeiler, mit seinem kleinen schwarzen Notizbuch, blickt nach der Bank herüber und rechnet. Die Zeiten sind teuer, schwer zu kalkulieren, schwer mit der Konkurrenz mitzukommen.

BERNHARD DIEBOLD

Hervorragender Theaterkritiker und Verfasser des Buches: „Anarchie im Drama", in dem sich ein profundes Bühnenwissen kundtut, ging nach 1933 in seine Heimat, die Schweiz, zurück und ist in der Schweiz gestorben. — Diebold war ein Meister der knappen Charakterisierung, wovon auch der hier auszugsweise wiedergegebene NACHRUF AUF KLABUND zeugt, den er vor Jahren geschrieben hat:

Noch nicht siebenunddreißigjährig starb Klabund. Starb in einem Sanatorium. Starb mit zerfressener Lunge, viele Jahre lang. Und wurde nicht älter. Blieb ein Knabe mit erstaubten Augen hinter der Hornbrille. Ein immer Sterbender und doch immerfort Blühender.

Er hat eine Fülle ausgestreut wie kaum ein zweiter heutzutage. Lebende Blumen und auch leichte Papierrosetten zum Spiel. Es kam ihm nicht darauf an, sein Sentiment vertrug auch den Leicht-Sinn im Gefühl und in der Poesie. Er harfte unermüdlich auf der Klampfe. Warum nicht auch die dünnen Töne zum Überfluß? Leicht-Sinn im schweren Körper, der immer sterben will.

Henschke, Alfred Henschke, hieß der armselige Leib. Henschke studierte Naturwissenschaft, verstand unendlich viel von Fröschen und Vögeln. Wußte mit dem argen Leib Bescheid. Wußte ihn auch zu lieben, diesen Leib. Doch, das ist wieder schon Klabund, nicht Henschke. Henschke wurde Dr. phil. — und als berühmtem jungen Dichter ward ihm im Gymnasium seiner Vaterstadt im Brandenburgischen eine Büste aufgestellt. Das ist Henschke. Seine Seele aber, seine Jugend — dieses Leben nur aus Jugend lebend — hieß Klabund.

JOSEPH DREXEL

Vor 1933 Mitarbeiter vieler Zeitschriften; u. a. der bei S. Fischer erschienenen „Neuen Rundschau". Seit 1930 Leiter der „Deutschen Widerstandsbewegung" in Bayern, wurde Drexel 1937 verhaftet und 1939 vom Volksgerichtshof zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt. Im Zusammenhang mit dem 20. Juli 1944 wurde er erneut verhaftet und kam ins KZ, aus dem er durch die amerikanische Armee befreit wurde. Seit 1945 ist er Lizenzträger der „Nürnberger Nachrichten". Von den während seiner Gefängnisjahre entstandenen Gedichten veröffentlichen wir: „IM KERKER" (aus der im Desch-Verlag, München, erschienenen Anthologie „De Profundis"):

Ich lebe nicht. Ich esse, schlafe, trinke,
Ich blättre blind in einem Buch. Ich schreibe
Sinnlose Worte in die Luft. Ich treibe
Dahin, gewärtig, daß ich ganz versinke.

Ich bin von allen Ufern losgerissen.
Gleich einem Baum, gleich einem toten Tiere
Trägt mich der Tage trübe Flut. Ich spüre
Nicht Lust noch Leid, noch fühle ich Gewissen.

Ich starre lang in meine leeren Hände.
Ich denke nichts, ich höre nichts, ich schaue
Leblosen Auges nur die kahle, graue,
Dumpfe Verzweiflung der verhaßten Wände.

Und ab und auf die ruhelosen, matten,
Und auf und ab die Schritte, ungemessen.
Ich weiß nicht, wer ich war, ich bin vergessen.
Ich lebe nicht. Ich bin nur noch ein Schatten.

ALBERT EHRENSTEIN

1886 in Wien geboren, in seiner Frühzeit vorwiegend Lyriker (Sammlungen: „Stimme über Barbaropa", „Der Mensch schreit", „Briefe an Gott" usw.), schrieb später Erzählungen, Essays („Ritter des Todes", „Menschen und Affen", „Tubutsch"). Er ging ins Exil und lebt in den USA. — In seinen ESSAYS, flammenden Bekenntnissen zur Menschlichkeit auch dann, wenn sie aus literarischen Anlässen entstanden sind, stehen manche nachdenklichen Worte aphoristischen Charakters:

Uralt ist die Traumflucht; als die Pyramiden noch klein waren, mag ein ägyptischer Romantiker sentimental, ichflüchtig sich nach einem Eiland gesehnt haben, wo es um Gottes willen keinen Ägypter gab; nur ein ausgewachsener Held wird sich nach einem Klub oder Café sehnen, wo er seinesgleichen in Herden treffen kann — so entstand Walhall.

*

Der Dichter, der Vorträumer der Menge, bedrückt von der kargen oder rohen Schöpfung, der Todesnähe jedes Wesens, versucht in künstlichen Büchern gutzumachen, was die Natur verdarb. Er ist der Zensor, der Korrektor, der Verbesserer, der Richter des Fatums.

Die Erde: eine überaus sparsame Hausfrau, die keinen ihrer Küchenreste ungenutzt läßt — aus dem Müll von heute übertreibend den Hans Müller von morgen formt.

Sie sind gekommen all diese Röntgen, Ehrlich, Edison, Einstein, Galilei, Wright, Fulton. Aber solange die Staaten ohne Sinn für irgendeine tiefere menschliche Gemeinschaft ohne Gemeinsinn ihre Mittel zur Kriegführung verwenden und nicht zur besseren Kindererziehung, zur Herstellung von idiotischen Panzerschiffen und nicht zum Kampf gegen Tuberkulose, Geschlechtskrankheiten und abergläubisch religiöse Hirnerkrankungen, insolange ist der altruistische Aufmarsch von Kant, Schopenhauer, Balzac, Beethoven, Shakespeare, Euripides, Goethe, Darwin, Marx nutzlos, verpuffter Aufwand. Denn an die heutige Menge dringt nur die billigste Nutzanwendung jedes Genies: das Wort des größten Dichters ereilt sie nur im verstümmelten Zitat des schalsten Reporters, Lionardo in einem kitschigen Mona-Lisa-Film. Der Druck wurde keineswegs für die Bibeln und Evangelien der Menschheit erfunden, sondern für die Hiobsbotschaften der Zeitungen und die Aktfotografien der Magazine.

CARL EINSTEIN

Herausgeber des seinerzeit innerhalb der Propyläen-Kunstgeschichte erschienenen Bandes über den Expressionismus. Er schrieb hervorragende kunsthistorische Essays und endete 1940 beim Einmarsch der Deutschen in Frankreich durch Selbstmord. — In einem vor 1933 erschienenen „Europa"-Almanach findet sich ein ESSAY ÜBER DEN MALER UTRILLO, aus dem wir hier einen Abschnitt wiedergeben:

Utrillo malte und trank auf der Butte Montmartre, und die Kneipwirte verkauften ihm gegen Bilder Alkohol. Da die Bilder ihres Gastes allmählich gesucht wurden, begannen sie ähnliche zu malen, so gut und so schlecht es gehen wollte. Hauptsache, die Signatur. Man unterscheidet bei Utrillo vier Perioden: 1903—1905 arbeitete er nach der Natur (naturalistisch); 1905—1907 unter dem Einfluß Monets und Sisleys, 1907—1910 die weiße Zeit und danach die koloristische. 1909 stellte er im Salon d'automne aus. 1912 in den Indépendants. Seit dieser Ausstellung ist Utrillo bekannt und geschätzt. In geschlossenen Anstalten war er fünfmal zwischen 1910 und 1919. Auf den Pariser Polizeibüros ist er bekannt.

Wie Lautrec blieb er vor allem auf Montmartre; aber er saß nicht wie der gräfliche Krüppel in den Bars und Ballhäusern; er besah sich Straßen und Häuser und kletterte höher als Lautrec, dem der Weg zur Butte beschwerlich war. Was Lautrec die Goule, Jan Avril, Valentin le Désossé und Chocolat waren, das galten Utrillo die Rue Saint-Marie, die Place de Tertre, Moulin de la Galette und alle Ecken, Plätze und Straßen des Montmartre. Aber es ist durchaus falsch, Utrillo als Maler des Montmartre festzulegen. Man braucht nur an seine wundervollen Kathedralen von Rouen zu denken, da er als junger Mann bereits die Bilder Monets wohl übertrifft, an seine Arbeiten aus Korsika, dem Jura und so fort. Eines ist wunderbar an Utrillo: wie er seine Häuser, seine Straße baut. Hierin unterscheidet er sich von jedem Impressionisten von Beginn an.

KASIMIR EDSCHMID

Der Dichter, 1890 in Darmstadt geboren, war einst einer der eifrigsten Wortführer des Expressionismus und hat in den Büchern „Die sechs Mündungen" und „Die achatenen Kugeln" den expressionistischen Stil, den er später zugunsten einer nicht so atemlos gehetzten, bisweilen außerordentlich gebändigten Prosa aufgab. Neben Biographien, Romanen und literaturkritischen Büchern („Die doppelköpfige Nymphe" und „Das Bücher-Dekameron") schrieb er eine Reihe ausgezeichneter Werke, in denen er Reise-Eindrücke eines länder- und menschenkundigen Weltreisenden schildert. („Afrika nackt und angezogen", „Zauber und Größe des Mittelmeers" usw.) Seine Bücher wurden 1933 verbrannt; 1941 erhielt er ein allgemeines Publikationsverbot. Aus seinem im Jahre 1947 im Kurt Desch Verlag, München, erschienenen, über 1000 Seiten umfassenden Roman „DAS GUTE RECHT":

Er fand jetzt erst den richtigen Kontakt mit den Leuten, die zumeist die Woche hoch in den Bergen lebten, Bäume schlugen, in Hütten übernachteten und in der Samstagnacht nach Hause kamen. Und die am Sonntag dann Vorträge über Waffen und das Regime und die Ehre, sterben zu dürfen, anhören mußten. Und denen man sagte, sie sollten ihre Höfe und ihr Vieh verteidigen, hier im letzten Zipfel des Reiches, in das ebensogut der Kriegslage nach die Amerikaner wie die Russen kommen konnten, im allerletzten Sack, in dem sich die letzten Kanonen und Maschinengewehre fangen konnten, hier sollten sie, wenn das Reich zerschlagen, zerschossen, zersprengt und erobert sei, vor ihren mageren Viehställen und ihren großrandigen Höfen Gräben aufwerfen und den Panzern Tellereisen entgegenwerfen und ihre Kinder und ihre Frauen und ihr Vieh verbrennen lassen und mit ihnen sterben.

Es war zu unsinnig, aber man hämmerte es ihnen immer wieder ein, man schlug es auf den Groll, der ihre schlecht ernährten Gestalten wie Gas füllte, man schlug es gegen ihre Stirnen, sie hörten nichts anderes, also daß sie sterben müßten, damit das Reich des Regime bestehen könne, und wenn sie sich fragten, wieso es bestehen könne, wenn sie untergegangen seien, denn hier, wo sie wohnten, sei die letzte Grenze des Reiches, und wenn die Panzer bis an den Chiemsee gefahren seien von Westen her oder wenn sie die Salzach erreicht hätten von Osten her, so sei überhaupt nichts mehr da, was gerettet werden könne, so sagte man ihnen geheimnisvoll, es sei dann doch noch etwas da.

Etwas, wovon man nicht sprechen werde und was sie auch nicht erraten könnten. Und selbst wenn es einmal so scheine, als ob alles Sichtbare verloren sei, so lebe das Unsichtbare weiter. Ein Reich bestehe nicht aus Dingen, die man fühlen und sehen könne, der Kern des Reiches sei etwas Unsichtbares, das überhaupt nicht sterben könne, für das man aber sterben müsse, damit es Flügel bekomme, um wiederaufzuerstehen.

ARTHUR ELOESSER

Verfasser einer bedeutenden Literaturgeschichte „Die deutsche Literatur vom Barock bis zur Gegenwart" und kritischer Mitarbeiter der „Vossischen Zeitung", war 1932 Vorsitzender des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller. Er wurde aus seiner Stellung entfernt, und seine Bücher wurden verboten. Eloesser ist wenige Jahre danach gestorben. — Hier eine kleine, von uns nur abschnittsweise wiedergegebene STUDIE des 1870 in Berlin geborenen, unvergessenen Literaturkritikers:

Ein wesentlicher Teil von Thomas' Kindheit hat sich in dem großväterlichen, in dem nun historischen Buddenbrookhause abgespielt, das ich den Anhängern eines zum deutschen Hausbuch gewordenen Romans nicht zu

beschreiben brauche. In dem unteren Stockwerk ist heute die Buddenbrook-Buchhandlung untergebracht, von dem alten Bau hat sich wenigstens das Vorderhaus und die schöne Rokokofassade erhalten. Die Brüder spielten noch bei der Großmutter im Hinterhaus, in dem früheren Billardsaal der Buddenbrooks, der damals schon zu einem Speicher heruntergekommen war, zu einer romantischen, durch Alter und Verlassenheit anziehenden, durch gespenstisches Dielenächzen grauenerregenden Ruine, wie sie noch die beiden Prinzenkinder in „Königliche Hoheit" mit schönen Schauern erschreckt. Man müßte sich nun vorstellen, wie zwei Brüder und künftige Dichter, wenn sie auch später in einige Meinungsverschiedenheiten gerieten, in dieser besonders märchenhaft ausgestatteten Kindheit ihre Träume versponnen haben. Aber ich habe schon gesagt, daß Heinrich vier Jahre älter war, so daß sich eine unabsehbare Distanz zwischen die beiden Knaben legte, etwas vergrößert noch durch die Mannsche Familienspfödigkeit und dann noch einmal durch die kühle Überlegenheit des Älteren, die nicht einmal ein Aufsichtsrecht oder sonstige patriarchalische Autorität in Anspruch nahm. Zwischen den Brüdern Mann sind nicht einmal Prügel, sind jahrelang kaum Worte ausgetauscht worden, obgleich sie als Kinder in demselben Zimmer schliefen.

FRITZ ERPENBECK

1897 in Mainz geboren, war zunächst Schlosser. Er war Weltkriegsfreiwilliger; nach dem Krieg nahm er Schauspielunterricht und kam nach Jahren wechselnder Engagements ans Lessingtheater und später als Dramaturg zu Piscator. Er wurde Journalist und gab die politisch-satirische Zeitschrift „Roter Pfeffer" heraus. 1933 zunächst noch einige Monate illegal in Deutschland, ging er später nach Prag und dann nach Moskau. 1937 erschien sein Roman „Emigranten". Er war Redakteur der Literaturzeitschrift „Das Wort", betrieb theaterwissenschaftliche Studien, schrieb Romane, Novellen, Essays und arbeitete für Rundfunk und Presse. Seit 1945 ist Erpenbeck wieder in Berlin, wo er als Theaterkritiker beim „Vorwärts" und als Herausgeber der Zeitschrift „Theater der Zeit", der wir den folgenden Beitrag entnehmen, eine vielfältige schriftstellerische Tätigkeit entfaltet.

...Jeder Humor lebt von dem Widerspruch zwischen Wesen und äußerer Form, zwischen Sein und Schein. Selbst der platteste Kalauer beruht, wie man leicht nachprüfen kann, letztlich auf diesem Widerspruch.

Nun ist für uns Deutsche — historisch nachweisbar und unschwer zu begründen — eine nationale Eigenschaft charakteristisch: unsere Neigung zur Flucht aus der Realität in den „schönen Schein". Wir sind nicht zufällig das Volk der großen idealistischen Philosophen. Während andere Völker in ihrer Geschichte die großen politischen Taten vollführten, stellten wir die „Dichter und Denker" großer Taten. Während beispielsweise Frankreich durch seine Revolution von 1789 praktisch die Gedankenfreiheit seines Bürgertums erkämpfte, ließ Schiller seinen Marquis Posa in schwungvollem Idealismus der Tyrannei die Forderung, nein, die (natürlich vergebliche) Bitte entgegenschmettern: „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!" Wir Deutsche demonstrieren in unserer Geschichte schon seit Jahrhunderten praktisch den Widerspruch zwischen Sein und Schein. Wir erfüllen demnach als Objekt die Grundbedingung alles Komischen in vielfacher Hinsicht. Und da sollte bei uns als Subjekt der Sinn für das Komische entwickelt sein? Das wäre wahrlich zuviel verlangt. Kein Zufall, daß Friedrich Schiller, den die breiten Massen unseres

Volkes (mit Recht) als den „deutschen Nationaldichter" empfinden, keine Spur von Humor hat; der unseren Volksmassen wesenfremdere Weltbürger Goethe hingegen starke Ansätze dazu aufweist. Mit verschwindenden Ausnahmen — etwa Heinrich Heine — bleiben unsere „großen Humoristen" — das ist eine Tragik der deutschen Geistesgeschichte, die ihrerseits die getreue Widerspiegelung der „deutschen Misere" ist — im kleinlich Privaten und kleinlich Lokalen stecken (um wahllos ein paar Namen zu nennen: Jean Paul, Wilhelm Raabe, Fritz Reuter, Wilhelm Busch), während die Humoristen anderer Völker, selbst die weniger großen, stets in den gesellschaftlichen Humor vorstoßen. (Cervantes, Molière, Gogol, Swift, Twain, de Coster, Hasek.) Bei uns die „gemütvolle", versöhnliche Behandlung „allgemein-menschlicher Schwächen" — dort die rücksichtslos witzige Aufdeckung der gesellschaftlichen Ursachen und Auswirkungen dieser Schwächen.

Daß die Periode der eben abgelaufenen „tausendjährigen" Humorlosigkeit den Trieb, Widersprüche zwischen Sein und Schein aufzudecken, obwohl diese Widersprüche sich ins Groteske steigerten, nicht gefördert, sondern nahezu vollends erstickt hat, sei überdies zu bedenken gegeben.

LION FEUCHTWANGER

1884 in München geboren, errang mit den Dramen „Kalkutta 4. Mai" und „Die Petroleuminsel" seine ersten Bühnenerfolge. Viel gelesen wurden seine Romane: „Jud Süß" und „Die häßliche Herzogin". Sein großer zweibändiger Roman „Erfolg" erregte den besonderen Haß der Nazis, weil sie sich in diesem Schlüsselroman mitleidslos porträtiert fanden. Seine Bücher wurden 1933 verbrannt; Feuchtwanger befand sich damals schon im Ausland. Er wurde ausgebürgert, sein Vermögen beschlagnahmt. **Im Exil entstanden viele** neue Bücher, u. a. die große Trilogie: „Der jüdische Krieg", ferner: „Exil", „Der falsche Nero", „Die Söhne", „Die Geschwister Oppenheim", „Marianne in Indien", „Stücke in Prosa". Ein historischer Roman des Dichters hat Benjamin Franklin zum Helden. Der erste Teil dieses neuen Romans „Waffen für Amerika" ist jüngst im Querido Verlag erschienen. — Aus Feuchtwangers vor 1933 erschienenem großem Roman „ERFOLG":

Es war ein Zeichen, das über die ganze Erde verbreitet war; den gelben Völkern diente es als Glückssymbol, den Indern als Sexualemblem. Allein das wußte Heinrich Schliemann nicht. Er befragte einen französischen Archäologen, einen gewissen Emile Burnouf, um die Bedeutung des wunderlichen Kreuzes. Herr Burnouf, ein Spaßvogel von Phantasie, redete dem leichtgläubigen Deutschen ein, die alten Arier, um ihr heiliges Feuer zu entfachen, hätten Gestelle in solcher Hakenkreuzform als weibliche Bestandteile ihrer Bohrer verwandt. Der vertrauensselige Herr Schliemann glaubte dem spaßhaften Herrn Burnouf. Kommentierte das Hakenkreuz als typisch arisches Phänomen. Die deutschen Patrioten machten diese Erklärung zu einem Eckstein ihrer Rassentheorie, erkoren das indische Fruchtbarkeitsemblem zu ihrem Heilszeichen. Ein Leipziger Geschäftsmann stellte Klebemarken her, auf denen das Hakenkreuz prangte, umkränzt von dem Spruch: „Arierblut / Höchstes Gut". Er hatte Erfolg. Die Schuljungen klebten die Marken in ihre Sammelalbums, kleine Geschäftsleute schlossen ihre Briefumschläge damit. Patriotische Galanteriewarenhändler brachten das Hakenkreuz als Krawattennadel in Umlauf. Patriotische Ethnologen hängten Theorien daran, ethische, ästhetische Deutungen. Mit dem Wachstum der Wahrhaft Deutschen wurde das Zeichen, das bisher vornehmlich in japanischen und chinesischen Spielklubs und an den Tempeln vielgliedriger indischer Gott-

heiten zu sehen war, neben den haubenförmigen Kuppen des unvollendeten Doms und dem als Mönch maskierten Kind das populärste Wahrzeichen Münchens.

Dieses Zeichen trugen die großen, blutroten Fahnen der Wahrhaft Deutschen. Dieses Zeichen malten die Bewohner der bayerischen Hochebene an die Wände, vor allem der Bedürfnisanstalten. Trugen es als Busennadel, als Ring, manche ließen es sich eintätowieren. Unter diesem Zeichen zogen die Münchener zu den Versammlungen Rupert Kutzners. Denn allmontäglich, zuerst im Kapuzinerbräu, dann in den riesigen Biersälen von drei oder vier anderen Brauereien, sprach der Führer zum Volk.

EUGEN FISCHER-BALING

Professor Eugen Fischer-Baling, 1881 geboren, wirkte von 1909 bis 1913 als Privatdozent für Geschichte an der Berliner Universität und wurde nach 1918 zum Geschäftsführer und Sachverständigen des Untersuchungsausschusses der Nationalversammlung und des Reichstages ernannt. Als Verfasser von Werken über die Vorgeschichte, den Verlauf und das Ende des ersten Weltkrieges (u. a. „Die kritischen 39 Tage"), die von der internationalen Kritik als wissenschaftlich im Gegensatz zu vielen pseudo-wissenschaftlichen Büchern anerkannt wurden, widmete sich der Gelehrte jetzt der Erforschung der Ursachen des zweiten Weltkrieges, wie z. B. in seinem im Wedding Verlag erschienenen Buch „FEINDE RINGSUM", aus dem wir einen etwas gekürzten Abschnitt wiedergeben. Zahlreiche aufklärende Zeitungsaufsätze stammen aus der Feder dieses bedeutenden Gelehrten und Publizisten, der jetzt als Honorarprofessor in Berlin tätig ist.

Der preußische Militärgeist war Militarismus. Das bedeutet, daß die Wehrmacht keiner höheren nationalen Bestimmung und Aufgabe dienend untergeordnet war, sondern daß sie das nationale Leben ihrem Zweck, dem Kriegszweck, unterordnete. In Preußen wurden nicht die Militärbehörden von den zivilen, sondern die zivilen von den Militärbehörden überwacht. Ein Wort der Kritik am Militär beendete jede staatliche und beinahe auch jede andere Laufbahn. Es gab nichts darüber, aber das Militär war über allem. Militärisches Verhalten und Denken durchzog alle Kreise; der Offizier war das gesellschaftliche Vorbild. Aus seinem Berufsdenken heraus hält der Soldat von anderen Machtmitteln, außer den Waffen, wenig. Folgerichtig galt im militärischen Preußen und seit 1871 im Deutschen Reich militärische Macht für die einzige politische Realität. In diese Gesinnung gerieten Preußen und das Deutsche Reich seit Bismarck. Nun hieß es: „Die großen Fragen der Weltgeschichte werden nicht durch Konferenzen und Mehrheitsbeschlüsse entschieden, sondern durch Eisen und Blut." Ein tragischer Irrtum! Eisen und Blut entscheidet Grenzfragen. Eisen und Blut kann Völker unter fremde Staatsgewalt beugen. Aber wenn das gebeugte Volk sich mit dem Sieger aussöhnen soll, bedarf es freiwilliger Gemeinschaft. Sie entsteht, wenn der Besiegte im Sieger, der Sieger im Besiegten ein Charaktermerkmal findet, das er billigt, das er achten und lieben kann. Jawohl, in Aussprachen, am Konferenztisch im gewaltigen Bereich nicht der Waffen, sondern des Wortes, wird solche Gemeinschaft sich knüpfen. Der Blut-und-Eisen-Glaube, der fast notwendig in eine Macht-vor-Recht-Politik übergeht, schafft, und wenn er hundert Jahre im Erfolg zu glänzen scheint, in Wahrheit nichts. Bismarcks Widersacher, ein Ludwig v. Gerlach, ein Virchow, ein Roggenbach, erkannten

das. Sie hoben beschwörend zu ihm die Hände. Er verstand sie nicht, hielt sie für Phantasten. Er trennte sich und Deutschland vom europäischen Geist. Weder er noch seine Nachfolger fanden zurück. Doch hatte Bismarck unter seinen Gaben einer unerhörten Herrschkunst die der Mäßigung. Nach ihm aber begann die Maßlosigkeit, erst unter Wilhelm II., dann nach der Erschöpfungspause der 15 Jahre, unter Hitler. Auch nach der Niederlage von 1918 erlangten, nach einem kurzen Anlauf der Deutschen auf der Verbindungsbrücke zur Umwelt, die militärischen Kräfte wieder die Oberhand. Sie verführten das deutsche Volk in jenen Kampf gegen Versailles, der 1945 geendet hat.

Bedarf es eines Wortes, daß nicht nur das Ausland, daß wir selbst in tiefster Erkenntnis unseres seelischen Schadens eine neue Gesinnung fordern? Wahrhaftigkeit allein macht frei. Wahrhaftigkeit läßt uns jedem Richter und Rächer der Hitlergreuel auf der Ebene von Mensch zu Mensch ins Auge sehen. Wahrhaftigkeit läßt uns ertragen, was ertragen werden muß ohne Geschimpfe und ohne Anklage da, wo wir für die Erhaltung des nackten Lebens Dank schuldig sind.

Unseren Weg vorwärts wissen wir. Wir waren nie von einer Welt von Widersachern und Neidlingen umgeben, wie man uns glauben machte. Wir hätten Gemeinschaft mit den Beargwöhnten finden können. Wir können jetzt Gemeinschaft finden, wenn wir aus jenem geistigen Vorrat nehmen, der in Deutschland vor Bismarck gesammelt wurde.

GERTRUD VON LE FORT

1876 in Minden geboren. Eine katholische Dichterin von bannender Gestaltungskraft; ihre Romane, Novellen und Legenden, zunächst noch vom Dritten Reich geduldet, doch nach und nach alle gesperrt, erheben sie in den Rang einer europäischen Dichterin. („Das Schweißtuch der Veronika", „Die Letzte am Schafott", „Die Magdeburgische Hochzeit", „Das Gericht des Meeres" usw.) Aus ihrem vor kurzem vom Michael Beckstein Verlag, München, neu aufgelegten Roman „DER KRANZ DER ENGEL" geben wir einen Abschnitt wieder, der ihre Prosakunst zeigt:

Wenn ich nachts im Halbschlaf dalag — und ich brachte es fast nie mehr zum wirklichen Schlummer —, so war mir zumut wie einst, als ich an Enzios Seite durch das schlafende Rom gegangen war, losgelöst von mir selber, allen Witterungen und Schauern seiner Welt hilflos preisgegeben. Jetzt ging ich durch das schlafende Deutschland! Aber es war nicht mehr meine traute Heimat, das Land der schwärmerischen Wälder und der wundervollen alten Städte, der feierlichen Dome aus dem liebevollen deutschen Stein erbaut! Zwar sie alle waren wohl noch da, aber so, als seien sie unaussprechlich fragwürdig geworden. Ich erkannte die ergreifenden Umrisse von Speyer, die freundlichen Dörfer in den weichen Schwingungen des Neckartals, die beiden ritterlich behelmten Türme der schönsten aller Brücken. Aber alles war seiner Gegenwärtigkeit schon halb entkleidet, seltsam ungewiß, so, als könnten jeden Augenblick die Gebäude auseinanderfallen oder ihre Dächer aufgehoben werden. Manchmal sah ich alle Häuser nur noch als Ruinen — ich sah mich selbst wie eine kleine, entseelte Gestalt um ihre Trümmer huschen. Auch die Wälder hatten ein gespenstisches Aussehen und dampften wie von einem fremden Todesrauch. Es lag etwas Grausiges in

diesen Sichten, aber durchaus nichts Überraschendes, sondern es war, als könne es gar nicht anders sein: ich hatte die bestimmte Vorstellung, daß ich selbst verschlungen worden war zu einem bloßen Spuk um leere Häuser — um vollkommen leere! Denn das Schauerlichste war, daß ich bei diesen gespenstischen Wanderungen niemals Menschen erblickte, oder, wenn ich sie erblickte, so schienen sie zur dunklen Masse zusammengeballt, die ein unsichtbarer Wille in Bewegung setzte.

WERNER FINCK

Seine listigen Verse, seine lustige Prosa, zum Teil in dem Sammelband „Kautschbrevier" erschienen, gingen den Machthabern des Dritten Reiches so auf die Nerven, daß er den Weg vom Kabarett ins KZ antreten mußte. Er hat es überstanden und ist wieder da. — In der Zeitschrift „Der Querschnitt" vom August 1930 fanden wir das Gedicht „MELANCHOLIE", das mit einem trockenen und einem feuchten Auge denen zublinzelt, die Sinn für den überlegenen Humor haben:

Wir treiben auf dem Sinn des Lebens
Wie Blüten auf dem Ozean,
Wer Unglück hat, sagt sich vergebens:
Was Gott tut, das ist wohlgetan.

Mein Schiffchen fuhr durch manches Wetter,
Doch blieb es heil und sank noch nicht.
Das Schwein im Leben spart den Retter,
Und sparen ist die erste Pflicht.

Wer weiß, wo ich noch einmal lande
Und wo mein Schicksal mich erwischt —
Vielleicht verlaufe ich im Sande,
Na schön, dann war es eben nischt.

HEINRICH FRAENKEL

Der Publizist Heinrich Fraenkel wurde 1897 in Deutschland geboren; zwanzigjährig wurde er außenpolitischer Redakteur, dann Chefredakteur und Berliner Korrespondent englischer und amerikanischer Wirtschaftszeitungen; später war er an verschiedenen Ullsteinzeitungen tätig. 1933 ging er ohne Paß nach Paris, später nach London und wurde von den Nazis ausgebürgert. Er schloß sich antinazistischen Vereinigungen an und kämpfte einige Zeit in Spanien. Die deutschen Titel seiner in England veröffentlichten Bücher lauten: „Das deutsche Volk gegen Hitler", „Deutsche, helft uns, die Nazis zu besiegen", „Vansittarts Geschenk für Goebbels", „Sieg für den Frieden" und „Das andere Deutschland". 1946 machte Fraenkel im Auftrag des „New Statesman" und des „Manchester Guardian" zwei Deutschlandreisen, um Material über deutsche Jugendbewegungen und Wiedererziehungen zu sammeln. Er gab 1943/44 zwei Bücher heraus: „Deutschlands Weg zur Demokratie" und „DER WEG ZU EINEM NEUEN DEUTSCHLAND". Aus der Einleitung zu dem letztgenannten Buch folgt hier ein Abschnitt:

Vielleicht wird schon in den paar Wochen bis zum Erscheinen dieses Buches Goebbels vielgepriesener „Atlantischer Wall" unter den ersten Hammerschlägen zusammenbrechen, die von den Vereinigten Nationen gegen die westlichen Eckpfeiler von Hitlers „Festung Europa" geführt werden; vielleicht

aber auch kann die von Millionen Sklaven bediente nazi-faschistische Kriegsmaschine noch einmal die Kraft für eine mächtige, gefährliche Offensive aufbringen.

Wie immer dem sein mag — und das ist in einem der Beiträge dieses Buches mit gutem Grund betont —, wir deutschen Antifaschisten dürfen nichts als gegeben hinnehmen und es wird uns nichts geschenkt. Wir müssen noch klarer als jeder andere sehen, daß es die erste und wichtigste Aufgabe ist, die Hitlerei zu vernichten und auch alle Drahtzieher und Helfershelfer. Daß die Zeit für eine präzise Planung der Nachkriegswelt noch nicht gekommen ist, darüber sind sich alle Mitarbeiter dieses Buches einig; sie wären sonst Träumer und keine Realisten.

Und doch: nach dem Kampfe selbst, und nach der Produktion der Waffen, um den Krieg zu gewinnen, und nach der wirklichen Erinnerung des Sieges ist gewiß die nächstwichtige Aufgabe die, zu wissen, was mit dem einmal errungenen Siege anzufangen ist. Die deutschen Antifaschisten wissen sehr wohl, daß gleich nach dem errungenen Sieg über Hitler ein neuer schwerer Kampf beginnen muß: der Kampf um die Überwindung der moralischen und materiellen Verwüstung, die in einem Jahrzehnt der Naziherrschaft angerichtet wurde. Wir haben keinerlei Illusionen über die gewaltigen Schwierigkeiten dieser Aufgabe, und je eher wir anfangen, darüber nachzudenken, um so besser. Einer solchen gedanklichen Vorbereitung hofft dieses Buch zu dienen.

BRUNO FRANK

1887 in Stuttgart geboren, Schwiegersohn von Max Pallenberg und Fritzi Massary; schrieb melodiöse Verse, kunstvolle Novellen („Flüchtlinge", „Himmel der Enttäuschten", „Bigram") einige Dramen und den Roman „Die Fürstin". In der „Politischen Novelle" porträtiert er Stresemann, im „Magier" Max Reinhardt. In seinem Schauspiel „Zwölftausend" brandmarkte er den Soldatenhandel deutscher Landesfürsten. Im Exil schrieb er u. a. den autobiographischen Roman: „Der Reisepaß"; sein Roman: „Die Tochter" schildert den Leidensweg einer Jüdin. Bedeutsamer noch ist sein großer biographischer Roman „Cervantes". Frank starb im Exil. — In dem folgenden, der vor 1933 geschriebenen Novelle „DER GOLDENE" entnommenen Abschnitt handelt es sich um einen Käfer, der einem Strafgefangenen die Einsamkeit der Zelle verklärt; der Wärter hat den Käfer zertreten.

Er wußte nicht, der Mann, wie nah in jener halben Minute der Tod an seiner haarigen Gurgel vorbeigestrichen war. Er wußte nicht, der Tropf, warum sich Albrechts Hände so wütend in die eigenen Schläfen eingekrallt hatten. Er hatte einem Gefangenen einen Zeitvertreib weggenommen, pflichtgemäß, basta.

Der beste Zeitvertreib auf dieser Erde aber ist der Haß. Wer weiß denn das nicht! Das wissen seit alters die Dummköpfe aller Nationen, die ihre öde Muße damit ausfüllen, andere Nationen zu hassen und zu schmähen. Wie aber soll der vollends Langeweile noch fühlen, ja überhaupt den Zeitablauf, dessen Herz einmal in den untersten teuflischen Grund eines andern Herzens getaucht ist und aus diesem Schacht wieder aufgetaucht, als ein Eimer gefüllt bis zum Rande mit Racheverlangen.

Zwei Monate trennten den Sträfling Albrecht von seiner Entlassung. Sie waren nicht mehr für ihn als eine kurze, von Bränden durchloderte Nacht.

Er stand und ging und arbeitete und säuberte sich sein Gelaß, ohne Zwang und ohne Anteil, und spürte mit entsetzlicher Lust, wie die Flamme tiefer in sein Inneres fraß. Stundenlang konnte er auf seinem Schemel hocken oder unter der Filzdecke im Dunkel liegen und einen Satz, einen Gedanken in sich bewegen. Fünfzigmal und fünfhundertmal konnte er sich stumm die gleichen Worte wiederholen: Wie kann ein Mensch das tun? Ein solcher Mensch darf nicht leben. Solch ein Mensch verpestet die Welt!

Aber er wußte auch, daß der andere bereits nicht mehr lebte. Sein Urteil war gesprochen. In jener halben Minute war es schwer gewesen, ihn nicht zu töten. Aber nun war es leicht, nun kostete es gar keine Mühe mehr, zu warten, nun lag sogar eine Art von bitterer Wollust darin, den Teufel unterm sicheren Beil noch umherlaufen zu lassen, übermütig und wie unbedroht.

Nein, er war nicht wahnsinnig geworden in seiner Haft. Auch als er den Goldenen hegte und liebte, war er es ja nicht gewesen. In jedem Augenblick sah er, was mit ihm vorging: er liebte einen kleinen glänzenden Käfer, der nichts war und alles bedeutete. Auch jetzt wußte er wohl, daß nur Geringes geschehen war: jemand hatte ein Insekt zertreten. Klar hätte er zu sagen vermocht: was da geschehen ist, daß einer einem wehrlosen Gefangenen die eine, einzige armselige Freude vernichtet, ohne Sinn, nur um wehzutun, das ist kein großes Ereignis. Aber dieses Ereignis bedeutet alles, was auf der Erde hoffenswert ist, verachtenswert, vertilgenswert. Niemals ist auf Erden etwas Geringeres, Unbedeutenderes geschehen und niemals etwas Größeres und Böseres und Schauerlicheres. Und wenn ich diesen Wächter töte, wenn ich diesem Niedrigsten der Niedrigen den gemeinen Hals zudrücke oder ihm ein Messer in den Schlund stoße, so töte ich den Teufel, so zertrete ich der Schlange den Kopf, und darum muß es geschehen und darum wird es geschehen, und darum weiß ich nicht und will nicht wissen, was jenseits dieser Tat für mich liegt, und darum hungere ich nach ihr und darum giere ich nach ihr, und darum vollführe ich sie. Amen. Amen. Amen.

LEONHARD FRANK

1882 in Würzburg geboren, schrieb die unvergeßliche „Räuberbande", einen Jungensroman. Frank wurde — unter dem aufwühlenden Erleben des ersten Weltkrieges — zum flammenden Bekenner einer menschlich-pazifistischen Gesinnung („Der Mensch ist gut"), schrieb „Die Ursache", die Heimkehrernovelle „Karl und Anna", den Roman der Arbeitslosen „Von drei Millionen drei", weitere Romane und Erzählungen und verfiel dem Bannfluch des Regimes. Im Exil (in Amerika) lebend, schrieb er u. a. den Roman „Mathilde", der bei Simon und Shuster, New York, erscheinen wird. Ein anderes Werk heißt: „Die Traumgefährten". — Die folgende Stelle ist in seinem Antikriegspamphlet „DER MENSCH IST GUT" enthalten:

Gegen Abend traf sie im Laden des Kolonialwarenhändlers mit der an der Ecke wohnenden jungen Arbeiterwitwe zusammen, deren Mann im Lazarett verendet war.

Die war in den wenigen Monaten eine alte Frau geworden; ihre Augen, durch das Weinen blutrot und um die Hälfte verkleinert, glichen nicht mehr Menschenaugen, sondern furchtbaren Wunden, die sich tief in die Höhlen hineingefressen hatten. Ihr Mann war erschlagen. Ihre Welt war erschlagen. Sie war erschlagen. Lebte nicht mehr.

Ihrem tödlichen Schicksale unterstellt, lehnte sie zermürbt und verbraucht am Ladentisch.

Und als der Kolonialwarenhändler den Tagesbericht vorlas: „Unsere todesmutigen Helden verteidigten mit bewunderungswürdiger Tapferkeit . . . jeden Handbreit Boden", bat sie mit dünner Stimme, er möge ihr doch die drei Tüten zusammen in eine Tüte geben, so sei's leichter zu tragen.

„Handbreit Boden! Handbreit!" schrie die Agentenwitwe und erblickte, von Wut und Abscheu in die Vision hochgerissen, ein nur handgroßes Stück Erde, auf dem sich eine ungeheure Pyramide von hunderttausend zerfetzten Siegern und Besiegten erhob.

Der alte Kolonialwarenhändler erschrak, als seinem beifallslüsternen Patriotenblick ein von Mordwut verzerrtes, wildes Frauenantlitz entgegengestellt wurde. Instinktiv flüchtete er in das Wort hinein: „Sie sterben den Heldentod, auf dem Felde der Ehre."

„Ja, Feld der Ehre! Ihr habt meinen Mann erschlagen. Mein Mann ist tot. Tot!"

„Aber Frau! Und die Heimaterde? Die muß doch schließlich verteidigt werden. Unsere heiligsten Güter stehen auf dem Spiele."

Die Gedankenfetzen: „Güter, heilig . . . Güterschuppen steht auf dem Spiele, Heimat . . . Börsenspiel mit Heimaterde", passierten das Witwengehirn. Sie schleuderte die gefüllte Tüte zurück. „Ah, Was! Heiligste Güter! Mein Mann war mein heiligstes Gut. Er lebte, hatte Augen, verstehen Sie — Augen! Hatte Arme, die er um mich herumlegen konnte, und hatte . . . hatte, hatte, hatte — war mein Mann. Ja, glotzen Sie mich nur an. Ist mir gleichgültig. Was sind denn eigentlich die heiligsten Güter? Wo denn? Ich hab' sie nicht! Ich hab' weder heilige noch andere! Heilig! Nichts als Lüge und Schwindel! Schwindel! Ah . . . Ihr Hunde!"

„Aber Frau! Sie machen sich ja unglücklich, werden eingesperrt, das prophezeie ich Ihnen, wenn Sie so über . . . unsere heiligsten Güter sprechen."

„Ich eingesperrt?"

Unvermittelt fühlte der Kaufmann die Macht der Kriegerwitwe, legte einen geradeliegenden Notizblock gerade.

Alter Schmerz hatte der anderen Kriegerwitwe die Brauen hochgezogen, daß die Stirn nur noch aus drei dicken Querfalten bestand. Aus ihren Wunden liefen zwei Tränen heraus, glitten schnell in die Wangenlöcher, in den offenen Mund hinein. Ob sie noch etwas Malzkaffee dazubekommen könne. Ihre langsame Hand schob das Geldstück hin.

„Einsperren? Das wollen wir sehen, ob die mich auch noch einsperren."

„Liebe Frau, hier dürfen Sie nicht so reden, hier bei mir . . . Sie müssen sich trösten, müssen sich trösten. Da hilft alles nichts. Vielen geht es so wie Ihnen. Ja, es geht Millionen so."

„Dann halt adieu, wenn Sie keinen Malzkaffee haben" sagte die andere Kriegerwitwe. Das Tränenwasser lief in den gewohnten Bahnen herunter, schaukelte am Kinn. Die mit den drei kleinen Tüten gefüllte große Tüte in die konkave Brust hineingepreßt, ging sie langsam hinaus.

„Was gehen mich die andern an. Und wenn es zehn Millionen so geht. Das gibt mir meinen Mann nicht zurück." Der Schmerz hockte und hüpfte in ihrem zuckenden Gesicht. „Mein Mann ist fort, tot, weg, kommt nie mehr, nie mehr. Verstehen Sie: nie mehr!"

„Ist ja wahr, aber warum sagen Sie denn mir das alles? Habe ich den Krieg gemacht? Warum sagen Sie mir das alles?"

„Warum?" fragte sie in ungeheurem Erstaunen. „Warum kommen Sie mir mit Ihren heiligsten Gütern daher? Sie . . . stehen da und verkaufen Ihr Zeug." „Wir werden siegen", sagte der Mann einfach. „Dann ist der Krieg aus." Als hätte er ihr eine weißglühende Eisenstange wie eine Längsachse in den Körper gestoßen, bei der Schädeldecke hinein und beim Unterleib heraus, drehte sie sich einmal blitzschnell um sich selbst, herumgeschleudert vom höllischen Schmerze, der ihr Herz gesprengt hatte mit der Vorstellung: der Krieg ist aus, alle Menschen freuen sich grenzenlos . . . und mein Mann ist tot, kommt nicht zurück. Kommt nie mehr! „Und was wird dann mit mir? He? Sie! He, was wird dann mit mir? He! He!"

„Sagen Sie mal, bin ich denn Schuld daran? Sie tun ja gerade, als ob ich . . . was kann ich dafür."

Von einem Blitze der Intuition grellweiß erleuchtet, erkannte sie: „Ja, du bist schuld, du, du . . . ihr Hunde! Ihr alle seid schuld daran. Alle!"

Da konnte der Kaufmann nur die Schultern heben, wie er tat, wenn er eine Ware nicht billiger abgeben wollte.

Und als sie schon hinausgerast war auf die verkehrsreiche Straße, sprach er noch: „Sie werden todsicher eingesperrt. Sie sperrt man ja glatt ein . . . Ihren Geldbeutel vergißt sie auch noch. Die scheint endgültig närrisch zu sein

SIGMUND FREUD

1856 geboren, weltberühmter Begründer der Psychoanalyse und Verfasser zahlreicher psychoanalytischer Schriften, wurde 1885 Privatdozent in Wien, wo er von 1912 bis 1920 als außerordentlicher Professor wirkte. Seine Schriften wurden unter dem arroganten Bannfluch der Nazi-Studenten, die 1933 den Bücher-Scheiterhaufen errichteten, verbrannt: „Gegen die seelenzerstörerische Überschätzung des Geschlechtslebens, für den Adel der menschlichen Seele übergebe ich die Werke Sigmund Freuds dem Feuer." Freud emigrierte nach London, wo er 1939 gestorben ist, geehrt von der ganzen Welt, verfemt allein von denen, die glaubten, der Geist lasse sich durch Feuer und Schwert für immer auslöschen. Seine „Gesammelten Werke" erschienen in London. — Die Entdeckung der unbewußt wirkenden Seelenkräfte und Triebe, ihre systematische Erforschung bedeutete eine Revolution unseres Wissens vom Menschen. Aus Sigmund Freuds vor 1933 geschriebener und damals viel diskutierter Schrift: „DAS UNBEHAGEN AN DER KULTUR" zitieren wir den folgenden, auch jetzt noch sehr aktuellen Abschnitt:

Ich kann wenigstens ohne Entrüstung den Kritiker anhören, der meint, wenn man die Ziele der Kulturstrebung und die Mittel, deren sie sich bedient, ins Auge faßt, müsse man zu dem Schlusse kommen, die ganze Anstrengung sei nicht der Mühe wert, und das Ergebnis könne nur ein Zustand sein, den der einzelne unerträglich finden muß. Meine Unparteilichkeit wird mir dadurch leicht, daß ich über all diese Dinge sehr wenig weiß. Mit Sicherheit nur das eine, daß die Werturteile der Menschen unbedingt von ihren Glückwünschen geleitet werden, also ein Versuch sind, ihre Illusion mit Argumenten zu stützen. Ich verstünde es sehr wohl, wenn jemand den zwangsläufigen Charakter der menschlichen Kultur hervorheben und z. B. sagen würde, die Neigung zur Einschränkung des Sexuallebens oder zur Durchsetzung des Humanitätsideals auf Kosten der natürlichen Auslese seien Entwicklungseinrichtungen, die sich nicht abwenden und nicht ablenken lassen, und denen man sich am besten beugt, wie wenn es Naturnotwendigkeiten wären. Ich kenne auch die Einwendung dagegen, daß solche Strebungen, die man für unüberwindbar hielt, oft im Laufe der Menschheitsgeschichte

beiseitegeworfen und durch andere ersetzt worden sind. So sinkt mir der Mut, vor meinen Mitmenschen als Prophet aufzustehen, und ich beuge mich ihrem Vorwurf, daß ich ihnen keinen Trost zu bringen weiß, denn das verlangen sie im Grunde alle, die wildesten Revolutionäre nicht weniger leidenschaftlich als die bravsten Frommgläubigen.

Die Schicksalsfrage der Menschenart scheint mir zu sein, ob und in welchem Maße es ihrer Kulturentwicklung gelingen wird, der Störung des Zusammenlebens durch den menschlichen Aggressions- und Selbstvernichtungstrieb Herr zu werden. In diesem Bezug verdient vielleicht gerade die gegenwärtige Zeit ein besonderes Interesse. Die Menschen haben es jetzt in der Beherrschung der Naturkräfte so weit gebracht, daß sie es mit deren Hilfe leicht haben, einander bis auf den letzen Mann auszurotten. Sie wissen das, daher ein gut Stück ihrer gegenwärtigen Unruhe, ihres Unglücks, ihrer Angststimmung. Und nun ist zu erwarten, daß die andere der beiden „himmlischen Mächte", der ewige Eros, eine Anstrengung machen wird, um sich im Kampf mit seinem ebenso unsterblichen Gegner zu behaupten.

ALEXANDER M. FREY

1881 in München geboren, schrieb einen der besten Kriegsromane „Die Pflasterkästen" von stark pazifistischer Wirkung. Vorher erschienen Romane und Novellen von außerordentlicher Spannung aus den Bereichen des Spukhaften und Absonderlichen. Im Exil schrieb Alexander M. Frey u. a. den Roman „Bril, die kühne Katze". — Aus einer 1931 im „Tagebuch" erschienenen Betrachtung „VEREDELUNG":

Professor Doktor Anton Toneler hat sich an die Spitze eines Aufrufs gestellt, der die völkischen Frauen an die Front holt — als Frauen. Nicht etwa als Stimmzettel, als Saalfutter bei Versammlungen oder als Aufputscherinnen politisch verschlafener Männer — sondern als Weiber, die nichts so sehr werden und sein wollen wie Mütter.

Dutzende von Künstlern, von Gelehrten, von Politikern, von Ärzten haben unterzeichnet. Was man hier inaugurierte, ist vielleicht außerordentlich gewagt, denn es hebt die Frau im Staat an eine bevorrechtigte Stelle in einer Weise, die den bisherigen Wettlauf mit dem Mann bedeutungslos macht.

Dabei betrifft es gerade die schönsten Frauen, die gesündesten, die vollkommensten. Von ihnen in erster Linie ist nämlich zu verlangen, daß sie zur Veredelung der Rasse möglichst viele Kinder in die Welt setzen. Es ist zu verlangen — und es wird akzeptiert! Eine patriotische Welle durchflutet das Land, deren lichtes Schaumgekräusel jene schönsten Frauen bilden — selbstverständlich nur, soweit sie ganz rasserein sind.

Ja, sie sind bereit, zu gebären: drei-, fünf-, achtmal. Der Staat sorgt für beste Vor- und Nachbehandlung; einer der unterzeichneten Ärzte hat ein Verfahren ausgebaut, das unliebsame Folgen der vielen Schwangerschaften keinesfalls aufkommen läßt; die Kinder — die Kinder sind Söhne und Töchter der Nation; sie nimmt sich in liebevoller Weise der Aufziehung und Ausbildung an, die Mütter aber ernten außer dem Ruhm, der nicht greifbar ist, einen Ehrensold, der es ist.

Und die Väter zu all diesen Hochherzigkeiten? Sie werden zu Vätern gemacht, wie die Männer früher die Mädchen zu Müttern machten.

Das kommt daher, daß es Klassen gibt: die Klasse der schönsten — und also wichtigsten — Frauen und die Klasse der schönen Frauen. Eine dritte Klasse, etwa der Unscheinbaren, oder gar eine vierte gibt es nicht. Das hat den normalen Vorzug sowohl für Professor Toneler wie für die gesamte Weiblichkeit, daß keine Frau häßlicher sein kann als schön.

RICHARD FRIEDENTHAL

schrieb vor 1933 einen bedeutsamen Cortes-Roman „Der Eroberer", einen Stefan Zweig zugeeigneten Novellenband „Maria Rebschneider" und Gedichte. Er ging nach England ins Exil und ist der literarische Nachlaßverwalter Stefan Zweigs. = Hier ein Abschnitt aus dem Cortes-Roman; es handelt sich dabei um „DIE GEFANGENNAHME MONTEZUMAS" — eine Probe seiner großen Darstellungskunst:

Ochoa legte dem König die Fußschellen um die juwelenbesetzten Stiefel. Die von den Waden heruntertropfenden Perlenkettchen kamen ihm dabei zwischen die Eisen und störten; kurz entschlossen fetzte er sie ab. Weit und lose hingen die breiten Ringe um die schmalen Knöchel des Azteken; ihr Rand stieß gegen den hohen Rist seiner Füße. Montezuma rührte sich nicht. Er hielt nur starr die Arme vor sich hin, als erwarte er, man werde auch die fesseln.

Der Profos erhob sich und meldete Cortes, daß seine Arbeit beendet sei. Sein Gesicht glühte vor Stolz über diesen größten Tag seines Lebens. Der Generalkapitän löste die Hand vom Degen, den er in der Spannung krampfhaft umklammert hatte, machte eine verbindliche Geste und bat den König, er möge die Ungelegenheiten, die man ihm leider machen müßte, entschuldigen. Auch Leon trat heran und verbeugte sich verlegen und ungeschickt.

Montezuma nickte leise. Cortes ersuchte ihn, seinen Wachen und Hofbeamten die nötigen Befehle zu geben. Es werde zweckmäßig sein, ihnen bekanntzumachen, daß er aus eigenem freien Entschluß seine Wohnung wechsele.

Guatemotzin, der ältere der beiden Neffen, hob den Kopf zu seinem Oheim und fragte flüsternd, ob er nicht die Leibgarden alarmieren solle. Die Fremden würden es nicht wagen, sich an seiner geheiligten Majestät zu vergreifen.

Montezuma winkte ab. Er befahl seine Sänfte. Guatemotzin keuchte hervor, er wolle sich von den Spaniern niederstoßen lassen, ehe er sich von der Stelle rührte.

Montezuma wiederholte eigensinnig den Befehl: die Sänfte, schnell, die Sänfte! Er blickte Guatemotzin zornig an: man halte es wohl nicht mehr für nötig, seinen Anweisungen zu gehorchen? Noch sei er der König, geheiligt, unantastbar, allgewaltig, der Herrscher auf dem Bergthron; es beliebe ihm, diesen Männern zu folgen, und niemand habe sich darüber aufzuhalten. Die Sänfte!

Der jüngere Neffe lief. Einer der Spanier begleitete ihn. Die Sänfte wurde gebracht. Montezuma tat ein paar Schritte. Erst jetzt spürte er die Eisen, plötzlich, schneidend; seine starr gespannten Gesichtszüge brachen ein und fielen übereinander. Er schrie leise auf. Und mit einem Male schüttelte er sich, er stampfte auf, er begann zu toben. Cortes brüllte die Eskorte an, die Leute stießen ihre Piken auf den Boden, und die Offiziere klirrten vor Aufregung mit den Waffen. Der Saal hallte von Lärm.

Cortes riß die Vorhänge der Sänfte zur Seite: vorwärts, man solle den Indianer hineinheben, schnell, aufnehmen die Sänfte! Abmarschieren!

EGON FRIEDELL

Verfasser einer mehrbändigen, mit ebensoviel Witz wie Wissen geschriebenen „Kulturgeschichte" und eines ausgezeichneten Buches über Peter Altenberg: „Ecce poeta", stammte aus Wien. Seine Bücher wurden 1933 verboten. Vor kurzem wurde sein utopischer Roman „Die Reise mit der Zeitmaschine" von neuem herausgebracht. Friedell stürzte sich 1938 beim Einmarsch der Deutschen in Österreich zum Fenster seiner Wohnung hinaus. — Von lächelnder Weisheit ist sein vor 1933 bei S. Fischer erschienenes BUCH ÜBER ALTENBERG erfüllt, woraus wir zitieren:

Man hat sich allgemein daran gewöhnt, in Peter Altenberg eine Art „modernen Frauenlob" zu erblicken. Nun, ein Frauenlob ist er freilich; aber eben ein moderner. Der arme Frauenlob: — wenn er heute lebte, er würde nicht weniger glühend und nicht weniger unglücklich lieben. Und dennoch: er würde vielleicht ganz anders dichten, das will sagen: er wüßte vielleicht ganz andere, viel verfänglichere, verstricktere, hintersinnigere, vieldeutigere Dinge von den Frauen zu sagen als dazumal. Kurzum, er würde anderes, und vielleicht Tieferes und Seltsameres an ihnen zu loben wissen. Weil die Frau heute anders geworden ist? Oder weil der Mann anders geworden ist und nun ein anderes, abgestufteres, vielfältigeres, vielfarbigeres Licht sich an diesen glatten Spiegeln bricht, die man „Frauen" nennt? Oder vielleicht auch, weil wir heute unter Lob etwas anderes verstehen und wiederum etwas weit Verzwickteres, Oszillierenderes, schwieriger grad zu Biegendes: eine Sache, die von vorne wie ein Tadel aussieht und erst von hinten wie ein Lob glänzt? Es ist eben alles anders geworden.

Haben wir eigentlich den Hexen- und Engelaberglauben abgeschafft? Ich glaube nicht: er lebt noch fort in der sogenannten romantischen Liebe. Es ist eigentlich ein Stück Mittelalter in der modernen Welt. Die Idee, daß die Frau etwas ungemein Hohes und Reines, eine himmlische Gnadenspenderin im profanen Erdenleben des Mannes sei, gehört eigentlich in dieselbe Rubrik wie die Ansicht, daß der Himmel ein blaues Kuppelgewölbe sei, in das Sterne gestickt sind, und daß es Zauberer und Feen gäbe. Es ist eine mythologische Erklärungsart. Indes: vielleicht gerade hierin beruht ihr Reiz und ihre Lebensfähigkeit. Sind denn die Dichter nicht überhaupt ein Stück Mittelalter im heutigen Leben, und ein notwendiges? Und die Frauen sind stumme Dichterinnen. In unseren amerikanisierten Lebensformen bilden sie gewissermaßen eine Enklave poesievoller Rückständigkeit. Was am heutigen Leben noch Spiel, Stil, liebenswürdige Zwecklosigkeit ist, geht zum größten Teil auf die Frau zurück. Und die durch Jahrhunderte konsequent vollzogene Durchsetzung der erotischen Beziehungen mit psychologischen und physiologischen Irrtümern erhöht diesen Reiz.

S. FRIEDLAENDER

Veröffentlichte seine satirischen Werke unter dem Pseudonym „Mynona" (Umkehrung von „Anonym"). Im Alter von 75 Jahren starb Friedlaender in der Emigration in größter Armut. Der emigrierte Lyriker Rudolf Leonhard hielt die Grabrede. — Friedlaenders Hauptwerk ist die „Schöpferische Indifferenz", ein tiefsinniges philosophisches Werk. Als Beispiel für seine satirische Weltansicht hier eine kurze Groteske: „DER ZARTE RIESE", ein beliebtes Vortragsstück Ludwig Hardts:

Es war einmal ein Riese, der war so zart, so zart! Und nun ging er durch die Menschen. Wie sanft nur setzte er seine Schritte, wie sanft. Und noch mit seinen allersanftesten zertrat er so viele nette, freundliche Menschen:

Frau Direktor Buller ganz platt, ganz platt; Herrn Geheimrat Wersch; Herrn Omnibuskutscher Koppke; so nette Menschen zertrat vorsichtig der zarte Riese. Da weinte er. Wie Wolkenbrüche, aber salzig, stürzten seine Tränen auf gute, liebe Menschennaturen. Die Kinderschule, ja die Kinderschule kam ins Schwimmen, brach ein, sank. Der Riese weinte, Mütter schrien, Versicherungsgesellschaften starben. Der schmerzlich bewegte Riese warf sich zu Boden, aber die Erde bebte: London, Madrid, Zehlendorf und Nowawes fielen zusammen wie Kartenhäuschen. Gut, gut meine ich es, beteuerte der zarte, so zarte Riese, und seine reuige Stimme erzeugte einen solchen Luftdruck, daß achtzig junge und alte Kellner des Lunaparkes weggeweht wurden wie Papierschnitzel. Der Riese stieß einen tiefen Seufzer aus seiner grameswunden Brust, es explodierte davon ein Krematorium nebst vier Friedhöfen, ein Hagel von Asche und Gebeinen wirbelte durch die Lebendigen. Und es graute den Riesen vor sich selber, als er, von Witwen und Waisen umgraupelt, auf flachem Felde hingestreckt lag; unter ihm ein Gutshof mit einer Meierei, alles voll verröchelnder Tiere und Menschen. Tötet, o tötet ihr kleinen, feinen Leute mich, den sanften Mörder eures Glücks, bat der Riese. Da hätte er gut bitten, sein Wimmern zerpuffte ein Wöchnerinnenheim, eine Grenadierkaserne, die natürlich in der Nähe lag, einen regierenden Herrn, der mit herrlichem Auto daherbrauste, und ein paar alternde Mädchen, die zum Postamt eilten. Aber, lächelte der Riese, und überirdische Wehmut brach aus seinem Blick — aber kann ich Sanfter, der ich zu groß bin, viel zu groß bin, um der guten, dieser lieben, so kleinen, so niedlichen, munteren Leute willen mich nicht selber töten? Halleluja, lallte er ganz leise aus Furcht, jemanden zu verletzen; heureka, lächelte er bei sich, wohlan! Er nahm einen tollen Anlauf, sprang himmelhoch, vollführte in den Wolken einen Salto mortale und fuhr kopfüber so blitzlings mit dem Schädel auf die nächste Kirchturmspitze, daß seine Seele gar nicht ohne Salbung von hinnen ging. Der Turm schlug mit dem prachtvollen Gigantenleib zwei Stadtteile in Trümmer; der Dichter Promethke starb bei dieser Gelegenheit. Und nun begann — nasus teneatis! — das Zeitalter der Verwesung, das noch bis auf die heutige Nacht fortdauert. — So kann wahre Sanftmut wirken wie höllischste Teufelei — sollte sie von einem Riesen herrühren.

HELLMUT VON GERLACH

Vor 1933 der unerschrockene Herausgeber der „Welt am Montag", überzeugter Antimilitarist und Kriegsgegner, schrieb die Bekenntnisschrift: „Erinnerungen eines Junkers", in der er seinen politischen Entwicklungsgang vom Konservativen zum entschiedenen Verfechter pazifistischer Ideen darstellte. Als Carl v. Ossietzky im Mai 1932 ins Gefängnis geworfen wurde, übergab er H. von Gerlach die Leitung der Weltbühne. Der 1866 Geborene ist im August 1935 in Paris gestorben, wo er seine Autobiographie „Von rechts nach links" niedergeschrieben hat. — Aus den „ERINNERUNGEN EINES JUNKERS" hier ein kurzer Abschnitt:

Die famose Dolchstoßlegende beruht auf der Fiktion, die deutsche Revolution sei von irgendwelchen geheimnisvollen Verschwörern planmäßig vorbereitet worden. Als willkommene Kronzeugen für die Legende werden von den Monarchisten der ehemalige Volksbeauftragte Emil Barth, ein gewisser Vater in Magdeburg und ähnlich unmaßgebliche Personen aufgeführt.

Ich will die Ehrlichkeit dieser Kronzeugen nicht anzweifeln. Sie mögen subjektiv davon überzeugt sein, ihre geheime Tätigkeit habe wesentlich zum

Ausbruch und zum Erfolg der sogenannten Revolution vom 9. November 1918 beigetragen. In Wirklichkeit ist noch nicht ein Prozent des Umsturzes auf ihre Rechnung zu setzen. Nur revolutionärer Größenwahn kann in der Revolution etwas andres als den automatischen Zusammenbruch eines schuldbeladenen Regimes erblicken.

Nicht einmal das geschickteste illegale Mittel der Linksradikalen: die Spartakusbriefe haben weitere Volkskreise oder gar das Heer erreicht. Sonst hätte der Spartakusbund im November und Dezember 1918 mehr als eine — allerdings sehr aktive — Sekte sein müssen.

Ich habe den maßgebenden Unabhängigen während des Krieges nahe genug gestanden, um zu wissen, wie entschieden sie immer jede illegale Betätigung abgelehnt haben. Und ich vergesse nie, wie geradezu entsetzt Hugo Haase 1917 war, als er die erste Nachricht über die Marinemeuterei erhielt. Er tat alles, um als Mensch den armen Illusionisten zu helfen. Aber er betonte immer wieder, daß die Unabhängigen den Weg der Verschwörung für falsch, ja für eine Gefährdung der unabhängigen Friedenspolitik hielten, die immer mehr Anhang finde.

Die illegale Tätigkeit ganz links war minimal, die illegale Tätigkeit ganz rechts aber riesenhaft. Sie gipfelte in dem unablässigen Kampf gegen Bethmann, den die Alldeutschen als das Haupthindernis für ihre schrankenlose Annexionspolitik ansahen. Und sie konnte sich fast ungehindert entfalten, weil die entscheidenden Militärs in ihrem Herzen ganz auf Seite der Bethmann-Gegner waren ...

ERNST GLAESER

1902 geboren, schrieb den vielumstrittenen Roman „Jahrgang 1902" und dessen Fortsetzung „Frieden". Seine Bücher wurden verbrannt. 1933 ging er in die Schweiz; 1936 erschien sein Buch „Der letzte Zivilist" und ein paar Jahre später eine Sammlung von Novellen: „Das Unvergängliche" in einem Amsterdamer Exilverlag. Aber 1939 ging Glaeser, in Zürich (nach seinen Worten) „rettungslos einsam", nach Hitler-Deutschland zurück und wurde — „Hauptschriftleiter" der P.K. - Zeitung „Adler im Süden". Den Bemühungen Ernst Glaesers, seine damalige fragwürdige Haltung zu rechtfertigen, steht man vielfach mit abwartender Skepsis gegenüber. Hier folgt ein kleiner Abschnitt aus seinem Roman „JAHRGANG 1902":

An einem hellen, frischen Februarmittag des Jahres 1915 stand ich am Marktplatz und sah einer Pferdemusterung zu. Unter den splitternackten Ästen der Kastanienbäume rieben sich etwa hundert Pferdeleiber, braune und schwarze. Der Geruch, der von ihnen ausging, tat meinen Lungen wohl. Zwischen den Pferden, deren Wiehern und Gestampf die kalte Luft zum Schaukeln brachte, ging ein Sergeant. Er hatte ein großes Notizbuch. Die alten, verbogenen Bauern, die ihre Gäule hielten, grüßten ihn tief. Er sah über sie hinweg. Hinter ihm ging ein Soldat, der ein glühendes Eisen trug. Der Sergeant sah sich die Pferde an, prüfte ihr Gebiß und ihren Huf, dann gab er dem Mann ein Zeichen. Dieser näherte sich dem Pferd, und während der Sergeant in seinem Notizbuch schrieb, setzte er das glühende Eisen dem Gaul auf den Oberschenkel. Das Pferd sprang hoch, schrie, stampfte, wurde aber sofort von zwei anderen Soldaten an den Zügeln niedergerissen. Auf dem braunen Fell, das leicht dampfte und brandig roch, schwoll dann langsam das Zeichen: XVIII. A. K. Der Bauer bekam seinen Schein, der Sergeant ging weiter. Hinter ihm der Mann mit dem glühenden Eisen.

STEFAN GROSSMANN

1875 in Wien geboren, begann mit zarten Novellen, schrieb politische Romane: „Die Partei" und „Chefredakteur Roth führt Krieg" sowie die Autobiographie „Ich war begeistert". Er war Begründer und Herausgeber des „Tagebuches", das später von seinem Mitherausgeber Leopold Schwarzschild als „Neues Tagebuch" im Exil fortgeführt wurde. Stefan Großmann erlag, von der Gestapo verfolgt, einem Herzleiden. Der hier folgende NACHRUF AUF MICH SELBST, den er viele Jahre vor seinem Tode im Tagebuch veröffentlicht hat, wurde im Mai 1925 geschrieben:

Das Redaktionstelephon klingelte.

„Schreiben Sie den Nachruf für Stefan Großmann?"

Gerne. Nekrologe-Schreiben ist ein Vergnügen. Man kann Milde und Tücke, Gerechtigkeit und Rache, Objektivität und Abneigung zu einem süffigen Drink mischen, und der Tote muß schweigen. Ja, ich schreibe den Nachruf für Stefan Großmann.

Ich brauche eine Formel für ihn. War er ein Zeitungschreiber? Sicher gehörte er zu den fünf oder sechs deutschen Journalisten aus Passion, aber sein Liebesverhältnis zur Zeitung war allmählich zur Strindberg-Ehe ausgeartet, er hielt es bei keiner Zeitung aus, vor allem nicht bei seiner eigenen. Was war er denn? Er verpfuschte seine Zeitungsarbeit durch seine Phantasie, und er verdarb seine Phantasie durch Meinungsmache. Zugegeben, seine Novelle „Der Vorleser der Kaiserin", im September 1914 geschrieben, im Oktober 1914 in der „Neuen Rundschau" erschienen, war die erste literarische Arbeit, die in Deutschland die Herzen gegen den Krieg weckte. Warum blieb er nie bei der Stange? Warum schwoll seine Stimme nicht an? Warum floh er immer wieder vom Sein in den Schein, vom Leben ins Theater und wieder zurück, von der Leere des ausgeräumten Theaters ernüchtert, in die volle Welt des Realen? So verpfuschte er sich Schein wie Sein. Zugegeben, Großmanns Erzählung über den armen Prinzip, dem man den Weltkrieg, welchen er entfesselt hat, verheimlichte, war eine 1915 geschriebene Vorwegnahme künftiger grausiger Vorgänge, warum ist seine dichterische Phantasie immer abhängig gewesen von Depeschen des Wolff-Büros? Vom Standpunkt des Journalisten gesehen war Großmann unzuverlässig. Vom Standpunkt seines dichterischen Talentes gesehen hat Großmann sich selbst zu oft verlassen. Er hat, zugegeben, seiner Zeit gedient, aber die Zeit mußte auch ihm dienen. Er fraß die Ereignisse, aber die Ereignisse haben auch ihn gefressen. Als damals sein Roman „Die Partei" erschien, schrieb Paul Ernst, Großmann müsse sich hinsetzen und in einigen großen Romanen das Bild der deutschen Großstadt malen, den unbarmherzigen Journalisten-Roman, den von keinem auch nur angefangenen Richterroman, den Roman der demolierten Ehe. Großmann hat all das nicht einmal versprochen, dennoch ist er es schuldig geblieben. Er hat sich immer wieder der Gegenwart preisgegeben, und so verdarb er sich sein bißchen Ewigkeit. Mit fünfzig Jahren, erst begann er sich ein wenig zu sammeln, dieser immer Zerstreute.

So wäre mein Nekrolog fertig, die Trauer um den Verblichenen wäre richtig mit einem leisen Kichern gemengt. Wie aber, wenn die Todesnachricht falsch war und der Nachruf zehn, zwanzig Jahre ungedruckt bleibt? Wie, wenn jetzt erst die reife Arbeit Großmanns beginnt? Wie, wenn dies alles bloß Vorarbeit war und Vorerlebnis? Wie, wenn ich jetzt erst, entfernter von einer Gegenwart, die mir fremd zu werden beginnt, zu meiner Samm-

lung und damit zu meinem Werke komme? Ich habe lange genug die Zeit in mich hineingetrunken, ich war besoffen von vielen Gegenwarten, darf ich endlich den Unruhe-Stand verlassen? Kann ich endlich aus dem aktiven Dienst der Zeit scheiden? Was kann ich schaffen in zehn Jahren Stille aber wie kann ein Zeitungsmensch von zehn Jahren Stille sprechen?

GERHARD GRINDEL

Der 1902 in Berlin Geborene studierte Kunstgeschichte und war schon frühzeitig schriftstellerisch tätig. Auslandsreisen für Theater, Kabarett, Film. Von 1931 an blieb er in Berlin und arbeitete mit Ernst Lönner (von der Piscator-Schule) an Aufführungen von antifaschistischen Stücken in den Arbeitervierteln. In Textbearbeitungen und Chansons entblößte er die Gefühlsverlogenheiten und die Schein-Vernunft, mit denen die Arbeiter vom Nationalsozialismus eingefangen wurden. Als Vertreter der Menschenrechte erhielt er bereits im Februar 1933 Schreibverbot. Er lebte und arbeitete „getarnt" sowohl schriftstellerisch und politisch weiter, wurde 1944 zur Zwangsarbeit gebracht und nur durch den schnellen Vormarsch der Roten Armee auf Berlin gerettet. Er wurde nach dem Zusammenbruch schnell als Publizist bekannt. Grindel formuliert seine gegenwärtige Stellungnahme folgendermaßen: „Wie ich mich damals gegen die drohende Hitler-Diktatur wandte, wende ich mich heute gegen die kommunistische Bedrohung der Freiheit und Rechtssicherheit, sowohl als politischer Leitartikler der „sie" wie als Kunstkritiker und Herausgeber des ‚Dionysos'." Das hier abgedruckte CHANSON Gerhard Grindels stammt aus einem Stück des erwähnten antifaschistischen Theaters:

Die Damen im Wohltätigkeitsverein:

„Es muß was geschehen,
Sonst ist es zu spät.
Ich kann nicht mehr sehen,
Wie der Hungernde,
Der arbeitslos Lungernde
Unter die Räder gerät.
Ein Ball! Feinste Schichten.
Viel Orden. Viel Fräcke.
Auf Bütten berichten:
‚Wohltätige Zwecke.'
Wir öffnen als Christen
Spendabel die Tasche.
Wir trinken drum Sekt,
Hundert Em eine Flasche.
Wir nehmen Souper,
Hundert Em ein Gedeck.
Tja, man hat das Herz
Auf dem richtigen Fleck.
Wir leiden bei euerm
Hungergeschrei.
Wir tanzen für euch
Unsre Schuhe entzwei.
So sind wir zu jedem
Opfer bereit,
Für die Wohltätigkeit.
Für die Wohltätigkeit.'

Deren Gatten im Kriegerverein:

„Mal herhör'n, Ihr Guten,
Wir brauchen mehr Macht,
Wir brauchen Rekruten.
Dann sind die Hungernden,
Die arbeitslos Lungernden
Prima untergebracht.
Militär. Stramme Haltung.
Parade. Famos.
Nationale Entfaltung.'
Na also. Ganz groß.
Gott segne das Handwerk:
Ein Heer braucht Monturen.
Die Aufrüstungswirtschaft
Kommt wieder auf Touren.
Da klettern die Löhne.
Da habt ihr, wie nie.
Das nennt man moderne
Staatsökonomie.
— — Und wenn es dann losknallt —
Gibt's Tote, Verletzte,
Und Blinde und Krüppel,
Vertrieb'ne, Gehetzte —
Dann seid i h r die Opfer.
Dann ist es soweit.
Dann zahlt mal für
Die Herrlichkeit."

KARL GRÜNBERG

1891 geboren, einer kinderreichen sozialistischen Schuhmacherfamilie in Berlin entstammend. Er schrieb u. a. den Kapp-Putsch-Roman: „Brennende Ruhr", der in mehrere Sprachen übersetzt und auch verfilmt wurde. 1933 wurden seine Bücher verbrannt; er kam für mehrere Jahre ins KZ und betätigte sich nach seiner Entlassung illegal. In seinem neuen Roman „DAS SCHATTENQUARTETT", im Greifen-Verlag, Rudolstadt, erschienen, schildert er das Leiden und Kämpfen von vier aufeinander folgenden proletarischen Generationen der letzten hundert Jahre:

Auch bei den Eltern begann „das neue Jahr mit neuem Graus!" — Das gute Weihnachtsgeschäft erwies sich nur als das letzte Aufflackern einer kurzen Prosperität, dem die Krise auf dem Fuße folgte. Für die Haussegen der Mutter — die unsere Haupteinnahmequelle bildeten — fanden sich immer weniger Liebhaber. Statt mit wohlgefülltem Portemonnaie kam sie immer mehr mit den klagenden Aussprüchen der Leute zurück, die nun Gegenstand improvisierter Parteikonferenzen vor dem Werktisch des Vaters wurden. Mancher arbeitslose Genosse saß jetzt stundenlang bei uns, um nicht daheim in der kalten Wohnung das Gejammer der Frau mit anzuhören und die fragenden Blicke der elenden Kinder sehen zu müssen. Mancher wurde auch, wenn er taktvoll gehen wollte, zu einem Teller Mittagessen eingeladen.

An der Tür gab ein Bettler dem anderen die Hand. Draußen lag tiefer Schnee, und grimmiger Frost machte die Lage der Arbeitslosen, für die es ja keinerlei Notunterstützung gab, noch trauriger, von den Obdachlosen gar nicht zu reden. Selten ließ die Mutter einen Hilfesuchenden unbeschenkt fortgehen; eine Tasse heißer Kaffee und eine Stulle mit Schmalz war immer übrig. Kam einer gerade zur Mittagszeit, so mußte er mit herein, unseren kargen Tisch mit uns teilen.

„Gott soll Ihnen das vergelten", sagte ein alter Mann mit Tränen in den Augen, als ihm der Vater nach dem Essen auch noch die ganz zerrissenen Schuhe flickte. —

„Da könnte ich lange drauf warten", antwortete sein Wohltäter völlig ungerührt. Anderswo mußten die Armen für ihre Bettelsuppen fromme Danksagungen und Erbauungstraktate hinnehmen. Bei dem gottlosen Schuster bekamen sie als Nachtisch ein Privatissimum über den Widersinn und die Heuchelei der heutigen Gesellschaftsordnung, und den letzten „Vorwärts" oder irgendein Flugblatt noch dazu. Noch sehe ich ihn vor mir sitzen mit den vor Eifer blitzenden Augen, wie er mit der spitzen Nähahle gestikulierte, um seinen Worten größten Nachdruck zu verleihen:

„... Sehen Sie, lieber Freund, das Wort Gott, das spielt eine Rolle — aber nicht bei mir. Wenn ich einem was gebe, dann verpumpe ich es nicht, wie der Fromme, der darauf spekuliert, es diesseits oder jenseits mal mit Zinsen wiederzukriegen. Nicht, weil mir das irgendeine Schrift oder ein Pastor sagt, sondern weil ich aus Erfahrung weiß, wie weh der Hunger tut, und weil Arme und Arbeiter sich gegenseitig helfen müssen. Danken brauchen Sie dafür nicht, aber denken sollen Sie daran, wenn es Ihnen mal wieder besser geht und an Ihrer Tür ein Armer klopft."

Meine Eltern ließen sich in dieser Überzeugung auch nicht beirren, als eines Tages ein Fechtbruder, der wohl auf einen Kümmelgroschen gerechnet hatte, die Schmalzstulle an die Tür klebte. Die Mutter kam sogar eines Abends spät mit einem Logiergast nach Hause, ein obdachloses Dienstmädchen, das sie in einer Volksküche aufgegriffen hatte. Wo und wie sie die Nacht bei unseren schon so beengten Verhältnissen geschlafen hat, ist mir allerdings ein Rätsel. —

SEBASTIAN GRILL

1914 in Liegnitz geboren, veröffentlichte 1938 einen Roman, der kurz nach dem Erscheinen verboten wurde, und schrieb eine Reihe von Erzählungen und Gedichten, die nicht publiziert werden durften. 1934 gehörte Grill zu den Gründern und Aktivisten der illegalen Widerstandsgruppe der Münchener Universität. Von den in den Jahren 1942/1944 entstandenen Gedichten (jetzt in der Anthologie „De Profundis" im Kurt Desch Verlag in München zum ersten Male veröffentlicht) bringen wir hier als Probe das Gedicht: „DIE KEINEN NUN VERSCHONEN":

Die keinen nun verschonen,
Nicht Kirche, Haus und Baum,
Es wohnten die Dämonen
In euerm eignen Traum.

Heller als alle Kerzen
Glühte der Fackeln Pracht.
Wie rauschten eure Herzen
Im schwarzen Glanz der Macht,

Die unter kühlen Scherzen
Herzen und Tod verlacht!
Nun hat zu tausend Schmerzen
Der Tod die Kerzen entfacht.

Erst, wenn die Herzen gewogen,
Weist über Qual und Gericht
Der siebenfarbige Bogen
Gnade euch wieder und Licht.

Am Ende aus Tod und Trümmern
Aus Schmerzen und eisigem Hauch
Steigt Gott wie das erste Schimmern
Des Sterns vor verwehendem Rauch.

OSKAR MARIA GRAF

1894 in Berg am Starnberger See geboren, Bauernsohn und Bäckergeselle, Sozialist und Antimilitarist; schrieb vor 1933 „Wir sind Gefangene", ein Bekenntnisbuch aus den Tagen der Münchener Räteregierung, die „Chronik von Flechting", „Kalendergeschichten" und ging bereits vor 1933 nach Wien. Sein in Brünn begonnenes, in New York vollendetes, 900 Seiten umfassendes Buch „Das Leben meiner Mutter" erschien vor kurzem im Kurt Desch Verlag in München. Graf gehörte der Redaktion der Zeitschrift „Neue Deutsche Blätter" an, die von emigrierten deutschen Schriftstellern in Prag gegründet wurde. Aus dem im Kurt Desch Verlag, München, erschienenen Werk „DAS LEBEN MEINER MUTTER" hier ein Abschnitt:

Es war ein früher Januar-Vormittag. Starr ragten die Hauswände empor. Auf den vorspringenden Dächern der altmodischen Erker und Verzierungen lag der angeschwärzte, gefrorene Schnee.

Unruhig wie Tausende gingen meine Frau und ich durch die Straßen. Die Sonne hatte sich endlich aus dem dunstigen Himmel geschält. Klar und warm fiel sie in die tiefen Häuserschächte. Von den Dächern tropfte der nunmehr zergehende, schmutzige Schnee. Merkwürdig verstummte Menschengruppen sammelten sich vor den gelb leuchtenden Telegramm-Anschlägen.

Herausfordernd spazierten volluniformierte SA- und SS-Trupps von sechs bis zwölf Mann durch das Publikum und rempelten Passanten an. Die gingen mit scheuen Blicken an ihnen vorüber. Ab und zu blieb der Trupp der Uniformierten stehen und musterte so einen Zivilisten von oben bis unten, von unten bis oben höhnisch. Sekundenlang sah der angstbeklommene Mensch drein wie ein gefangenes Tier.

„Na, laßt ihn laufen! ... Es kommt uns keiner aus!" rief der SA-Führer, und seine Begleiter grinsten vielsagend. Der angehaltene Zivilist ging geduckt weiter. Er bog um eine Hausecke und beschleunigte seine Schritte.

Nervös patrouillierten die verstärkten Polizeistreifen, die diesmal seltsamerweise wieder zu sehen waren. Da und dort wurde ein Jude vom Trottoir heruntergestoßen, griff nach seinem heruntergefallenen Hut und ging über die Straße. Plötzlich plärrten Passanten hinter ihm her: „Haut ihn nieder, die Judensau! Nieder!" Die SA-Männer sahen befriedigt auf, wenn etliche nicht uniformierte Nazis zu laufen begannen. Selbstbewußt gingen sie den Laufenden nach. Über der Straße reckten sich Fäuste, die Schutzleute rannten herbei. Der Jude verschwand im Gewühl. Ordinäre Flüche flogen ihm nach, und „Heil! Heil Hitler!" brüllten einige im Menschengemenge.

Wir sahen nicht mehr auf die Telegramme. Wir wußten es: Hitler war Reichskanzler geworden!

Wir konnten nicht nach Hause gehen und wanderten ziel- und planlos weiter. Manchmal hörten wir ein wüstes Geschrei von weitem, und die Leute rannten in dieser Richtung. Irgendwo hatten Nazis ein Schaufenster eingeschlagen oder einen Menschen verprügelt, vielleicht auch totgeschlagen. Wir merkten kaum, daß es dunkel wurde. Gelb fiel das Licht der Gaslaternen herab. Aus verschiedenen Wirtshäusern drang der Gesang der gröhlenden Männerstimmen und wurde zuweilen von kurzen, kommandoscharfen Rufen unterbrochen.

„Heil Hitler! Deutsch-land er-wache! Sieg Heil!" bellte es schmetternd, und ein viehisches Singen hub wieder an.

„Es ist aus! Alles aus!" brachte ich endlich würgend heraus und sah ohnmächtig auf meine Frau. Jetzt erst fiel uns auf, daß wir die ganze Zeit kein Wort geredet hatten. Sie nickte schluckend. Stumm gingen wir weiter ...

MARTIN GUMPERT

Verfasser einer ausgezeichneten Biographie: „Hahnemann", der Lebensbeschreibung des großen Homöopathen. Vor 1933 als Arzt und Schriftsteller in Berlin ansässig; ging ins Exil, wo er u. a. das Buch „First papers" und eine Biographie über den Begründer des Roten Kreuzes schrieb. Gumpert ist außerdem mit Gedichten hervorgetreten. — Hier ein Auszug aus einem Artikel Martin Gumperts:

Es ist nicht der Scheiterhaufen meiner gespensterhaften Vergangenheit, der mich quält. Es ist vielmehr, daß soviel von meinem früheren Leben Lüge und Täuschung gewesen sein muß. Ich liebe Amerika mehr mit jedem Sonnenaufgang. Aber ich kann das erste Wort nicht vergessen, das ich lernte, die erste Landschaft, die ich sah, die erste Freundlichkeit, den ersten Schmerz, die erste Begeisterung. Sie waren deutsch, unübersetzbar, unvergleichbar, und sie bleiben für immer ein Teil meines Wesens. Und daß dieser Teil meines

Wesens nun mit unaussprechlicher Übelkeit vermischt ist, das bereitet mir qualvolle Pein.

Ich könnte mir sagen: Ich bin ein Jude, ich bin nie ein Deutscher gewesen. Aber das würde nicht wahr sein. All meine schönen Erinnerungen, meine ersten literarischen Abenteuer, meine musikalischen Eindrücke, meine ersten Freundschaften waren deutsch, deutsch und europäisch, verwurzelt in einem menschlichen, künstlerischen und wissenschaftlichen Geist, den ich für echt und schön hielt — und der in einer Katastrophe sein Ende fand. Während all der Jahre meiner aufrichtig erstrebten Wandlung aus einem Europäer in einen Amerikaner habe ich mich immer wieder durchforscht, um herauszufinden, was denn nicht richtig war mit meinem Leben, meiner Zeit, meinem früheren Heimatlande. Es ist leicht, sich eine Meinung zu bilden und an einem Dogma festzuhalten. Allzuleicht. Wenn man alle Deutsche vernichten würde, dann würde die Pest, die in dem Organismus ausbrach, noch immer da sein, und die Gefahr ihrer Verbreitung würde nicht aufhören. Der Faschismus ist eine Weltkrankheit, eine universale Schande, die im Boden dieses Jahrhunderts gärt und überall die Hirne und Glieder der Menschheit befällt. Der Sieg allein wird die pervertierten Beziehungen zwischen den Menschen, Rassen und Kontinenten nicht wieder gesunden lassen. Was sollen wir tun, um den Rest unserer Lebensspanne immun zu machen gegen diese Epidemie?

Man hat Berlin häufig eine häßliche Stadt genannt. Für mich war es nicht häßlich. Es war — für die Europäer — eine junge und kühne Stadt. Es hatte einen besseren Boden für neue Gedanken als jede andere Stadt in Europa. Es war umgeben von Kiefernwäldern und sanften, verträumten Seen, und seine Sommernächte waren bezaubernd. Seine Menschen schienen nicht anders zu sein als andere Menschen.

Was geschah in Berlin, was geschah in Deutschland? Was muß getan werden, damit ein so schändlicher Verfall eines Landes und seiner Menschen sich nie und nirgends wiederholen kann?

Früher oder später müssen wir die Antwort finden. Wenn wir sie finden, wird der Tod dieser Stadt nicht umsonst gewesen sein.

ALFONS GOLDSCHMIDT

Verfasser völkerkundlich, wirtschaftlich, politisch und soziologisch fesselnder Bücher über „Argentinien" und „Mexiko"; wurde 1933 verfemt und lebte in Mexiko, wo er vor einigen Jahren gestorben ist. Seiner „REISE IN SKANDINAVIEN", vor 1933 in einer Zeitschrift veröffentlicht, entnehmen wir den folgenden Abschnitt — eine außerordentlich überraschende Parallele zur heutigen deutschen Wirklichkeit:

Als ich, im Januar 1922, nach Oslo fuhr, war für den Deutschen die Außenwelt noch Schlaraffenland. Wir wissen gar nicht mehr, wie verhungert wir waren. Ein Schweizer Freund sagte mir vor einiger Zeit: „Wenn ich dieses Bild zurückhole, zittere ich, nie hätte ich solche Verelendung für möglich gehalten." „Ein verhungertes Volk", meinte er, „ist wohl der entsetzlichste Anblick." Zum erstenmal seit 1916 frühstückte ich mich in Malmö satt. Es war oft geträumte Freundlichkeit, heller Überfluß, endlich Wärme ins Blut. Wer von uns hatte in den schlimmen Jahren nicht Sättigungsvisionen? Wir sprachen ja kaum von etwas anderem und jeder konnte bittere Hungeranekdoten erzählen. Nur einmal noch habe ich so gierig ge-

träumt, auf einem Ritt an der Pazifischen Küste Mexikos. Zwölf Stunden unter Tropenknallsonne, Brühwasser nur in der Flasche, der ganze Mensch nur beherrscht von einem Trieb: trinken! Da siedete Durstfieber im Hirn, und ich sah, torkelnd auf dem Pferd, Eimer voll Eiswasser.

WILLY HAAS

1891 geboren, Herausgeber der vor 1933 erschienenen Zeitschrift „Literarische Welt", Verfasser zahlreicher Essays, lebt, nach langem Aufenthalt in Indien, jetzt in London. 1923 veröffentlichte er den ausgezeichneten Essayband: „Das Spiel mit dem Feuer." Aus einem von 1933 gehaltenen Rundfunkvortrag über FRANZ KAFKA:

Ich möchte Sie nicht erschrecken, wenn ich Ihnen nun sage, welcher Art diese Probleme sind. Sie sind nämlich theologischer Art. Es handelt sich hier aber nicht um irgendeine theologische Wissenschaft, es handelt sich nicht einmal um konfessionelle Dinge. Für Kafka gab es eine Macht oberhalb und eine Macht unterhalb der Menschen, beide einwirkend auf das irdische Menschenleben. Das Charakteristikum der oberen Macht ist Gnade, freilich eine seltsame Art Gnade, das Charakteristikum der unteren Macht ist gnadenloses Urteil und Verdammnis. Die obere Macht, den Bereich der Gnade, hat er dargestellt in seinem großen Roman „Das Schloß", die untere, den Bereich des Gerichts und der Verdammnis, in seinem ebenso großen Roman „Der Prozeß". Die Erde zwischen beiden, das irdische Leben, das irdische Schicksal und seine schwierigen Forderungen hat er in strenger Stilisierung zu geben versucht in einem dritten Roman „Amerika", übrigens, um ganz offen zu sein, mit weit geringerer Genialität. Sie sehen den ganz dantesken Aufbau dieser Trilogie, der übrigens dem Dichter sicherlich nicht bewußt war: oberirdische Welt, irdische Welt, unterirdische Welt. Soweit ginge das etwa noch in eine konkrete katholische oder protestantische Auffassung einzureihen. Aber jetzt müssen Sie diese Auffassungen schnell aufgeben, wenn wir eine Blasphemie vermeiden wollen. Die obere Macht ist nämlich ebenso grausam, katzenhaft oder raubtiermäßig mit ihrem Opfer spielend gesehen wie die untere, beide Welten sind ein halbdunkles, staubiges, engbrüstiges, schlecht gelüftetes Labyrinth von Kanzleien, Büros, Wartezimmern, mit einer unabsehbaren Hierarchie von kleinen und großen und sehr großen und ganz unnahbaren Kanzleibeamten und Unterbeamten und Bürodienern und Advokaten und Hilfskräften und Laufjungen, die äußerlich geradezu wie eine Parodie auf irgendwelche lächerliche und sinnlose Beamtenwirtschaft wirken. Aber alles ist wie fasziniert von einem durchdringenden Strahl, der aus irgendeinem Weltmittelpunkt kommt.

HANS HABE

1934 europäischer Emigrant, 1939 Freiwilliger der französischen Armee, 1940 Kriegsgefangener in einem deutschen Durchgangslager, 1944 amerikanischer Offizier bei der Landung in Frankreich, 1945 Chefredakteur der „Neuen Zeitung", 1946 Autor der amerikanischen best-seller-Liste und Verfasser des großen Erlebnisberichtes „OB TAUSEND FALLEN", aus dem wir den folgenden Absatz zitieren:

Die doppelte Krankensuppe sollte um halb zwölf verabreicht werden. Es war elf Uhr vorbei. Wenn Bolomey vor halb zwölf starb, konnten wir seine Suppe bekommen. Wir saßen, die Beine gekreuzt, neben dem Röchelnden und schielten hier und da nach der Tür.

Die Suppe mußte jeden Moment kommen. Bolomey schien es zu spüren. Sein Atem war schwach, sein Röcheln leiser. Bolomey beeilte sich zu sterben. Er tat sein Bestes. Da öffnete sich die Tür. Sofort war das Lazarett wie der Dachboden eines Landhauses am Waschtag. Die Siechen erhoben sich von ihren Lagern. Sie pilgerten zur Suppe wie die Verlorenen zum Wunderbrunnen von Lourdes, Bolomey atmete tief. Wir drei schauten uns an: der russische Graf, der polnische Jude und ich. Keiner von uns sagte ein Wort. Wortlos nahm Korzakoff seinen Blechnapf. Die orangegelbe Karte leuchtete. Alfreds Augen waren rot vor Hunger. Die Kranken beschimpften sich bei der Austeilung. Man drängte und puffte. Die Suppe wurde immer weniger, der Rauch immer dichter. Ich schaute Bolomey nicht mehr an. Da röchelte er plötzlich laut. Dann wurde es still. Er riß die Augen auf: aber nicht mehr entsetzt, sondern glücklich und ein wenig verwundert. Ein Seufzer brach von seinen Lippen. Es war wie ein großer Seufzer der Erleichterung. Zum ersten Male fühlte ich, was es heißt, wenn ein Mensch seine Seele aushaucht. Ich sah förmlich, wie die Seele des Gemischtwarenhändlers Francisque Bolomey aus Domremy aus seinem Munde entwich und wie sie im Raum wehte und schwebte. Es ist das Schwere, das von einem geht. Und ich weiß, daß Francisque eine schöne Seele hatte, die sich beeilte, ehe die Suppe ausgeteilt war.

Alfred und ich bekamen auf Bolomeys Karte je einen Napf Suppe. Dann mußten wir die Karte abliefern, weil man fand, daß Tote keine Nahrung brauchten.

RUDOLF HAGELSTANGE

Wurde 1912 in Nordhausen am Harz geboren, schrieb mehrere Gedichtbände (u. a. „Es spannt sich der Bogen" und „Allegro") und wurde einer größeren Öffentlichkeit bekannt durch seinen 1944 während der Soldatenzeit in Italien geschriebenen Zyklus von zunächst heimlich verbreiteten und in Verona illegal gedruckten Sonetten, die 1946 im Insel-Verlag unter dem Titel „VENEZIANISCHES CREDO" erschienen sind; diesem Zyklus entstammt das hier abgedruckte schöne Sonett:

Denn einmal wird es still sein. Und auch diese Stille
Wird Sprache sein. Oh, daß ihr sie verständet!
Daß sich der Geist, gemartert und geschändet
Aufhöbe über Leid und Zeit! Daß die Sibylle

Und Pan und Michael uns wiederkehrten
An unsern leeren Tisch! Daß Brot dem Brote
Und Wein dem Weine gleich sei und Gebete
Wie Sterne wären! Daß die Weisen lehrten,

Was unsern Wesen frommt und unsrer Ehre!
Ach, daß wir reden ohne zu erröten
Und furchtlos träten an die Hochaltäre

Und jedem Herrn die freie Stirne böten
Auf daß wir, Selbstvergeßne und Verwaiste,
Zu neuem Leben auferstehn im Geiste.

ERNST HARDT

1876 in Graudenz geboren, schon früh durch Gedichte und Prosa, aber vor allem durch sein preisgekröntes Drama „Tantris der Narr" bekanntgeworden. Von 1919—1924 Intendant des Weimarer Nationaltheaters, später der Kölner Schauspielbühne und des Westdeutschen Rundfunks, vertrat er unbeirrbar den Gedanken einer wahren deutschen Demokratie. 1933 seines Amtes enthoben und später zeitweilig verhaftet, hat er den herrschenden Gewalten keine Zugeständnisse gemacht. Kurz vor seinem Ableben (im Januar 1947) vollendete er einen Novellenband und die Erzählung „Don Hjalmar". — In einem Insel-Almanach fanden sich die verehrungsvollen, dem „GEDENKEN AN JOSEF KAINZ" gewidmeten Verszeilen:

Nie wieder werdet ihr die strahlende
Fanfare seiner Stimme hören, niemals
Das Flammen seines Blicks, erinnert euch,
Des reichen dunklen klugen Auges Feuer,
Niemals, ihr Freunde, wiedersehn, noch seines
Adelig hagern Leibes, der schroffen Glieder
Blitzenden Flug nachzucken, starr, in neidisch
Lauschenden Muskeln. — Freunde, niemals wieder!

Gesteht es doch: die wir ihn grenzenlos
Bewunderten, wir liebten ihn noch mehr
Mit einem stummen Taumel lächelnden
Entzückens, wie man Tanz und Spiele liebt,
An Kindern Jubel, Tränen, Eigensinn
Und junger edler Pferde hochgebäumten Trotz,
Denn was uns Wunder dünkte an dem Mann,
Nennt es die wilde heiligste Musik
Des Seins: des roten Blutes niemals müde
Aufjauchzende Lebendigkeit.

JAKOB HARINGER

Ein Dichter-Vagabund von der Art Peter Hilles, lebte im Schweizer Exil. Von seiner Lyrik sagte Hermann Hesse: „Ein vereinsamter Dichter singt, ein Sonntagskind in einer Welt ohne Sonntage". Und hier mag Haringer in einem SELBSTBERICHT über sein einsames Leben und Dichten einmal selber zu Worte kommen:

Es sind nicht zehn Menschen in Deutschland und Österreich, die um mich wissen. Wenn ich heute ganz tot bin, werde ich sicher als einer der größten Dichter „gefeiert". Du lieber Himmel, was feiern die Deutschen nicht alles! Ich bekomme oft monatelang keinen Brief, keine Ansichtskarte. Meine Einsamkeit würgt und steinigt mich jede Sekunde. Wenn ich doch einen schönen Traum hätte. Ich liege im Spital. Betrachte die Tage hier mit hilflosen Kinder- und Greisenaugen, die grauen Wände des Zimmers und die grauen Wolken des Himmels. In den Gängen schlürfen uralte Männlein und Weiblein. Ein Handwerksbursche, der ein paar Tage bleiben darf, pfeift sich ein Lied. Ich möchte heulen wie ein Hund. Und das Leben könnte so schön sein ...

Mein Leben war und ist das eines jeden Menschen, der Augen und ein Herz hat. Man weiß, daß alles Schöne vergänglich ist, das Leid aber und der Kummer bleiben — und die Sehnsucht verbrennt uns. Was mich freut,

sind ein spielendes Kind, ein süßer Walzer von Strauß, eine schöne Krawatte, der Herbst, eine alte Stadt, ein dunkler Bach, ein dummer August und Vorstadtkomiker. Was mich traurig macht, ist das Leid der kleinen Ladenmädel, der dummen Lehrjungen, der armen Mütter, das Leid aller, denen oft so unsäglich schwer ist ... Am traurigsten bin ich, denk' ich manchmal an mich selbst.

Was mich manchmal wieder hoffen läßt, sind die Sterne, der blaue Himmel, der gute Brief eines edlen Menschen.

So ist über ein Menschenschicksal nichts zu sagen: daß es oft, oft recht traurig ist und man, je älter man wird, um so weniger lächelt. Aber vielleicht ist doch irgendwo ein Gott, dann ist ja alles, alles gut.

WERNER HEGEMANN

1881 in Mannheim geboren, vor 1933 Architekt in Berlin, schrieb Werke über Städtebau und eine Reihe hervorragender Bücher: „Friedericus oder das Königsopfer", „Napoleon oder Kniefall vor dem Heros" u. a., in denen er der üblichen Heroisierung mit erbarmungslos-kritischem Gewissen und erdrückendem Tatsachenmaterial entgegentrat. Seine Bücher wurden auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Hegemann ging ins Exil und ist 1935 in Amerika gestorben. In der Emigration entstand sein großes Werk „Entlarvte Geschichte". Das Folgende stammt aus einem Artikel über Alfred Baeumlers NIETZSCHE-BIOGRAPHIE:

Ein prophetengläubiger Schicksalsdetektiv wie Baeumler wird nicht irre, wenn die Prophezeiungen seines Propheten nicht in Erfüllung gingen. So prophezeite Nietzsche im Jahre 1888: „Ich schwöre Ihnen zu, daß wir in zwei Jahren die ganze Erde in Konvulsionen haben werden. Ich bin ein Verhängnis." Diese übertriebenen aktivistischen Wirkungen erwartete Nietzsche namentlich von seinem „Ecce homo", mit dem er auch „durch Zahl der Auflagen selbst Nana (von Zola) zu übertreffen" versprach. Die von Nietzsche sofort erhoffte französische Ausgabe des „Ecce homo" — „für 3 frs. 50" — erschien dann erst zwanzig Jahre später; also erst damals (1908), als die Deutschen mit einer teueren, obendrein geschmacklosen Luxusausgabe „in beschränkter Anzahl" und im Jugendstil abgespeist wurden. Und was die für 1890 prophezeiten „Konvulsionen" und hohen Auflagen anbetrifft ...: „Wenn der Autor in seinem Streben nach Wahrheit davon geträumt hatte, die Welt aufzupeitschen, so hatte er sein Ziel erreicht." So schreibt Denise Leblond-Zola, die niemals langweilige Biographin ihres berühmten Vaters. Aber sie denkt dabei weder an Nietzsche noch an Marx, sondern an die Erschütterungen, die — erst 1896 — Zolas Aufsätze „Ich klage an" und „Für die Juden" hervorriefen. Ob die letzten Prophetien Nietzsches auf etwas abzielen sollten, das etwa Zolas historischem Kampfe gegen den Antisemitismus geähnelt hätte, konnte Nietzsche nicht mehr klar zum Ausdruck bringen. Doch enthalten seine letzten Erlasse wiederholt Versicherungen wie: „Ich lasse eben alle Antisemiten erschießen" und: „Wilhelm, Bismarck und alle Antisemiten abgeschafft."

Warum blieben alle diese Hoffnungen und aktivistischen Prophezeiungen Nietzsches unerfüllt und weltfremd? War es Schicksal oder der von ihm geleugnete Zufall, daß sich Nietzsche zehn bis zwanzig Jahre vor seinem „Zusammenbruch am 3. Januar 1889" die „syphilitische Gehirnkrankheit" zuzog, die nach Ansicht führender Psychiater (wie Kurt Hildebrandt, Binswanger, Wille-Basel) diesen „Zusammenbruch" herbeiführte? Diese Frage

wird von Professor Baeumler weder gestellt noch beantwortet. Er erklärt: „Es ist schon fast ein Skandal, daß heute noch von Nietzsche als von einem ‚Leidenden' geredet werden kann, ohne Beziehung auf sein Schicksal ..." Es war sein Schicksal, daß die Forschungen Kochs und Ehrlichs erst nach Nietzsches Tode zu der Entdeckung führten, die ihn hätte heilen können. Mit der Unterschrift „Nietzsche Cäsar" schrieb Nietzsche an Strindberg: „Ich habe einen Fürstentag nach Rom zusammenbefohlen, ich will den jungen Kaiser (also Wilhelm II.) füsilieren lassen."

ALBRECHT HAUSHOFER

Nach dem Attentat des 20. Juli von der Gestapo verhaftet und ins Gefängnis in der Lehrter Straße übergeführt, wurde er in der letzten Nacht der Naziherrschaft in die Prinz-Albrecht-Straße geschafft und mit 14 anderen Häftlingen, unter der Vorspiegelung baldiger Entlassung, beim Durchschreiten des Portals durch einen Genickschuß niedergestreckt. In den Händen des Toten fanden sich die „MOABITER SONETTE", ewiges Vermächtnis und dichterisches Bekenntnis wider die Unmenschlichkeit. Haushofers Sonette sind im Lothar Blanvalet Verlag erschienen:

Als Chinas großer Zwingherr Shi Hwang Ti
Vor seinem Willen einen Widerstand
Der geistigen Vergangenheit empfand,
Befahl er einfach: Man zerstöre sie!

Die Bücher ließ er sammeln und vernichten
Die Weisen töten. Durch das ganze Land
Fuhr kaiserliche Macht in Mord und Brand.
Elf Jahre ging das Brennen und das Richten

Im zwölften war der große Zwingherr tot.
Die alten Bücher wurden neu geschrieben,
Von denen, die am Leben doch geblieben.

Der nächste Kaiser, der im Land gebot,
War allem Denken freundlich zugewandt:
Hat Bücher nicht, hat Weise nicht verbrannt.

*

Als des Propheten kampfgewohnte Scharen,
Von einem starren Willen weit bewegt,
Vom Raub der Länder taumelhaft erregt,
Nach Alexandrien gedrungen waren,

Hat man den Plünderer der Stadt gefragt,
Ob auch die weltberühmte Bücherei
Gleich allem andern zu verbrennen sei —
Der große Feldherr Allaha hat gesagt:

„Was dieser Wust von Büchern mag ermessen,
Ist überflüssig, steht es im Koran.
Wo nicht, so schadet's nur. Drum zündet an!"

Der Name jenes Feldherrn ist vergessen.
Homer und Plato, die sein Spruch verbrannt,
Sind heute noch dem Erdenkreis bekannt.

WALTER HASENCLEVER

1890 in Aachen geboren, begann mit einem Band Lyrik, der 1913 erschien („Der Jüngling"). Er wandte sich später dem dramatischen Schaffen zu und errang unbestrittenen Erfolg mit „Napoleon greift ein" und „Ehen werden im Himmel geschlossen". Hasenclever stand auf der ersten Liste der von den Nazis verfemten Literatur. Er lebte bereits 1933 in Frankreich und kam bei Kriegsausbruch in ein französisches Internierungslager. Dort beging er beim Anrücken der deutschen Truppen Selbstmord, obgleich er noch die Möglichkeit zur Flucht gehabt hätte. — Unter seinen frühen Versen ist das Gedicht „DER POLITISCHE DICHTER":

Der Dichter träumt nicht mehr in blauen Buchten
Er sieht aus Höfen helle Schwärme reiten.
Sein Fuß bedeckt die Leichen der Verruchten.
Sein Haupt erhebt sich, Völker zu begleiten.

Er wird ihr Führer sein. Er wird verkünden.
Die Flamme seines Wortes wird Musik.
Er wird den großen Bund der Staaten gründen.
Das Recht des Menschentums. Die Republik.

Kongresse blühn. Nationen sich beschwingen.
An weiten Meeren werden Ufer wohnen.
Sie leben nicht, einander zu verschlingen:
Verbrüdert ist ihr Herz in starren Zonen.

Nicht Kriege werden die Gewalt vernichten.
Stellt Generäle an auf Jahrmarktfesten.
Dem Frieden eine Stätte zu errichten,
Versammelt sind die Edelsten und Besten.

Nicht mehr in Waffen siegt ein Volk, du weißt es,
Denn keine Schlacht entscheidet seinen Lauf.
So steige mit der Krone deines Geistes,
Geliebte Schar, aus taubem Grabe auf!

WOLFGANG HELLMERT

Geboren 1906 zu Berlin, anfangs Filmstatist und Schauspieler, gehörte zu dem Kreis um Klaus Mann; seine erste Erzählung „Fall Feme Holzdorf" erschien bei Reclam; seine Rimbaud-Nachdichtung konnte in Deutschland nicht mehr erscheinen. Er starb 1934 in Paris. In seinem lyrischen Nachlaß fand sich das GEDICHT, das wir nach einem Artikel Willi Fehses im „Sonntag" zitieren und das in seiner Kürze und Schlichtheit den Lesenden besonders eindringlich berührt:

Herr, für mein armes Ende
Gib diese Wünsche her:
Den Segen zweier Hände,
Die Ausfahrt an das Meer,
Die großen Berge und Bäume,
Ein Leuchten deines Gesichts,
Den Frieden mancher Träume
Und etwas Schlaf, sonst nichts.

EMIL HENK

1893 in Heidelberg geboren, Schüler und Freund Friedrich Gundolfs, kam schon früh, zum Kreis der Jungsozialisten Mierendorff, Haubach und Leuschner. Nach 1933 illegal tätig, wurde er verhaftet; nach seiner Entlassung gehörte er zum „Kreisauer Kreis", der auf den Sturz Hitlers abzielte. Er ist einer der wenigen Überlebenden; infolge eines technischen Versehens wurde er nach dem Attentat auf Hitler nicht verhaftet. Von seinen unveröffentlichten GEFÄNGNIS-GEDICHTEN eine Probe (aus der Anthologie „De Profundis" im Desch Verlag, München):

Schlafe, Herz, was hilft's,
Ob die Nacht auch kommt,
Fürchte nicht die Qual:
Hindern kann's nur Gott.

Niemand weiß den Weg,
Den die Weltzeit geht.
Warum bist du ganz
Düsterkeit und Not?

Schlafe, Herz, was hilft's,
Ob die Weltnacht kommt:
Wegelos ist bald
Aller Menschen Schritt.

STEPHAN HERMLIN

Der jetzt zweiunddreißigjährige Dichter hat nach seiner Verhaftung im Jahre 1933 und nach seiner Flucht aus Deutschland (im Jahre 1936) zwei Gedichtbände im Schweizer Exil veröffentlicht; außerdem schrieb er Essays für französische und Schweizer Zeitschriften. Proben seiner Lyrik erschienen vor allem im „Ulenspiegel" und in der Zeitschrift „Die Fähre". Im Oberbadischen Verlag in Singen hat Hermlin jüngst die von ihm übersetzten Gedichte Paul Eluards, des in Deutschland noch so gut wie unbekannten großen französischen Lyrikers und Kämpfers der französischen Widerstandsbewegung, herausgegeben. Der im gleichen Verlag erschienenen eigenen Gedichtsammlung Hermlins „Die Straßen der Flucht" entnehmen wir die BALLADE VON EINER STERBENDEN STADT:

Wer gleich uns auf den Plätzen des Hungers verkehrte
Und betört im Regen der Nacht süßen Ängsten sich gab
Wem eine Dämmerung die Stirn unheilbar versehrte
Wenn der Zauber Merlins schlug am tönenden Grab
Er verschweige sich und versuche mit uns zu erkennen
Den so schmerzlich vertrauten Gefährten im Schatten der Welt
Können wir noch das erschütterte Antlitz benennen
Das unsern Anfang und das Geheimste hält?
Kaum seh' ich noch dein Gesicht
Durch diesen Vorhang von Stahl
Aus den Ebenen fahl
Schwindet verdunkelt das Licht

Unvergängliches Echo im Schatten der Brücken
Unter den Lidern rollte die purpurne Flut
Und jede neue Nacht wußte uns zu berücken
In den Kanälen schmolz das gebändigte Blut
Unsere Gesten haben für immer verschworen
Sich der Musik und fatalem Glanz des Asphalts
Und in imaginären Gewölben verloren
Kosteten wir verruchter Umarmungen Salz
Kaum seh' ich noch dein Gesicht
Durch diesen Vorhang von Stahl
Aus den Ebenen fahl
Schwindet verdunkelt das Licht

In der unsterblichen Landschaft von Anachoreten
Ruhte der Kiefernschatten im bläulichen Schnee
Magisch schritten aus schlafenden Weilern Trompeten
Und im Winterwald schrie verendend das Reh
Weiß schwamm dein Mund auf den Gewässern des Traumes
Denn um Ophelia warb die gefesselte Nacht
Giftig hatte Benzin ins Geäste des Baumes
Unsrer Verheerung Gewölke des Hasses gebracht
Kaum seh' ich noch dein Gesicht
Durch diesen Vorhang von Stahl
Aus den Ebenen fahl
Schwindet verdunkelt das Licht

Als wenn unser Marsch noch die Straßen zerbräche
Stoßen Fassaden schreiende Fahnen hinaus
Auf der Chöre und Losungen drohender Fläche
Sind wir jählings wie im Tode zu Haus
Noch zersprengt Betrieb an Betrieb die Alleen
Gellen Motorpfeifen Zusammenstoß
Wieder müssen im Rausch der Gefahr wir verwehen
Lieben wir unser Leben und lassen es los
Kaum seh' ich noch dein Gesicht
Durch diesen Vorhang von Stahl
Aus den Ebenen fahl
Schwindet verdunkelt das Licht

Welkt denn wirklich dein Auge im Schutt deiner Tränen
Bröckelt der sehnsuchtslose gehärtete Mund?
Ich errette dich! Auf meinen Stunden lehnen
Unvergänglich Erinnerungen: Und und
Und dieses Gold auf den Dächern Friedrich der Zweite
Reitet im Mondlicht ewig über den Platz
Philharmonie Tiergarten schweigender breite
Ruhe auf Schuberts uns übersteigenden Satz
Kaum seh' ich noch dein Gesicht
Durch diesen Vorhang von Stahl
Aus den Ebenen fahl
Schwindet verdunkelt das Licht

WILHELM HAUSENSTEIN

1882 in Hornberg (Schwarzwald) geboren, Kunsthistoriker und Landschaftsschilderer, Essayist und kundiger Führer durch die Hauptstädte Europas, schrieb zahlreiche Bücher kunstgeschichtlichen, kulturhistorischen und landschaftskundlichen Inhalts. Während der Hitlerzeit durfte er (wegen „jüdischer Ehe") nichts veröffentlichen. 1938 wurde seine allgemeine Kunstgeschichte auf Befehl des „Propagandaministeriums" und der Gestapo eingestampft, weil er sich dem Befehl widersetzte, die Namen jüdischer Meister zu streichen. — Für seine eindringliche Darstellungsgabe zeugt der seinem 1929 bei Knorr & Hirth erschienenen kunstgeschichtlichen Buch „DRINNEN UND DRAUSSEN" entnommene Abschnitt:

Salzburg ist nicht einfach „eine Stadt". Salzburg ist eine Welt: reich in einem aufregenden Maße, mannigfach zusammengesetzt und sehr einheitlich; gedrängt und weit, heiter und gewichtig, ein herrliches Bauwesen, das mit der Natur verbunden, ja verschmolzen ist; eine Stadt voll köstlicher Landschaftlichkeit, im Baulichen von einer fast schon tropischen Üppigkeit und doch wieder mit baumeisterlicher Weisheit abgemessen. Es strotzt von schönen, von höchst merkwürdigen Kirchen aller Zeitalter großer Kunstgeschichte; eine mächtige Burg zeigt droben in der Höhe einen kräftigen, unbedenklichen Trutz, weltlichen Trutz der Herren an, die in dieser Stadt als „Fürsterzbischöfe" regiert haben. Es gibt in dieser Stadt rührende bauliche Urkunden eines ganz frühen und ganz innigen Christentums — und, über diese Urkunden hin, die ans Herz greifen, wuchert die sinnliche Fülle späterer Epochen: der Renaissance, des Barocks.

Du wanderst durch die Stadt, der Gewalt baulicher Eindrücke hingegeben; mit einem Male ist die Brücke da, die über die lebendig strömende Salzach führt — und siehe, das natürliche Element, das reißende Wasser ist noch schöner als die Menschenstadt, durch die es fließt; von der Mitte der Brücke siehst du auf Berghänge, an denen smaragdgrün die Wiesen liegen und schwärzlichgrün, bläulichgrün, ein wenig tintig die Fichtenwälder hinaufwachsen. Rings sind Berge, begrünte Berge, nicht die höchsten also, aber doch Berge, die ahnen machen, daß hinter ihnen die Welt der steinernen und alsbald auch eisigen Alpen anfängt. Salzburg ist eine Alpenstadt; aber dennoch kann das Klima süß sein wie in einer Oase, warm, treibend.

WILHELM HERZOG

Einer der mutigsten Publizisten, der Herausgeber der während des ersten Weltkrieges beherzt für Völkerverständigung und Pazifismus eintretenden Zeitschrift „Das Forum", Verfasser einer Kleist-Biographie und eines Dramas über den Dreyfus-Prozeß. Er emigrierte 1933 nach Frankreich, entkam aus dem Internierungslager und wandte sich später nach den USA, wo er heute noch lebt. Aus einem im Juli 1915 im Forum erschienenen Artikel des 1884 in Berlin geborenen Publizisten zitieren wir zwei bezeichnende Abschnitte über die ALLDEUTSCHEN:

Alles, was die Alldeutschen wollen, scheint mir bis aufs Blut bekämpfenswert. Die Primitivität ihrer Weltanschauung, der Idiotismus ihrer Rassentheorien, ihr roher und menschenfeindlicher Idealismus, der klotzige Ehrgeiz ihrer Weltmachtspläne bei sichtbarem Mangel jeder Verfeinerung, ihre Gleichgültigkeit dem Menschlichen gegenüber, ihr Pochen auf die brutale Macht.

Ihre Wege und Ziele, ihre Worte und Mittel scheinen vielen plump, gewalttätig, unversöhnlich, abstoßend. Ihre Parolen hören sich an wie von Blechinstrumenten geblasen. Jeder feinere, stillere Ton ist ihnen von vornherein verdächtig. Es sind derbe Naturen, die grob auftreten und sich darum schon für die besten Deutschen halten. Andere sind ihnen Leisetreter, Friedenspsalmisten, Schwächlinge. So malt sich ihnen die Welt.

Und dennoch: Trotz allem: Diese Menschen haben recht behalten. Sie haben gesiegt. Ihre Prophezeiungen sind eingetroffen. Es hilft nichts, sich gegen die Erkenntnis einer Wahrheit zu sträuben.

Wir können sie bedauern, aber wir löschen sie nicht aus. Sie ist da. Wir dürfen uns nicht blind stellen.

Was die Welt jetzt durchmacht, daß die Millionen und abermals Millionen ächzen und jammern, daß die Menschen unfähig sind, Kriege zu verhindern, und daß sie sich in einem gewissen Zeitraum immer wieder aufeinander stürzen müssen, haben viele unter uns nicht für möglich gehalten; sie wünschten es nicht zu glauben. Jene Alldeutschen dagegen, durch ihre andersartige Weltanschauung viel sorgfältiger vorbereitet, auf den Krieg besser eingestellt, wurden durch den Ausbruch der Katastrophe keineswegs überrascht . . .

. . . Die Frage erhebt sich, sind wir auf die Welt gekommen, um uns gegenseitig zu bekämpfen, oder um — inmitten der ungeheueren wirtschaftlichen Kämpfe des Friedens — Gegensätze möglichst zu schlichten, Ungerechtigkeit möglichst zu mildern oder auszumerzen? Welchen Sinn hat diese beste aller Welten? Haß, Kampf, Krieg, Brutalität zu erzeugen? Und hinzuzufügen dem an Rohheit wahrlich schon reichen Leben der Menschen?

Liegt Haß und Gemeinheit so tief in der menschlichen Natur begründet, wie aufrechte Pessimisten glauben, so verfügt sie doch in gleicher Weise — wir sehen es selbst in diesem Krieg — über Liebe und Güte.

Ja, alle offiziellen Religionen, alle Lesebücher schärfen großen und kleinen Kindern ein, daß aller Weisheit und Anfang in der Liebe und in der Güte bestände. Der Krieg unterminierte auch dieses Fundament.

MORITZ HEIMANN

Er ist schon vor Beginn des Hitler-Regimes, 1925, gestorben, der getreue Ratgeber und Lektor S. Fischers, der manchen neuen Dichter entdeckt und gefördert hat. Seine gesammelten Schriften, Literarisches und Politisches vereinend, sind stilistische Meisterwerke. Novellen von hohem Rang finden sich in dem Sammelband „Wintergespinst". — Hier folgen ein paar seiner gedankentiefen Aphorismen:

Meinungen haben, heißt noch nicht denken. Auch Meinungen beweisen, heißt noch nicht denken. Es gehört zum Denken eine größere Freiheit von Eitelkeit, Selbst- und Weltsucht. Die meisten Meinungen kommen zustande, indem man vergißt, wo man sie gehört oder gelesen hat.

*

Nicht in der Heftigkeit, sondern in der Richtigkeit eines Gedankens liegt schließlich doch sein Wert, wie seine Wirkung.

*

Es gibt Gedanken, die herrschen, und Gedanken, die dienen; jene veranlassen einen sittlichen Tatbestand, diese drücken einen aus; jene verführen, diese führen; jene sind dämonisch, diese genial.

*

Es ist nicht viel, große Gedanken zu haben, sie fliegen wie Luft zwischen Himmel und Erde, von den Bäumen und aus den Mündern der Menschen ausgeatmet. Leicht atmet sie der stets bereite Geist im Wandel, im Zufall ein. Aber wenn vom großen Gedanken in die kleinen Handlungen des Tages und des Herzens so viel eindringt, daß sich ein Tropfen Süße in der Seele niederschlägt, dann, nur dann hast du — den Gedanken, hat er dich. Dulde nicht, daß er dich durch Stolz nur noch selbstsüchtiger mache.

*

In jedem wahren Gedanken steckt etwas Neues, Imperatives; daher das Richtige, bis zur Verwegenheit getrieben, dem Wahren zu widersprechen gereizt ist, indem es darauf aus ist, eine widerspruchslose Verknüpfung von durchaus bekannten Dingen zur Geltung zu bringen, das heißt, es ist reaktionär. Wahres kann Richtiges werden; es gibt aber auch Wahres, das immer neu ist, weil es noch nie zu etwas Richtigem degradiert und sterilisiert werden konnte.

Nie sollst du vergessen, daß es Dichter auch in China gibt, und Leid und Not schon um die nächste Ecke.

GEORG HERMANN

1871 in Berlin geboren, schrieb die unvergessenen Berliner Romane „Jettchen Gebert", „Henriette Jacoby" und „Kubinke". Seine Bücher wurden verboten; er wurde 1943 in Auschwitz von Entmenschten vergast. — Mutige Bekenntnisse Georg Hermanns enthielt sein während des ersten Weltkrieges entstandener Aphorismenband „RANDBEMERKUNGEN", aus dem wir hier eine kleine Auswahl treffen:

Aber noch verwerflicher, weil er sich gegen noch Höheres und Heiligeres und Grandioseres wendet, ist der Krieg als Zertrümmerer des Lebens, das ehr- und anbetungswürdig ist sogar im ärmsten, rohesten Hund, in der Ameise, die am Boden kriecht, und selbst noch im Fisch auf dem Strand, der sein letztes Fünkchen Dasein verzuckt.

*

Jede zerschossene Menschenbrust ist mir schmerzlicher als ein zerschossener Rubens, sagte Gerhart Hauptmann.

*

All unsere Kultur geht auf Achtung, Erhaltung des Lebens aus — jede Erfindung, jede Neuschöpfung. Wenn sie durchbrochen wird, in einer Bergwerkskatastrophe, in dem Untergang einer „Titanic", so empfand man das Grausen gleichmäßig bei allen Nationen. Und plötzlich, urplötzlich soll

nun all das umgeschaltet sein, wie bei einer Lichtanlage mit Doppelschaltern. Hunderte von Millionen von Menschenwesen aber nehmen das gedankenlos hin, ja, mehr als das, bejubeln es.

*

Die Leute, die den Weltkrieg wollen und an ihn glauben, sind wenige im Verhältnis zu den vielen, die nicht an den Krieg glauben und keinen Krieg ollen — warum sollen sich die Vielen ihre Meinung von den Wenigen imputieren lassen, statt die Wenigen einfach zu überstimmen!

*

Ich habe von Geburtshelfern und ihrer Tätigkeit bisher eine sehr hohe Meinung gehabt — seitdem ich den Krieg kenne, muß ich sagen: Es ist doch ein sehr umstrittenes und problematisches Verdienst, Menschen in diese Welt zum Leben hineinzuzerren.

*

Der Staatsgedanke hat jeden sechsten Mann im Alter zwischen 18 und 48 ums Leben gebracht, und jeden andern um vier bis sechs Jahre seines Lebensgenusses und seiner Lebensarbeit betrogen, sie ihm einfach entwendet. Er hat den Kindern Väter gestohlen, den Frauen die Männer, das Familienleben aufgelöst und die Heime verödet . . . und welche Äquivalente hat er dafür geboten?

*

Man mag über den Staat — wie man ihn bisher kannte — die gelehrtesten Bücher schreiben und nachweisen, daß er das Höchste und Letzte ist, das Menschengeist ersonnen hat . . . wie das Hegel tat. Eine Sache, die alle Menschenalter einmal rettungslos zu diesen unendlich traurigen Konsequenzen führt und scheinbar notwendig führen muß, kann nicht anders als falsch und fehlerhaft in den Voraussetzungen sein. Darum wäre es mehr als sündhaft, immer wieder weiter fortzuwursteln, sondern alle Staatsbaumeister müssen endlich einmal herangehen, auszurechnen, wo eigentlich die Konstruktionsfehler liegen.

MAX HERRMANN-NEISSE

Wurde 1886 geboren; Verfasser eines Romans „Cajetan Schaltermann" und Lyriker von unverwechselbarer Eigenart in zahlreichen Gedichten und Balladen. Er floh vor den Nazis nach London, verzehrte sich vor Sehnsucht nach Deutschland und starb dort heimatfern. „Heimatfern", eine Sammlung seiner im Exil entstandenen Lyrik, wurde vom Aufbau-Verlag, Berlin, herausgegeben. Vor Jahren schrieb Max Herrmann-Neiße in der Neuen Bücherschau einen Essay über GEORGE GROSZ:

Natürlich kann ein unerbittlicher Gesellschaftskritiker, der den ganzen Umfang heutiger Weltverwirrung treffen will, die Verlogenheit und Verstellung ihrer Sexualität nicht ignorieren, und ebenso natürlich zieht dem unerbittlichen Gesellschaftskritiker die Entgöttlichung eines so gern als heikel betrachteten, mit allerlei Luxusfassaden umkleideten, mit ehrbartuenden Satzungen umhürdeten Gebietes den Haß und die offizielle Verfolgung von der allzu sehr getroffenen Gesellschaft zu, zumal diese Gesellschaft froh war, eine Handhabe zu finden gegen den Künstler, der ihr längst politisch zu schaffen machte. Denn Grosz ist, wie jeder Künstler, der aus der

Leidenschaft des Miterlebens klarblickend zur Umwelt Stellung nimmt, wie es Daumier, Rowlandson, Masereel usw. taten und tun, entschieden, mit einer ganz bestimmten Initiative auf den aktuell politischen Kampfplatz getreten. Die polemischen Bilderbücher „Das Gesicht der herrschenden Klasse" und „Abrechnung folgt" enthalten Zeichnungen, die klassisch die politischen und sozialen Verhältnisse im heutigen Deutschland in sinnfälligsten politischen Anschauungsunterricht und unverwüstlich praktisches Kampfmittel umsetzen. Souveräne technische Meisterschaft stellt sich entschieden auf die Seite der Vergewaltigten: die Schwächen, Schäden, Verruchtheiten der geltenden gesellschaftlichen Gliederung und des üblichen Herrschaftssystems werden in zeichnerisch geistvollen, bilderbogenklaren, den Einfältigsten überwältigenden, handfesten, markanten Demonstrationen auf die schlagendste Pointe gebracht. Schonungslos scharfe Mottos machen das Resultat jeden Blattes auch dem stumpfesten Gemüte aufreizend klar. Wie Bildwerk und Motto zusammengehen, beide an Sarkasmus und Pointenwucht gleichwertig sind: ein derartiges, wirklich praktisches „Gesamtkunstwerk" ist für Deutschland etwas durchaus Neues.

George Grosz, Genie heutiger deutscher Mal- und Zeichenkunst, hat die große Überlegenheit einer unbestechlichen Kritik an dem, was ist; weist jeder angemaßten Autorität ihre Fratze; liefert dem Kampfe der aufsteigenden Schicht die wirksamste, anschaulichste Faktensammlung und postiert auf der Brücke zur Zukunft die Monumentalfiguren seiner ebenso aktuellen, wie zeitlos wahrheitsgetreuen Menschheitsporträts.

FRANZ HESSEL

1880 in Berlin geboren, war der Dichter impressionistisch gesehener Prosa und zarter Romane und Erzählungen. Er hat sich auch als Übersetzer betätigt und war Mitarbeiter der „Literarischen Welt". Er ist, nach langer Haft in einem Internierungslager, in Frankreich gestorben. Zu seinem Gedenken stehe hier eine kleine Betrachtung, die bezeichnend für die impressionistische Art seiner Darstellung ist.

Aber was rate ich nun dem Bekannten, dem Fremden, der um Rat fragt, in welchem Teil der großen Stadt sein Zimmer durch Abend und Morgen gleiten soll? Es ist ja eigentlich gleichgültig wo. Je anonymer Haus, Straße und Carrefour ist, um so mehr bist du in Paris. Paris, das ist der schmale Gitterbalkon vor tausend Fenstern, die rote Blechzigarre vor tausend Tabakverschleißen, die Zinkplatte der kleinen Bar, die Katze der Concierge. Man kann also irgendwo wohnen. Man möchte aber auch überall wohnen, möchte Einschlafen und Aufwachen jedes Stadtviertels miterleben. Bist du lange ziellos durch die Stadt gewandert, bekommst du Lust, da schlafen zu gehen, wo du gerade müde geworden bist, an einem Platz etwa, der, mitten im Getriebe, die plötzliche Stille eines baumbestandenen Squares umgibt, wo man aus dem Hotelfenster auf fahlgrüne Wipfel und die kleinen verlassenen Sandhaufen eines Kinderspielplatzes sehen wird. Oder an einem, der ganz Stein ist und eindringlich seinen Kreis, sein Vier- oder Achteck um eine Säule, ein Standbild, einen Brunnen zeichnet und diese zu Brennpunkten macht, auf welche aus mündenden Straßen das Leben zustrebt, im Ansturm umgebogen und in den Tanz des Platzes eingefangen, einen Tanz, der als Erinnerung die ganze Nacht sonor und leise über dem Pflaster weiterschwingt.

KARL JAKOB HIRSCH

1893 in Hannover geboren, Autor des vor 1933 erschienenen zeitkritischen Romans aus der wilhelminischen Aera „Kaiserwetter", der bei S. Fischer erschien und 1933 verbrannt wurde. Hirsch emigrierte in die Schweiz und später nach den USA. Seine Lebensgeschichte hat er in der 1946 bei Kurt Desch in München erschienenen Autobiographie „HEIMKEHR ZU GOTT" erzählt; es ist ein Buch, das die tiefe Problematik des Emigrantentums zeigt. Wir bringen daraus einen kurzen Abschnitt:

Ich verlor das alles, als ich das Land meiner Geburt verlassen mußte. Niemand vertrieb mich, und doch war ich vertrieben; niemand zwang mich zu gehen, und doch ging ich. Denn das alles, was ich zu mir gehörig glaubte, war unerreichbar für mich geworden. Meine Wünsche und meine Sehnsucht wurden eingeengt, sie starben, bevor ich aus ihnen das machen konnte, was mir Leben bedeutete: meine Kunst.

Ein Land begann den Wahnsinn anzuerkennen; ein Land begann wieder darauf stolz zu sein, daß Macht vor Recht ging. Es war das Land meiner Geburt, das damals nach einem Ausspruch eines amerikanischen Schriftstellers „seine Uhr zurückstellte". Ich hatte in Deutschland nichts mehr verloren. Ich ahnte, daß es vielleicht das letztemal sein werde, daß ich dieses Land verließ. Eine Rückkehr erschien mir unmöglich.

Als ich an jenem Dezemberabend am Schwarzwald entlang fuhr, die dunklen Wälder sah, den Himmel verdämmern, da glaubte ich, die Bäche zu hören und die Herdenglocken. Da überfiel es mich plötzlich wie ein körperlicher Schmerz. Ich konnte es nicht in Worte fassen, ich hatte bloß ein dumpfes wehrloses Gefühl, es war mehr als Schmerz, es war mehr als Heimweh: ich begriff den körperlichen Zusammenhang mit dem Lande meiner Geburt.

Es ist nicht sentimental, es ist nicht wehleidig, es ist, als ob man das zweitemal den Schoß der Mutter verläßt, nur ganz bewußt und als erwachsener Mensch. In diesem Augenblick wußte ich, daß ich ausgestoßen war, ich fühlte Angst vor dem Nichts.

KURT HILLER

1885 in Berlin geboren, einst der Begründer der Jahrbücher für geistige Politik und der entschiedenste Verfechter einer Aktivierung der Geistigen, entfaltete bis 1933 in Deutschland als Mitarbeiter der „Weltbühne" und Verfasser zahlloser Schriften eine reiche publizistische Tätigkeit. Viele seiner außerordentlich polemischen und geschliffenen Artikel sammelte er in den beiden Bänden: „Weisheit der Langenweile". Die Nazis trieben ihn ins Exil; er lebt in London. In seinem neuen Buch „Profile" porträtierte er Persönlichkeiten der neueren Weltgeschichte. — Aus dem „JAHRBUCH FÜR GEISTIGE POLITIK" und aus der vor 1933 erschienenen Schrift „GEIST WERDE HERR" zitieren wir einige charakteristische Sätze:

Ich werde es so lange wiederholen, und andere neben mir und nach mir werden es so lange wiederholen, bis es begriffen wird (und wenn es ein Weltalter dauert): nur durch einen spontanen Akt kollektiver Schöpfung, nur durch Selbstgeburt ist jene souveräne Adelskammer der Geistigen verwirklichbar, die ein Volk wirklich verträte — ein Volk und das Volk der Menschheit. Sie wittern sich gegenseitig aus, sie erkennen einander, sie erkennen sich: in den Städten, in den Ländern, auf dem Erdenrund — die Menschen der Geist-Rasse des unherrischen Herrentypus, der Befreiervorhut.

Sie wollen nicht eine Klasse befreien; sie wollen die Menschheit befreien; sie wollen sie nicht von ökonomischen Nöten befreien; sie wollen sie von aller Not befreien, physischer und metaphysischer. Sie wollen nicht das Bewußtsein befreien, sondern das Geschöpf; nicht jenseits, sondern hier. Sie wollen nicht irgend-wann-einmal, sie wollen morgen befreien; aber sie wissen, daß sich kein Endziel abstecken läßt, daß sie Befreierische sind, grenzenlos und ewig, daß jedes Morgen ein Morgen hat, daß des Geistes Aufgabe unendlich ist ...

Besteht noch ein Zweifel darüber, was für Menschen den Bund bilden sollen? Wer des Geistes ist?

Der Weise nicht; dem fehlt Verwirklichungswille. Der Künstler nicht; dem fehlt Ethos (und oft logische Sauberkeit). Der Gelehrte nicht; dem fehlt Universalität. Der Wohlfahrtsmann nicht; dem fehlt ... das Geheimnis. So wird es am Ende der Literat sein — wofern man sich frei macht von einem (leider noch Nietzsche geläufigen) Wortgebrauch, wonach „Literat" den Skribenten mindern Kalibers, insonderheit den Unursprünglichen, Übernommenes Bearbeitenden, Zeugungsschwachen, den Vermittler, also Verwässerer und Zerschwätzer geistiger Werte, den Makler des Geistes bezeichnet, etwa das, was wir heute „Feuilletonist" nennen. Eine neue Zeit schafft neue Begriffe ... und muß sich vielfach mit alten Worten begnügen. Der Literat von morgen wird der große Verantwortliche sein; der Geistige in Reinzucht; denkend, doch untheoretisch; tief, doch weltlich. Nicht nur, daß der Intellekt in ihm die Tat nicht mehr hemmt: all sein Intellekt wird zur Tat hinzielen. Er ist der Aufrufende, der Verwirklichende, der Prophet, der Führer. Ein stärkster Typus seit Jahrhunderten: Grundsteinleger der topischen Utopie. Hervor wächst er aus denen, die bislang als Weise oder als Gelehrte oder als Wohlfahrtsmänner oder irgendwie abseitig lebten: in ein paar Exemplaren blüht er schon; die gilt es zusammenzufassen.

Aber in keinen Goethe-Bund.

ARTHUR HOLITSCHER

1869 in Budapest geboren, schrieb Romane und Dramen und die autobiographische „Lebensgeschichte eines Rebellen", ferner eine Reihe von außerordentlichen Reisebüchern, die von eindringlicher Beobachtungsgabe und warmer Menschlichkeit zeugen. Er ist im Exil gestorben. — Über einen BESUCH BEI GANDHI, den Arthur Holitscher 1926 aufgesucht hat, lesen wir in seiner eindringlichen Darstellungsart:

Gandhi ist ein mittelgroßer, schmächtiger Mann mit kleinem Kopf auf dünnem Halse. Der Körper ist jetzt infolge der anstrengenden Fahrt durch das Cutch-Gebiet besonders abgemagert. Gandhi trägt einen kurzen Lenden-Oberschurz aus weißer Leinwand, ist im übrigen vollkommen nackt. Der Oberkörper tief braun, der Brustkorb mäßig gewölbt, mit dünnem, schwarzem Haarwuchs. Hände und Füße sind von etwas hellerer Färbung. Das Gesicht zeigt eine breite, abgeplattete Nase, die den kurzgeschnittenen Schnurrbart über den breiten, dünnen Lippen halb verdeckt. Die Kinnpartie ist klein im Vergleich zur oberen, voll entwickelten Hälfte des Gesichtes. Im Unterkiefer fehlen die mittleren Zähne. Die Stirn ist nicht auffallend, wie überhaupt an der ganzen Gestalt, an dem ganzen Gesicht, das nicht schön genannt werden kann, nichts Auffallendes zu bemerken ist. Die sehr großen, doch

normal gebildeten Ohrmuscheln stehen weit vom Schädel ab. Die linke ist oben, nahe beim Rande, durchbohrt. Dort hat Gandhi als Kind den bei den Hindu üblichen Ohrring getragen. Das Haupthaar ist — bis auf die einzige lange Haarsträhne, die jedem gläubigen Hindu vom Hinterhaupt herabhängt — wegrasiert. Die Augen blicken sanft, schwarz in gelblichem Schimmer, fast in jugendlicher Frische, das ist das Charakteristische an der sonst so unauffälligen Erscheinung; ein jugendlich frisches Leuchten über dem Gesicht des Sechsundfünfzigjährigen. Seine Stimme ist angenehm, ohne sonoren Klang. Er spricht in sehr gutem, gewähltem Englisch. Ein gütiges, oft naives Lächeln belebt das Gesicht, wobei die Zahnlücke zum Vorschein kommt. Wenn das Gespräch auf heitere Dinge kommt, ein herzliches, halblautes Lachen. Keine Zurückhaltung, ganz freies, ungezwungenes Wesen, ohne „Würde"; hie und da kleine, wie erläuternde, formende Bewegungen der Hände; Verlangsamen der Worte, sobald ich etwas aufschreibe; freundlich wartender Blick, vorgeneigter Kopf, wenn ich spreche.

Wir sprechen über eine Stunde lang. Mein Begleiter, die beiden Schüler des Mahatma, auf dem Boden derweil ohne Regung, ohne Laut, wie erstarrt. Die Briefe, Telegramme liegen unbeachtet da. — Nachher bedient sich Gandhi einer Hornbrille zum Lesen; beim Schreiben — mit der linken wie mit der rechten Hand — eines Füllfederhalters. Die ganze Zeit sitzt er mit untergeschlagenen Beinen hinter dem niedrigen Schreibpult auf der Matratze, sein Lendenschurz bedeckt den Unterleib vom Nabel bis an die Knie. Die Schüler tragen weiße Jacken, das weiße, um die Beine geschlungene Tuch, die weiße Kappe, die die Anhänger Gandhis in ganz Indien als solche kennzeichnet es ist die Sträflingskappe, die der Mahatma im Gefängnis trug.

HUGO VON HOFMANNSTHAL

1874 in Wien geboren, schrieb Gedichte und Prosa von erstaunlicher Frühreife; sein Spiel vom „Jedermann" (seinerzeit von Max Reinhardt im Rahmen der Salzburger Festspiele inszeniert), sein Mysteriendrama „Der Tor und der Tod", sein Lustspiel „Der Schwierige", seine „Elektra" und die Dramen „Turm" und „Das Bergwerk von Falun" gehören zu den Schöpfungen, die nicht sobald vergehen werden. Gedankentiefe Essays vereinigte der Band „Die Berührung der Sphären". Hofmannsthal, 1929 gestorben, gehörte zu denen, deren Bücher während des vergangenen Jahrzwölfts nicht neu aufgelegt werden durften. — Aus einem 1901 geschriebenen BRIEF Hofmannsthals (in dem im Suhrkamp-Verlag, Berlin, erschienenen Taschenbuch für junge Menschen nach Jahren wieder veröffentlicht):

Ich weiß nicht, auf was hin die Leute leben, das ist es, und je länger ich mich unter ihnen bewege, um so weniger weiß ich es. Sie sind ernsthaft, sie sind tüchtig, sie arbeiten wie keine Nation auf der Welt, sie erreichen das Unglaubliche — aber es ist keine Freude, unter ihnen zu leben. Daß ich achtzehn Jahre fort war und nun zurück bin und das beschreiben muß! Irr' ich mich? Wie gern möchte ich mich irren! Ich verhandle, und ich verkehre, und ich werde freundlich aufgenommen, und ich mache Diners mit, und ich werde aufs Land eingeladen, und ich sehe alte Männer und junge Männer, Hinaufgekommene und Leute von Familie, Männer in Ämtern und Männer mit einem riesigen Vermögen, Menschen, die noch viel vom Leben erwarten, und Menschen, die mit dem Leben abgeschlossen haben, und ich kann ihrer nicht froh werden. Und ich werde so gern eines Menschen froh! Ich achte so gern! Denke nicht, daß ich ihre Leistungen nicht achte, da müßte ich ein

Dummkopf sein. Aber sie selber, die Menschen — die deutschen Menschen! Aber es geht mir unheimlich damit: ich bekomme sie nicht zu fassen. Nicht, als ob sie verschlossen wären oder hinterhältig, davon hab' ich unter südlichen Breiten ganz andere Beispiele erlebt — aber wenn auch: ein verschlossenes Gesicht und ein tückisches Gesicht reden auch ihre Sprache, und daran, daß er sich nicht fassen lassen will, daran faß' ich eben einen solchen. Aber hier — hier ist nichts von Verstellung, nichts von Absicht, und darum um so schlimmer. Wo soll ich eines Menschen Wesen suchen, wenn nicht in seinem Gesicht, in seiner Rede, in seinen Gebärden? Meiner Seel', in ihren Gesichtern, ihren Gebärden, ihren Reden finde ich die gegenwärtigen Deutschen nicht. Wie selten begegnet mir ein Gesicht, das eine starke, entschiedene Sprache redet. So verwischt sind die meisten Gesichter, so ohne Freiheit, so vielerlei steht darauf geschrieben, und alles ohne Bestimmtheit, ohne Größe. Es geschieht mir manchmal, daß ich mir das Gesicht eines indianischen Halbbluts herbeiwünsche oder das Gesicht eines chinesischen Lastträgers. Neulich hatte ich, einer schwebenden Sache wegen, Empfehlungen an den ersten Präsidenten eines der obersten Gerichtshöfe. Der alte Herr war gütig und gesprächig, aber die Schwächlichkeit eines nervösen, alten Gesichtes und ein Etwas von weltmännischer Ironie in seinem Ton, als wollte er zeigen, daß er kein Pedant wäre, vexierte mich so, daß ich kaum ordentlich Antwort gab. Mir geht in letzter Zeit das englische Wort nicht aus dem Kopf, mit dem sie ihren alten Gladstone ehrten, Grand old man! Und ein Richter, ein oberster Richter unter den Deutschen! Meine Träume! Ich möchte einem begegnen, der jeder Zoll ein großartiger alter Mann wäre. Aber es ist alles so verwischt, durcheinander hingemischt: in den Jungen wieder steckt etwas von den Alten, in den Gesunden etwas von Kranken, in den Vornehmen etwas von recht Unvornehmen. Und ihre Gebärden sind genau wie das. Alles mischt sich da durcheinander. Wo bloß das Höfliche hingehört, mischen sie Gott weiß was für eine Art von biederer Zutraulichkeit darunter, um dann wieder aus dem angewärmten Ton in eine solche Trockenheit, solche Trivialität zu fallen, daß es weh tut; wollen sie aber große Airs annehmen, so ist es eine falsche Feuerlichkeit, eine angstvolle Gespreiztheit, die den Fremden kalt und verlegen macht.

ARNOLD HÖLLRIEGEL

Höllriegel (Richard A. Bermann), vor 1933 Mitarbeiter des „Berliner Tageblatts", schrieb ein völkerkundlich fesselndes Buch über Irland und zahlreiche aufschlußvolle Bücher, die den Ertrag seiner Weltreisen darstellten. Er ist, nach 1933 emigriert, in USA gestorben. Für seine Art der Darstellung ist der hier gekürzt wiedergegebene Essay: „AUF STEVENSONS LETZTER INSEL" sehr kennzeichnend.

Drei Tage lang fuhr ich von Tonga nach Samoa, auf der „Tofua", einem kleinen, engen und wenig angenehmen Schiff, das vollgeräumt war mit Barrikaden von Ananas-Kisten. Drei Tage lang, Tag und Nacht, hörte ich die Kanaken im Zwischendeck ihre Lieder singen; das ganze Schiff roch nach ihrem Salböl, ihren Blumengirlanden und auch ihren Nachttöpfen. In diesen drei Tagen las ich einen zerfallenen Band aus der kläglichen kleinen Schiffsbibliothek. So, mit den Liedern Samoas in meinem Ohr, mit dem geklatschten Rhythmus der Tanzgesänge, mit dem Geruch der größten samoanischen Leiber

in meinen Nüstern, so habe ich zum erstenmal Robert Louis Stevensons Vailima-Briefe gelesen.

Ich las sie zum zweitenmal im Schatten des großen Mangobaumes, der im Park von Vailima steht. Ich denke, Stevenson wird diesen Mangobaum selbst gepflanzt haben; an die meisten, wenn nicht an alle Bäume dieses wundervollen tropischen Gartens hat er seine schmale und durchsichtige Hand gelegt. Selbst Goethes Weimarer Garten ist nicht so sehr des Dichters persönliches Werk wie der Garten von Vailima ein Werk Stevensons ist. Er hat, der seine Bücher pflanzte, wachsen, blühen und Frucht tragen ließ, diesen Garten, dieses Haus erzählt, mit dem ganzen tropischen reichen Gerank Stevensonschen Details; daß dieser Poet ein Gärtner war, wird einem hier sofort klar — —.

Vailima bedeutet: fünf Bäche. Die Pflanzung und das Haus, die so heißen, nach kühlen, singenden Bergbächen so heißen, liegen fünf Kilometer von der Stadt Apia entfernt auf der samoanischen Insel Upolu. Hier, schon hoch über seiner geliebten Südsee, im Schatten des grünen Berges Vaea, hat Robert Louis Stevenson sich sein luftiges, winddurchwehtes Haus gebaut, das Haus der kühlen Veranden.

Auf dem Gipfel des Berges Vaea hat man Stevenson später begraben, in einem schönen, steinernen Grab unter grellrot blühenden Hibiskussträuchern, es ist das Grab, auf dem die unsäglichen Verse stehen: „Under the wide and starry sky — — "

ÖDÖN VON HORVATH

In Fiume geboren, schrieb vor 1933 die Volksstücke „Geschichten aus dem Wiener Wald", „Die Bergbahn" und „Italienische Nacht" sowie einen satirischen Roman „Der ewige Spießer". Horvath wurde mit dem Kleistpreis ausgezeichnet. Er floh zweimal vor den Nazis, zuletzt nach Paris, wo er am Tage seiner Ankunft auf tragische Weise ums Leben gekommen ist: er wurde von einem stürzenden Baum auf den Champs Elysées erschlagen. — Eine Szene aus seinem Roman „DER EWIGE SPIESSER" lassen wir hier folgen, um die Art seiner Satire zu zeigen:

„Ich fahr' nach Barcelona", erwiderte Kolber lakonisch und wartete gespannt auf den Erfolg dieser Worte.

„Alsdann fahrens nach Italien", konstatierte der Herr Bschorr phlegmatisch.

„Barcelona liegt bekanntlich in Spanien", meinte Kolber überlegen.

„Des ist gar net so bekanntlich!" ereiferte sich der Bschorr. „Bekanntlich hätt' i gschworn, daß des Barcelona bekanntlich in Italien liegt!"

„Ich fahr' durch Italien nur lediglich durch", sagte Kolber, und strengte sich an, genau nach der Schrift zu sprechen, um den Thimoteus Bschorr zu reizen. Aber der ließ sich nicht.

„Da werdens lang brauchen nach Barcelona hinter", meinte er stumpf. „Sehr lang. Da beneid' ich Sie scho gar net. Überhaupts muß Spanien recht drecket sein. Und eine heiße Zone. Was machen's denn in Madrid?"

„Madrid werde ich links liegen lassen", erklärte Kolber. „Ich möchte nur mal lediglich das Ausland sehen."

Bei diesen Worten zuckte sein Gegenüber wieder furchtbar zusammen und mischte sich ins Gespräch, klar, kurz und bündig: „Ein Deutscher sollte sein ehrlich erworbenes Geld in diesen wirtschaftlich depressiven Zeiten unter keinen Umständen ins Ausland tragen!" Dabei fixierte er Kolber strafend, denn er hatte ein Hotel in Partenkirchen, das immer leer stand, weil es wegen seiner verrückt hohen Preise allgemein gemieden wurde.

„Aber Spanien war ja im Krieg neutral", kam der dritte Herr in der Ecke Kolber zu Hilfe.

„Egal!" schnarrte der Hotelier.

„Spanien ist uns sogar sehr freundlich gesinnt", ließ der in der Ecke nicht locker.

„Uns is überhaupt niemand freundlich gesinnt!" entgegnete ihm erregt der Thimoteus. „Es wär' ja ein Wunder, wenn uns jemand freundlich gesinnt wäre!! Oder wär's ka Wunder, Leutl?!"

RICHARD HUELSENBECK

Schrieb vor 1933 Novellen und Romane („Der Traum vom großen Glück") sowie außerordentliche Reisebücher (u. a. „Der Sprung nach dem Osten", „Afrika in Sicht"), die aus Eindrücken während seiner Fahrten als Schiffsarzt entstanden. Außerdem schrieb er das Buch „En avant dada", das ihm zu internationalem Ansehen verhalf. Er lebt jetzt als Arzt in Amerika. Die folgenden Abschnitte entstammen zwei REISESCHILDERUNGEN, die seine Darstellungsgabe zeigen:

Das Massiv des Tafelberges steht leuchtend über der Stadt, der riesige Getreidesilo am Hafeneingang erinnert an einen mittelalterlichen Burgturm; auf der Pier, die weit ins Meer hinausgebaut ist, promeniert eine elegante Menge, während die Musik spielt. Die Musik sitzt in einem chinesischen Tempelchen, und die Tonwellen kommen bis zu den Wellblechschuppen, wo die Kulis harte Säcke schleppen. Hin und wieder bleibt einer stehen und legt die Hand an die Ohrmuschel. Nach einer Weile grinst er über das ganze Gesicht. Diese Stadt ist schön, das ist die erste Feststellung, die man macht. Es ist eine zivilisierte Schönheit, keine wilde, afrikanische, wie man es sich als Knabe vorgestellt hat. Ich sehe vom Schiff aus die Straßenbahnen wie kleine braune Käfer weit den Tafelberg und den Lion Hat hinaufklettern.

Kapstadt hat etwas von St. Franzisko, es wird in absehbarer Zeit ein afrikanisches St. Franzisko sein. Und hier gab es vor fünfzig Jahren noch Wildesel; Herden von Quaggas trieben sich herum, wo heute die Luxuslimousine über den Asphalt streicht, und in den Bergen, wo heute auf gepflegten Bänken die Kindergärtnerinnen sich räkeln, schrien die Paviane.

Aus den Hauptstraßen steigt der Lärm der Verkehrsbrandung, es ist fast wie in New York, an der zweiundvierzigsten Straße. Es ist die Zeit des Rush, die Stenotypistinnen quellen aus den Bureaus, sie hängen an den Straßenbahnen wie Girlanden.

Ich entsinne mich einer Situation in Europa, ich las in einer Zeitung, daß eine südafrikanische Tennismannschaft nach London gekommen sei. Tennismannschaft aus Südafrika? Wer kann das Bild der Abenteuerbücher ganz aus dem Kopf radieren? Irgendwo denkt man sie sich mit Wasserstiefeln, die Büchse auf dem Rücken.

Das Rote Meer hat seinen Namen von der karmin-violetten Farbe der untergehenden Sonne. Im übrigen gibt es hier zahllose Haifische, die nach den Konservenbüchsen schnappen, die der Kochsmaat jeden Morgen über die Reeling schmeißt. Es ist wertvoll, auf einem kleinen Frachtkahn zu fahren und fern von Radio, Jazz und verunglückten Reden auf die Damen zu sein. Wertvoller noch ist es, mit dem Bootsmann so befreundet zu sein, daß er einem morgens bei der Reinigung des Schiffes nicht den dicken Wasserstrahl durchs Bullauge auf die Koje hält. Weil man nie unangenehmer aus sanften Träumen aufwacht und weil es überhaupt nicht angenehm ist.

Im Indischen Ozean ist die Faulheit eine Tugend für kleine Spießer. Erst die erhabene Faulheit, die große Unbeweglichkeit des Körpers und des Geistes, das Sechs-Stunden-auf-dem-Brückendeck-liegen-können und nichts dabei denken — das rührt an die wahre Würde des (geistig) vermögenden Mannes.

Nach mannigfachen Erlebnissen kam ich nach Sumatra, einem lieblichen Land, das von Schimpansen, Meerkatzen und holländischen Kolonialsoldaten bevölkert wird.

In Sabang gibt es Holländerinnen, groß, breithüftig, sommersprossig und prüde. Neben ihnen sind die Frauen der eingeborenen Atjehs (so nennt sich der halbwilde Stamm) wahre Königinnen.

Hier ist das Land, wo der Pfeffer wächst, wo man nie photographierte Palmenhaine besuchen kann. Hier gibt es die Rijztafel, einen Götterfraß von Reis und Pfefferschoten, gebratenen Fischen, Wassermelonen, phantastischen Gemüsen und dem Fleisch schwarzer Schweine.

In Manila, auf Luzon, der größten Insel der Philipinen herrscht die Amerikanerin mit Eiswasser und Christian-Science ...

RUTH HOFFMANN

1893 in Breslau geboren, Malerin, Graphikerin und Schriftstellerin, schrieb 1933 ihren ersten Roman „Pauline aus Kreuzburg", der zwei Jahre später verboten wurde. Sie wurde aus der Schrifttumskammer ausgeschlossen und erhielt Schreibverbot, weil ihr Mann (der 1943 in Auschwitz ermordet wurde) Jude war. Während der zehn Jahre der Verfolgung, die sie erduldete, entstanden zahlreiche Romane: „Der verlorene Schuh", Der steinerne Mann", „Mutter aus Amerika" und „Franziska Lauterbach". Ihre Erzählung: „Ein Kind — ein Schiff — Amerika" wurde von der „sie" vorabgedruckt. Ihr jüngstes Buch heißt: „Meine Freunde aus Davids Geschlecht". Aus dem Versband „DUNKLER ENGEL" (Paul List Verlag), den die Dichterin dem Gedenken ihres toten Gatten gewidmet hat, hier eine Probe:

Wenn du wiederkämst, bedeckt mit Schwären,
Ohne Hände, blind und ganz zerschunden,
Ach, ich nähme dich in meine Arme
Und ich küßte und ich heilte deine Wunden;

Wollte dich ins feinste Linnen betten,
Das die Mutter uns zur ersten Nacht gebreitet,
Und noch nie stand auf der Ird'schen Tische
Solch ein Mahl, wie ich es dir bereitet.

Wenn du wiederkämst — der Blumen Fülle
Und der Früchte Duft und Wein im Glase;
Doch du bist, geliebten Lebens Hülle,
Nur ein Aschenhauch — tief unterm Grase

PETER HUCHEL

Der Lyriker Peter Huchel wurde 1903 in Berlin geboren und wuchs auf dem Bauernhof seines Großvaters im märkischen Dorf Altlangerwisch auf. Er studierte Literatur und Philosophie in Berlin, Freiburg, Wien, lebte vor 1933 Jahre in Frankreich, zeitweise als Bauernknecht. Seine Gedichte begannen vor 1933 in Deutschland bekanntzuwerden. Während der Hitlerzeit hat er geschwiegen. Er war Soldat, geriet in russische Gefangenschaft, übernahm im Lager die kulturelle Betreuung seiner Kameraden. Gegenwärtig lebt er als Sendeleiter des Berliner Rundfunks in Berlin. Die Herausgabe seiner Gedichte ist in Vorbereitung. Von seiner großen Gestaltungskraft zeugt u. a. sein Gedicht: „DIE SCHATTENCHAUSSEE":

Sie spürten mich auf. Der Wind war ihr Hund.
Sie schritten die Schattenchausseen.
Ich lag zwischen Weiden auf moorigem Grund,
Im Nebel verschilfter Seen.
Die Nacht nach Rohr und Kalmus roch,
Des Zwielichts bittere Laugen
Erglänzten fahl im Wasserloch.
Da sah ich mit brennenden Augen

Den Trupp von Toten, im Tod noch versprengt,
Entkommen der Feuersbrunst,
Von aschigem Stroh die Braue versenkt,
Geschwärzt vom Pulverdunst,
Sie gingen durch Pfahl und Stacheldraht
Vorbei am glosenden Tank
Und über die ölig verbrannte Saat
Hinunter den lehmigen Hang
Und traten, gebeugt von modernder Last,
Aus wehendem Nebelgebüsch,
Am Wasser suchten sie späte Rast,
Ein Stein war ihr Hungertisch.

Sie standen verloren im Weidengrau,
Mit Händen, blutig und leer.
Und kalt durchdrang mich der Blätter Tau,
Die Erde hielt mich schwer.
Stumm zogen sie weiter, der Weg war vermint,
Sie glitten wie Schatten dahin.
Sie hatten dem großen Sterben gedient,
Und Sterben war ihr Gewinn. —
Im Acker lag ein rostiger Pflug,
Sie starrten ihn traurig an ....
Da sah ich mich selber im grauen Zug,
Der langsam im Nebel zerrann.

O schwebende Helle, du kündest den Tag
Und auch die Schädelstätte.
Zerschossen die Straße, zerschossen der Hag,
Zermalmt von des Panzers Kette.
Ich schmeckte im Mund noch Sand und Blut
Und kroch zum See, die Lippen zu feuchten.
Und sah der Sonne steigende Glut
Im nebligen Wasser leuchten.

HEINRICH EDUARD JACOB

1889 in Berlin geboren, schrieb den Roman „Der Zwanzigjährige" und die Idyllen „Das Geschenk der schönen Erde". Weitere Romane und Novellen, in schneller Folge veröffentlicht, zeigten ihn als Meister psychologischer Einfühlung. 1933 gehört er zu den mit dem Bannfluch Belegten; er schrieb „Sage und Siegeszug des Kaffees" und im Exil, in den USA, u. a. das Buch: „Der große Nebel über Belgien". Er bekennt, es sei „das Wichtigste, was er seit Jahren geschrieben habe." Da es uns nicht zugänglich ist, zitieren wir einige eindringliche Sätze aus einem REISEBUCH, das H. E. Jacob zur Zeit des ersten Weltkrieges geschrieben hat:

Muß dies ein Traum sein, was ich hier schilderte? Es muß nicht . . . Ich habe ein Gran davon selber 1913 erlebt. Zu Breslau war's, in der großen Volksschau, welche „Jahrhundertausstellung" genannt war. Nachdem man ein dummes und blechernes Festspiel, das die napoleonischen Kriege darstellen sollte, zu Ohren gebracht, ward auf den Stufen der weiten Arena von einem großen Theatermeister ein Tempelzug aller Spieler geballt. Und wie nun die Soldaten entschwanden und hinter dem Kriege der Frieden aufstieg, zahllose buntgeschmückte Gewebe, Bürger im Festkleid, und uferlos Schwellen tönenden Friedens ein Zug, dessen Ränder die Wände des Baus zu zerschneiden drohten . . . wie zwanzig Fischer in Wettermänteln stolz und fröhlich das Rund betrachten und in ihren geschulterten Netzen hangend die Frucht ihrer Friedensarbeit trugen, große, silberschuppige Fische aus meerblitzendem Edelmetall — da fühlt ein jeder: schön ist der Friede. Er ist so schön wie auf der Welt nichts außer ihm sein kann . . .

. . . Eine Menschheitsminute lang trug der Friede dem Prunkhelm der Tat: als Beethoven Schillers Chöre vertonte. Ha, wenn aus den Wogen der Neunten sich einsam jener Tenor erhebt, auf stählerne Rhythmen Worte gießend: „Froh, froh wie seine Sonnen fliegen durch des Himmels prächtigen Plan, wandelt, Brüder, eure Bahn" — wer will behaupten, daß dies zu Soldaten gesagt sei?

Die noch immer nicht glauben können, daß aus dem Quell der Menschheitsliebe derselbe stolze und adlige Rausch strömen könne wie aus der Liebe zum Vaterland, sie führt zu dem Marsch in Beethovens Neunter . . .

MONTY JACOBS

In der Mitte der siebziger Jahre als Sohn eines Engländers in Stettin geboren; studierte Germanistik in München, Heidelberg und Berlin, wurde Schüler Erich Schmidts und kam mit 22 Jahren zu Ullstein. Anfänge bei der „Berliner Zeitung", der „Morgenpost" und beim „Berliner Tageblatt". Später wurde Jacobs Chef des Feuilletons der „Vossischen Zeitung". Seit dem Frühjahr 1934 durfte er nicht mehr schreiben, blieb aber noch bis zum Februar 1939 in Deutschland; dann ging er nach London, wo er im Dezember 1945 starb. Er war ein Theaterkritiker von großer Einfühlungsgabe; davon zeugen auch seine Ausführungen über NEUINSZENIERUNGEN, die er lange vor 1933 in einer Zeitschrift veröffentlicht hat:

Wesentlich bleibt das Problem: den Geist unserer Zeit zum Klingen zu bringen, ohne dem Geist des Klassikers Gewalt anzutun. Die Grenze läßt sich nicht starr festlegen, aber man kann sie leicht bestimmen, sobald man sich dem Takt und dem Geschmack anvertraut. Wenn etwa Jeßner im „Hamlet" einen neuen Mitspieler entdeckt und seine Wichtigkeit betont, den dänischen Hofstaat, so spricht er mit der Stimme unserer Tage, ohne Shakespeares Absicht zu gefährden. Wenn dagegen Piscator in den „Räubern"

die Szenen der Einzelmenschen sabotiert, um nur die Masse, nur den Räuberchor zu verherrlichen, so arbeitet er gegen den Willen eines Dichters aus der Blütezeit des Individualismus. Denn aus dem Weimarischen läßt sich Schillers Werk in alle Sprachen übersetzen. Nur nicht ins Neu-Moskowitische.

Was dem Regisseur recht ist, muß dem Dramaturgen billig sein. Auch wenn er zufällig Gerhart Hauptmann heißt. Seine „Hamlet"-Bearbeitung setzt in der Aufruhrszene für Laertes den Prinzen ein, auf Grund einer anfechtbaren Textdeutung. Das mag angehen, das bleibt innerhalb der Grenze. Wenn aber plötzlich neue Personen auftauchen, wenn sich ein Schauspieler mit weißem Wuschelbart als König Norweg vorstellt, wenn endlich Fortinbras, von Shakespeare bewußt fürs Schlußwort aufgespart, gemütlich mit Hamlet plaudert, dann ist die Grenze überschritten, die nicht von der Tradition, sondern vom guten Geschmack gezogen wird.

Denn, ihr lieben Theaterleute, ihr mögt den Tonfall des Dichterworts getrost unserer Zeitenmode anpassen. Aber seinen Sinn sollt ihr achten (und seinen Text beim Kürzen nicht verstümmeln), gerade weil ihr nicht dem toten Herkommen, sondern unserer lebendigen Zeit dienen wollt, müßt ihr das Grundgesetz dieser unserer Zeit achten: Respekt vor dem Wesentlichen!

HANS ARNO JOACHIM

Hans Arno Joachim, 1902 in Freiburg (Breisgau) geboren, war einer der scharfsinnigsten Literaturkritiker der zwanziger Jahre. Seine Essays wie „Emil Gött oder Glanz und Elend des Individualismus" und seine literaturkritischen Aufsätze in der „Neuen Rundschau", der „Literarischen Welt" und der „Frankfurter Zeitung" dürfen als Marksteine der Literaturkritik der Jahre vor 1933 gelten. Er ging 1933 ins Exil, veröffentlichte in Frankreich und der Schweiz in Buchform die Hörspiele „Nietzsche contra Wagner" und „Die Stimme Victor Hugos" und nahm tätigen Anteil an den literarischen Diskussionen des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller im Exil. Im Jahre 1943 wurde er von der Gestapo in Südfrankreich gefangengenommen und ist seither verschollen. — Hier ein Abschnitt aus einer vor 1933 geschriebenen Betrachtung Joachims über den HISTORISCHEN ROMAN:

Nur bei Großeltern noch steht die Konfektion der Historie im Umbau der vergangenen Epoche, der Jürg Jenatsch nicht, Salâmbo nicht, aber Dahn, Ebers, Freytag in Serien. Die haben den Stil derjenigen Zeit komplett gemacht, welche die Ritterburgen restaurierte und es sich nicht nehmen ließ, auf eine rüstungsfreudige Weise unter den Requisiten der Historie zu hausen. Sie hielt mit dem Staubtuch in der Hand zu den Harnischen und Partisanen, die so wenig dem entsprechen, was ihre Rüstungsindustrie gleicherzeit herstellte; sie hat mit den Schwertern gespielt, bis es mit dem Giftgas Ernst geworden ist. Die historischen Romane, die sie bevorzugt hat, sind danach; sie sind eine Vorkriegserscheinung. Man hat aus ihnen manches für die Schule, aber wenig für das Leben gelernt . . .

. . . Es geht nicht weiter, bis die Bücher von Feuchtwanger aufkommen, die von Neumann, von der Trautwein: Bücher vor allem, die sehr wenig guter Meinung über den Menschen sind. Sie kommen mehr wie gewünscht, man hat sie nötig. Es zeichnet sie aus, wie sehr sie gefragt sind. Sie haben Substanz, sie fordern nicht, sie gestalten. Sie wenden das an, was sie aus der Weltgeschichte erfahren haben, die man mitgemacht hat: die Enttäuschtheit. Sie haben den humanen, den gewagten Mut, der seit Stendhal

den Dichter zum Schriftsteller macht, sie gehen eins mit dem Leben, das nicht gut und nicht böse ist, sondern grausam gemischt. Sie stellen dar. Abgerechnet, daß sie historische Romane sind, sind sie aktuell. Denn ihre Humanität ist rechthaberisch gemeint, wenn sie ingrimmig wird, entlarvend, zynisch. Sie bringt an der Historie die Bilanz der Enttäuschtheit zur Anwendung, die von heute ist.

GEORG KAISER

Neben Carl Sternheim eine der größten dramatischen Begabungen der Vor-Hitlerzeit, 1878 in Magdeburg geboren, schrieb 56 Bühnenwerke, darunter „Der Bürger von Calais", „Hölle, Weg, Erde", „Gas", „Von morgens bis mitternachts", „Oktobertag", „Zweimal Oliver". Er ist 1945 in Ascona, seinem Schweizer Exil, gestorben. Kurz vor seinem Tode wurde er von den in der Schweiz lebenden deutschen Schriftstellern zum Ehrenpräsidenten ernannt. Im Exil schrieb er u. a. die Stücke: „Der Soldat Tanaka", „Das Floß der Medusa", „Der Gärtner von Toulouse", Zeitsatiren und Gedichte. — Aus dem Schauspiel „ZWEIMAL OLIVER", das seinerzeit im Verlag die Schmiede, Berlin, erschienen ist, folgt hier eine charakteristische Probe:

In der Irrenanstalt das Auditorium: ansteigende Sitzreihen hinten, Fensterwand rechts, Tür links. Unterärzte, deren Anzahl groß ist — in weißen Mänteln — stehen gruppenweise, gedämpfte Unterhaltung führend. Chefarzt kommt. Die Unterärzte besetzen die Bankreihen. Ein Unterarzt gibt dem Chefarzt ein Aktenbund. Chefarzt blättert.

„Es ist der Fall des Artisten Oliver. Von der Polizei wurde der Mann, der einen Mord verübt hat, bei uns eingeliefert zur Beobachtung des Geisteszustandes. Ich rekapituliere kurz die Vorgeschichte der Mordtat: Oliver, ein mittelmäßiger Vertreter seines Fachs, erhält eines Tages von einer Dame den Auftrag, sich in die Gestalt eines ihrer Freunde — oder ihres Freundes zu verkleiden. So soll Oliver den vorläufig abwesenden Freund ersetzen. Das tut Oliver — gegen Bezahlung. Später kehrt der wirkliche Freund aus dem Ausland — oder sonstwoher zurück. Oliver, der sich inzwischen in die Dame verliebt hat, will von seinem Platz nicht weichen — tötet im Varieté den Nebenbuhler. Bei seiner Verhaftung schweigt Oliver hartnäckig. Er stellt sich tot. (Die Akten schließend.) Soweit die polizeilichen Ermittlungen — (mit Lächeln aufblickend) — wie sie mit geradezu beispielhafter Deduktion die falsche Wirklichkeit einsetzen. Es hat nämlich keineswegs dieser Oliver mit dem Motiv der Eifersucht den Schuß abgegeben — vielmehr die Handlung eines Selbstmordes liegt vollkommen plausibel vor bei Oliver, der sich erschoß, um eine Kette privater fürchterlicher Verwicklungen mit einem Gewaltstreich zu zerreißen. Durchaus konsequent vernichtete er die Maske, die ihm nichts mehr nützen konnte, wobei er im Schwindel höchster Verwirrung sich mit seinem Gegenüber verwechselte und in dem andern sich selbst umbrachte. — Aber auch diese nachträglichen Deutungen seiner Tat interessieren nicht nachhaltig. Das wesentliche Moment ist: Dieser Mensch hält sich für tot — während er lebt! — Seit dem Augenblick seiner Sistierung hat er mit Willen kein Zeichen von Belebtheit gegeben. Beim Versuch ihn auf die Füße zu stellen, fiel er um. Nahrung läßt er sich nur durch den zwangsweise gelockerten Mund einflößen. Die Temperatur ist normal — Gewicht bleibt unverändert. Über die Fortschritte der Störung seines Bewußtseins kann uns nur der Zufall orientieren. Bis jetzt mißlang es, ihn zum

öffnen der Augen zu bewegen. Er hält sie fest geschlossen. Es ist möglich — wenn wir diesen krampfartigen Schlag unterbrechen können —, daß er die Gegenwart wieder annimmt und sich auf alles, was vorgefallen ist, besinnt! — Ich will das Experiment hier ausführen — bitte lassen Sie die dichten Vorhänge vor den Fenstern herunter."

Einige Unterärzte tun es.

Chefarzt: „Jetzt schalten Sie das Licht aus." Man tut es.

„Damit ist es ganz dunkel. In diese Finsternis lasse ich den Patienten auf der Bahre hereintragen — später klatsche ich einmal in die Hände, Sie schalten dann sofort die großen Lampen ein, um schärfstes Licht zu erzielen. Die Plötzlichkeit dieses Überganges von Dunkel zu blendendem Hell kann als Schrecken wirksam werden und den Scheintoten erwecken. — Haben Sie Ihre Plätze an den Schaltern?"

Stimmen der Unterärzte: „Ja."

Chefarzt: „Dann bringen Sie Oliver."

Der Unterarzt öffnet die Tür links — winkt: aus dem dämmrigen Korridor tragen zwei Wärter auf einer Bahre Oliver herein, der im gestreiften Leinenanzug liegt.

Tür zu.

Dunkelheit.

Pause.

Händeklatschen des Chefarztes.

Überweißes Licht entbrennt.

Chefarzt und Unterärzte sehen gespannt nach Oliver.

Oliver hebt den Kopf — richtet den Oberkörper hoch — öffnet die Augen — blickt nach den Anwesenden. Staunend. „Engel — — —!"

Chefarzt beugte sich zu ihm. „Was sagen Sie?"

Oliver scheu: „Bist du — der liebe Gott??"

Chefarzt: „Weil ich einen weißen Bart habe?"

Oliver nach den Unterärzten: „Engel — in weißen Gewändern!!"

Chefarzt: „Woher sollen denn Engel hierher kommen?"

Oliver mit großer Frage: „Im Himmel??"

Chefarzt: „Ist dies der Himmel, in den man dich gebracht hat?"

Oliver: „Vor dem Gericht — himmlischer Vater!"

Chefarzt denkt nach. Dann einlenkend: „So erzähle mir, mein Sohn, was du auf Erden begangen hast."

Oliver: „Weißt du es nicht??"

Chefarzt: „Ich habe es vergessen und will alles noch einmal von dir hören."

Oliver auf der Bahre kniend — die Hände faltend: „Ich habe getötet!"

Chefarzt: „Du hast getötet? Wen tötetest du?"

Oliver verbirgt das Gesicht in die Hände: „Ich — will es nicht sagen!"

Chefarzt: „Hier mußt du alles beichten. Du berichtest nichts, was wir nicht schon kennen — aber du selbst mußt es erzählen."

Oliver: „Ich winde mich in Scham vor dem Schöpfer alles Lebens — meine Zunge verdorrt!"

Chefarzt: „Ich kann dir keine Silbe erlassen. Wen hast du getötet?"

Oliver mit Qualen: „Mich!"

Chefarzt: „Du lügst!"

Oliver: „Vor deinen Engeln schäme ich mich — und vor deiner Herrlichkeit liege ich auf den Knien. Ich habe mit der furchtbarsten Missetat gegen deine Allmacht gesündigt, die das Leben schafft und vergehen läßt nach deinem Willen. Herr, ich habe dein Werk mit frevelndem Eifer zerstört, als ich die Kugel abschoß!!"

Chefarzt: „— Wo traf dich die Kugel?"

Oliver: „Ins Herz!"

Chefarzt: „Zeig mir die Stelle."

Oliver öffnet seinen Leinenkittel. „Sieh, hier!"

Chefarzt: „Aber es fließt kein Blut."

Oliver: „Es trocknete in der Zeit!"

Chefarzt: „Auch die Haut ist nicht verletzt."

Oliver: „Ich habe so lange im Grabe gelegen, daß der Leib verschrumpfte und sich die Merkmale verwischten!"

Chefarzt verändert: „Sie sind durchaus nicht gestorben und dem Grabe entstiegen. In seinem Grabe liegt ein anderer, den Sie mit wohlgezieltem Schuß dahin befördert haben. Stimmt es?"

Oliver verschüchtert: „Dein Wort ist Befehl, der vom Zenith donnert!"

Chefarzt: „Sie haben einen Unschuldigen niedergestreckt. Sie waren der Schütze — und nicht das Ziel. Können Sie das unterscheiden?"

Oliver hauchend: „Ja."

Chefarzt: „Ferner: das Schicksal Ihrer Frau und Tochter — und jener Dame, der Sie den Freund geraubt haben — erschüttert Sie nicht?"

Oliver: „Kommt in der Hölle die Erinnerung?"

Chefarzt: „Das wäre die Hölle?"

Oliver: „Ja!"

Chefarzt: „Vom Himmel erwarten Sie strengste Diskretion?"

Oliver: „Wird es nicht schon auf Erden das herrlichste Glück, wenn man vergessen kann?"

Chefarzt: „Was haben Sie denn vergessen?"

Oliver: „Mich — bis zum Tode, den ich mit eigener Hand verübte!"

Chefarzt: „Es ist doch kein Selbstmord, wenn einer einen anderen tötet!"

Oliver: „Legt sich das Licht der Gnade über deine Brauen, Herr und Gott? Willst du die Schuld von meiner Hand nehmen, die sich wider mich selbst erhob? Verkannte ich das Wunder, mit dem du mir längst vor allen Worten verziehst? Die Wunde über meinem Herzen schloß sich — ich spüre das Mal mit meinen Fingern nicht. Freudig klopft mein Puls. Aus Grabesnacht hast du mich gezogen — in die Auferstehung von Fleisch und Blut, die barmherzig verheißen ist. Ich stehe auf und stürze nicht. Darf ich wandeln?!"

Chefarzt betrachtet eine Weile Oliver. Dann schüttelt er den Kopf.

Zu den Wärtern: „Führen Sie ihn weg."

Oliver — zwischen den Wärtern — ab.

Bewegung bei den Unterärzten.

Chefarzt: „Stellen Sie die normale Beleuchtung wieder her."

Man tut es.

Unterarzt zum Chefarzt: „Was schreibe ich in die Polizeiakten als unser Gutachten?"

Chefarzt: „Unheilbar irrsinnig."

HERMANN KASACK

1896 in Potsdam geboren, vorwiegend als Lyriker und Dramatiker hervorgetreten, Freund Oskar Loerkes, des vor einigen Jahren gestorbenen großen Lyrikers. Kasack schrieb zahlreiche Versbände, die ihn als einen Dichter von strenger Eigenart zeigen. Nach 1933 begegnete er zahlreichen Widerständen, erhielt u. a. Rundfunk- und Vortrags-Verbot. Sein 1935 geschriebenes Drama „Archimedes" durfte nicht publiziert werden. In zahlreichen Gedichten, die er veröffentlichte, zeigte er eine unmißverständlich widerstrebende Haltung. 1947 erschien im Suhrkamp Verlag sein Roman „Die Stadt hinter dem Strom". Von seinen frühen Gedichten, die schon 1921 erschienen sind, veröffentlichen wir Kasacks Gedicht „DAS HERZ", um zu zeigen, welche lyrischen Töne schon dem Fünfundzwanzigjährigen zu Gebote standen:

Ich schüttle diese Nacht von mir,
An der das Kraut des Trostes grünt —
Enteilt, das Herz dem Sternfall auch,
Der Trauerflor entläßt dich nicht.

Es war die Frau, nach der du riefst,
Wie schlug das Herz den Weg hinan
Doch als der Nachtwind aufwärts flog,
Ach, Herz: wohin berliefst du mich?

Der Schutt vernarbt, die Wunde kreist,
Es bleibt kein Haus, in dem du wohnst
Das Meer hat keinen Tod für dich,
An einem Hauchen stirbst du hin.

Wie blüht der Kranz, so sticht der Dorn,
Das Gras der Nacht ist noch zu hell —
Das Leid ist nicht dein Herzgewand,
Der Schnee verweht die Spur in Nichts.

FRANZ KAFKA

Aus Prag, wie sein Freund Max Brod; 1883 geboren und mit 41 Jahren in einem österreichischen Sanatorium gestorben. Er schrieb Romane, die in ihrer eigenartigen Mischung aus Realismus und Transzendenz kaum ein Gegenstück haben und die man jetzt als surrealistisch bezeichnet („Der Prozeß", „Das Schloß", „Amerika"). Max Brod gab sie nach Kafkas Tod gegen dessen ausdrücklichen Willen heraus. Sein Gesamtwerk (darunter die Novellen „Der Landarzt", „Der Hungerkünstler", „Der Heizer") soll jetzt u. a. ins Französische übertragen werden. — „AUF DER GALERIE" nennt sich eine der kleineren Arbeiten Kafkas, die wir hier folgen lassen:

Wenn irgendeine hinfällige, lungensüchtige Kunstreiterin in der Manege auf schwankendem Pferd vor einem unermüdlichen Publikum vom peitschenschwingenden erbarmungslosen Chef monatelang ohne Unterbrechung im Kreise rundum getrieben würde, auf dem Pferde schwirrend, Küsse werfend, in der Taille sich wiegend, und wenn dieses Spiel unter dem nichtaussetzenden Brausen des Orchesters und der Ventilatoren in die immerfort weiter sich öffnende graue Zukunft sich fortsetzte, begleitet vom vergehenden und neu anschwellenden Beifallsklatschen der Hände, die eigentlich Dampfhämmer sind — vielleicht eilte dann ein junger Galeriebesucher die lange

Treppe durch alle Ränge hinab, stürzte in die Manege, riefe aus: Halt! durch die Fanfaren des immer sich anpassenden Orchesters.

Da es aber nicht so ist; eine schöne Dame, weiß und rot, hereinfliegt, zwischen den Vorhängen, welche die stolzen Livrierten vor ihr öffnen; der Direktor hingebungsvoll ihre Augen suchend, in Tierhaltung ihr entgegenatmet; vorsorglich sie auf den Apfelschimmel hebt, als wäre sie seine über alles geliebte Enkelin, die sich auf gefährliche Fahrt begibt; sich nicht entschließen kann, das Peitschenzeichen zu geben; schließlich in Selbstüberwindung es knallend gibt; neben dem Pferde mit offenem Munde einherläuft; die Sprünge der Reiterin scharfen Blickes verfolgt; ihre Kunstfertigkeit kaum begreifen kann; mit englischen Ausrufen zu warnen versucht; die reifenhaltenden Reitknechte wütend zu peinlichster Achtsamkeit ermahnt; vor dem großen Saltomortale das Orchester mit aufgehobenen Händen beschwört, es möchte schweigen; schließlich die Kleine vom zitternden Pferde hebt, auf beide Backen küßt und keine Huldigung des Publikums für genügend erachtet; während sie selbst, von ihm gestützt, noch auf den Fußspitzen, vom Staub umweht, mit ausgebreiteten Armen, zurückgelehntem Köpfchen ihr Glück mit dem ganzen Zirkus teilen will — da dies so ist, legt der Galeriebesucher das Gesicht auf die Brüstung und, im Schlußmarsch wie in einem schweren Traum versinkend, weint er, ohne es zu wissen.

GINA KAUS

In Wien geboren; ihre feinen psychologischen Romane wurden in fast alle Sprachen der Welt übersetzt. Sie erreichte in ihrem jüngsten, im Exil erschienenen Roman „Melanie" (Green is the Devil) hohe Reife und arbeitete an der Verfilmung verschiedener Romane in Hollywood mit. Daß sie neben ihrer tiefgründigen Psychologie auch über die Mittel des Satirischen verfügt, bezeugt ein Abschnitt aus ihrer 1931 erschienenen Betrachtung: „GLÜCK BEI MÄNNERN":

. . . Im Laufe der Jahrtausende haben Männer ganze Bibliotheken über die Frauen vollgeschrieben. Sie haben die Frauen beobachtet und analysiert, angebetet und verachtet. Jede Generation hat ihr weibliches Ideal verherrlicht, jede ihren weiblichen Teufel an die Wand gemalt, von der Schlangenfreundin Eva angefangen bis zur hysterischen Strindberg-Canaille. Alle Wertungen weiblicher Charaktere sind von Männern aufgestellt worden, Männer haben die weiblichen Tugenden und die weiblichen Laster zu Tugenden und Lastern gestempelt, und aus dem Munde der Männer wissen wir, wie sie die Frauen haben wollen und wie sie sie verabscheuen.

Um es kurz zu machen: Je mehr Fehler im Sinne der männlichen Wertung eine Frau besitzt, desto mehr Glück hat sie bei den Männern. Wobei die Frage offenbleiben mag, ob ein krankhafter Masochismus die Männer verdammt, zu begehren, was sie verabscheuen, oder ob eine gesunde Notwehr ihnen befiehlt, wenigstens mit dem Kopf zu verabscheuen, was sie begehren müssen.

Seit Noahs Zeiten klagen die Männer über der Weiber Eitelkeit und Torheit. Aber für eine schick gekleidete Frau geben sie sechs ebenmäßige Schönheiten in Kitteln vom vorvergangenen Jahr, jede gescheite Frau ist ihnen ein Greuel, und jede wirklich gescheite Frau weiß das und bemüht sich, wenigstens ab und zu etwas sehr Törichtes zu sagen: zum Beispiel, daß sie den Mann, mit dem sie gerade spricht, für besonders klug hält.

RUDOLF KAYSER

Lange Jahre hindurch Redakteur der „Neuen Rundschau", Verfasser einer hervorragenden Stendhal-Biographie sowie zahlreicher Essays von hohem Rang. — Rudolf Kayser ist jetzt amerikanischer Staatsbürger. Aus seinem seinerzeit in der „Literarischen Welt" erschienenen Essay „LESSING UND SPINOZA" ein Abschnitt:

Im Jahre 1780 war die „Erziehung des Menschengeschlechts", das tiefste Vermächtnis der Lessingschen Humanität, eine Skizze nur und nicht das große Glaubensbuch, das der Tod verhindert hatte, erschienen. Nirgends, auch im „Nathan" nicht, ist Lessings klare, reine, herzliche Geistigkeit großartiger ausgesprochen. Verkündigung eines neuen Evangeliums? Weit mehr: der Glaube an die kommende Zeit des neuen, des ewigen Evangeliums. Ein Jahr danach lebte Lessing nicht mehr. Man empfand diesen Verlust — wie keinen andern in der deutschen Geistesgeschichte — als eine furchtbare moralische Einbuße. Ein großer Schriftsteller, ein reformatorischer Wille ist gestorben? Nein, viel mehr: das Gewissen des Zeitalters und zum zweiten Male die deutsche Reformation. Es ging ja um mehr als um Kunst, um mehr als um Denken: es ging um die Befreiung der Gewissen, um die Helle der Welt, um Glanz, Macht, Ewigkeit des Geistes (der in Luther nicht gewesen war). Goethe schrieb erschüttert an Charlotte von Stein: „Wir verlieren viel, viel an ihm, mehr als wir glauben." Mehr als wir glauben! In der „Erziehung des Menschengeschlechts" ahnt man vieles von dem, was Lessing nicht mehr ausgesprochen hat. Vieles auch von seiner Einsamkeit; vieles von einem Schweigen, das, hätte dieses harte Leben nur einige Jahre noch gedauert, leidenschaftliches Wort geworden wäre. Aber es hätte die Trennung von guten Freunden bedeutet, das Wachsen jenes einsamen Lessingschen Hügels, „von welchem er etwas mehr als den vorgeschriebenen Weg seines heutigen Tages zu übersehen glaubt". Diese verschwiegenen Gedanken haben Spinoza zu ihrer heimlichen Mitte.

Seinen verruchten Namen zu nennen, war auch zu Lessings Zeit noch gefährlich. Noch immer wirkten die Flüche von Kirche und Synagoge, der geifernde Haß des offiziellen Denkens. Auch das neue Jahrhundert sah in dem franziskanisch demütigen Juden nur einen gefährlichen Ketzer und Atheisten. Wußte Lessing von dieser Tragödie Spinozas? Wußte er, daß hinter dem kühlen und großartigen Gedankenbau ein tragischer Mensch stand, ihm verwandt in seiner Reinheit und Güte, aber nicht kämpferisch wie er, sondern fern der Welt, die mit Dolchen und Flüchen ihn umbringen wollte?

KURT KERSTEN

1891 geboren, kam 1911 nach Berlin. „Die Oktoberrevolution bestimmte meine politische Haltung", hat er einmal im Blick auf die russische Revolution bekannt. 1922 war er zum erstenmal in Moskau. Bücher über Friedrich II., Georg Forster, Bismarck. Schrieb im Exil eine Biographie über Peter den Großen. Er war jahrelang in Martinique und lebt jetzt in USA. Aus dem KRIEGSTAGEBUCH, das Kersten während des ersten Weltkrieges führte, stammt der folgende Abschnitt:

Die Offiziere saßen herum wie in einem Sterbezimmer. Man hätte glauben können, sie würden sich mit Gewalt der Einsetzung der Soldatenräte widersetzen — sie dachten gar nicht daran. Eine Offiziersversammlung, deren Entschlüsse mit großer Spannung erwartet wurden, entschied sich für Ab-

legung der Achselstücke und Anlegung der roten Abzeichen. Das sollte Diplomatie sein — man wollte die Bewegung mitmachen und im geeigneten Augenblick ihrer Herr werden.

Die Soldaten selber waren völlig unschlüssig. Bei uns spielte die Kuh die Hauptrolle — sie wurde geschlachtet. Die Offiziere konnten nicht mehr selbst kochen lassen, sie mußten sich ihr Essen von der Feldküche holen lassen. Um Befehle kümmerte man sich nicht mehr; aber es gab ja nur noch einen Befehl: Rückmarsch — und diesen Befehl befolgten alle.

Unterwegs ließ man die Offiziere gewähren, und die Offiziere waren froh, wenn man sie unbehelligt ließ.

So vollzog sich der Stillstand der Maschinerie an der Front in Lothringen. Das Heer war hier keineswegs revolutioniert, aber es war auch keineswegs irgendeines Widerstandes fähig, und der Durchbruchsversuch, den Amerikaner und Franzosen am 12. November unternehmen wollten, hätte diese schwach besetzte, schlecht armierte Front im Nu aufgerissen, die alliierten Heere hätten nach einigen Tagen an der Saar gestanden, Metz umgangen, die Rückzugsstraßen aus Belgien gefährdet, das Elsaß abgeschnitten, den Weg zum Rhein frei gemacht — ein Cannae hätte sich erfüllt, wie es die Weltgeschichte noch nie erlebt hat. Die Niederlage der deutschen Armee wäre dann auch den Dümmsten offenbar geworden, eine Niederlage, die bereits in den ersten Novembertagen entschieden war. Das deutsche Heer hat am Ende des Krieges keinen Kampfwert mehr besessen, es war völlig erschöpft, schlecht ausgerüstet, dezimiert, demoralisiert und keine Waffe mehr in der Hand seiner hoffnungslosen, verzweifelten, hasardierenden Führer.

BERNHARD KELLERMANN

Wurde 1879 in Fürth geboren, schrieb mit 25 Jahren die zarte Liebesgeschichte „Yester und Li", später „Ingeborg", einen von Waldromantik erfüllten Roman, dem die Romane „Der Tor" und „Das Meer" folgten. Einen großen Namen machte er sich mit dem virtuos erzählten Roman „Der Tunnel", der später verfilmt wurde. „Der 9. November", ein Revolutionsroman, kam 1933 auf den Index. Kellermann lebt in Werder bei Berlin. Hier ein Abschnitt aus seinem Roman „DER 9. NOVEMBER", früher bei S. Fischer und kürzlich neu im Aufbau-Verlag, Berlin, erschienen:

Der Krüppel bog in die Linden ein und näherte sich der grauen Limousine, die vor Stifters Diele stand. Er strich neugierig um den Wagen herum. Schwerdtfeger saß im Schatten des Autos auf dem Bürgersteig und nahm wie gewöhnlich sein Mittagessen ein, ein Stück Brot mit etwas Käse, weiter reichte es nicht. Wie alle Soldaten erhielt er zwei Mark dreiunddreißig Pfennige am Tage und zwei Mark Verpflegungsgelder dazu.

Augenblicklich sprang Schwerdtfeger auf und nahm Haltung an. Der Krüppel war Offizier, Schwerdtfeger hatte ihn früher schon einmal gesehen. Ja, wie ein Gymnasiast, mit schneeweißen Haaren, großen, fiebernden Augen und kreidigem Gesicht, das unaufhörlich zuckte.

Der Krüppel schwang sich in Stifters Diele.

Hier, in einer halbdüstern Nische des vornehmen Restaurants, sah er ein erdiges Gesicht mit schwarzen Augenhöhlen und einen Blick, der brannte, ohne etwas zu sehen.

Auch Stifters Diele war fast leer.

„Ist es erlaubt?" fragte der Krüppel.

Das erdige Gesicht mit den schwarzen Augenhöhlen kam in Erschütterung, aufs tiefste erschrocken, die brennenden Augen, die nichts sahen, glitten prüfend über das Gesicht, das ohne Pause zuckte, über das schneeweiße Haar dieses Gymnasiastenkopfes.

„Ich hatte die Ehre —." Das zuckende Gesicht versuchte zu lächeln.

Da sah der General, daß es Hauptmann Wunderlich war.

„Ist es möglich? Es ist so dunkel hier. Bitte Platz zu nehmen — bitte mir die Freude zu machen, mein Gast zu sein, Hauptmann Wunderlich."

Hauptmann Wunderlich lehnte die Krückstöcke an die Wand und zog sich an den Armlehnen des Sessels in die Höhe. Nie hatte der General die Krücken Wunderlichs erblicken können, ohne ihn ganz im geheimen um sie zu beneiden.

„Also in Berlin?"

„Ja. — Ich bin fertig!"

„Fertig?"

Wunderlichs Gesicht zuckte. Der Blick seiner großen Knabenaugen fieberte.

„Die Nerven", sagte er. „Fertig! Leider, aber nicht zu ändern. Zusammengebrochen!" —

Aber, seht an, auch die Hände des Generals zitterten, und es schien, als ob es dem General Schwierigkeiten bereitete, zu sprechen, er stammelte, stotterte, suchte nach Worten. Wo war die wunderbare Ruhe und Sicherheit des Generals hingekommen?

„Also nicht zufrieden mit den Nerven? Auf Urlaub?" Der General füllte mit zitternder Hand Wunderlichs Glas. „Auch hier in Berlin sind wir — überarbeitet, dazu die Hitze. Und an der Front?"

Flüstern.

„Scharen von Fliegern! Kämpfe in drei Etagen — in zwei-, drei- und viertausend Meter Höhe — für eine abgeschossene Maschine zehn neue — Kämpfe auch in der Nacht — —"

„Auch in der Nacht?"

„Und Bombengeschwader — in jeder Stunde der Nacht — keine Ruhe mehr in den Quartieren und Lagern — kein Schlaf

„Hm."

Der Kellner servierte.

Mit verzerrtem Gesicht berichtete Wunderlich. Er murmelte, damit niemand in der Diele ihn hören konnte.

„— allein fünfzigtausend Mann durch die Gefangennahme verloren in drei Tagen, fünfhundert schwere Geschütze —"

„Ich weiß, weiß."

Flüstern

„— die Lazarette ohne Leinen, die armen Kerle in ihren schmutzigen Uniformen — Papierverbände, nackt begraben . . . Pferdefleisch —"

„Pferdefleisch?"

„Erst die Zunge, jeder ein Stück, mit dem Messer — in einer Minute liegt nur noch das Skelett des Pferdes da —"

„Hm."

„— und die Pferde fallen zu Hunderten, Tausenden Ohne jede Kraft —"

„— und Gelbkreuz, Blaukreuz?"

„Keine besonderen feindlichen Verluste. Man findet die Batterien verlassen. Aber dahinter stehen neue."

„Und der — Geist der Truppe?"

„Herrlich — wunderbar, wie immer. Kämpfen bis zur Erschöpfung. Ohne ordentliche Verpflegung, seit Wochen ohne Ablösung . . ."

„Einzelne Divisionen nur noch Stäbe — Feldküchen, Kraftfahrer . . ."

Flüstern. Raunen. Der General setzt den Kneifer auf und blickt argwöhnisch aus der Nische. Überall Lauscher. Wenn der Feind das erführe —!

„Eineinhalb Millionen amerikanischer Truppen "

Plötzlich zieht der General die Uhr und erhebt sich rasch. Seine Hände sind eisig kalt. Er schwankt beim Hinausgehen.

Und die graue Limousine rast durch die glühenden Straßen: Sitzungen, Konferenzen . . .

FRIEDHELM KEMP

1915 in Köln geboren, gehörte zu den Aktivisten der „Freiheit-Aktion Bayern". Er hat zwölf Jahre lang nichts publiziert; vor 1933 erschienen Übersetzungen und eigene Gedichte. Neuerdings hat Friedheim Kemp die Tagebücher von Baudelaire unter dem Titel „Das entblößte Herz" übersetzt. Aus der bei Desch in München erschienenen Sammlung stammt das hier abgedruckte Gedicht „DE PROFUNDIS":

Herr des Schreckens, Herr der Not,
unserm lobvergeßnen Munde
gib auch heut dein täglich Brot,
dieses Graun der letzten Stunde
täglich überm Land!
Herr des Todes, deine Hand
richte gnädig uns zugrunde!

Keine Glocken — Herr, dein Rufen
heult in unser schlafend Herz;
über tausend Höllenstufen
stößt dein Grimm uns niederwärts.
Herr auch der lebendig Toten,
weckend schleudern deine Boten
Blitze, Fackeln, Fels und Erz.

Keiner hört der Tiefe Jammer
hoch im gellenden Gewölk —
Brich doch, Grab, du dumpfe Kammer!
Mauern, brecht! Zerbrich, Gebälk!
Wolle, Herr, ein Ende machen!
Uns die Schönen, uns die Schwachen,
grauen Lächelns, tränenwelk,

uns in Kraft und Herrlichkeit,
uns mit lauten Namen —
senke in den Staub der Zeit
diesen bittren Samen!
Gram und Asche; immer blieb
doch die Liebe, Herr, vergib
allen, die vergeben! Amen.

ALFRED KERR

1867 in Breslau geboren, war vor 1933 Berlins einflußreichster Theaterkritiker. Die Prägnanz seines eigenwilligen Stils, die Sicherheit seines Urteils, die Beherrschung aller Mittel und Möglichkeiten der Satire, der Ironie und eines messerscharfen Intellekts schufen ihm zahllose Bewunderer. Seine gesammelten Theaterkritiken erschienen unter dem Titel: „Die Welt im Drama". Die beiden Bände „Die Welt im Licht", Reise-Impressionen eines lyrischen Temperaments, gehören zum eisernen Bestand der neueren deutschen Literatur. Seine Reisebücher: „New York und London" und „Yankeeland", sein Versband „Caprichios" offenbaren die Souveränität eines weitläufigen Geistes. Kein Wunder, daß die Nazis seine Bücher verbrannten und verbannten. Alfred Kerr lebt seit Jahren in London. Neuere Aufsätze aus seiner Feder erschienen in der „Neuen Zeitung". Im Exil entstanden: „Melodien" und „Diktatur des Hausknechts". Dem schon erwähnten Sammelband von Emigrantenlyrik entnehmen wir das bitter-anklägerische politische Abschiedsgedicht Alfred Kerrs: „DER STAATSZUGEHÖRIGKEIT VERLUSTIG".

I.

In Deutschland nicht — doch im Hitler-Land
Wird mir die Heimat aberkannt.
Da sag ich vor allen Dingen
Nur: „Götz von Berlichingen!"

II.

Ich kann nicht finden, daß ihr mir Pein schafft —
Ich fühle bloß:
Jetzt bin ich eure schofle Gemeinschaft los.
Die Welt ist schöner in jedem Fall
Fern von einem Hyänenstall.

III.

Der Weltlauf hat seine Launen
Die Seele muß immer noch staunen.
Sie weiß, wer heut in Deutschland prangt
Und wess' er sich erkühnte:
Ein Hausknecht ist zur Macht gelangt,
Der wildgewordene Bediente.
Er bricht (nach Trug und feigem Mord)
Nicht „Tafeln" — nur das Ehrenwort.

IV.

An seiner Seite geht ein Gauch,
Noch rußgeschwärzt vom Reichstagsrauch,
Der Blutsadist mit dem deutschen Bauch.
Was ist ein Kerl, der schamentblößt,
Tückisch zugleich und plump
Schuldlose vor den Richtblock stößt?
Ein Lump!

V.

In dieser Edlen Mitte
Erscheint der . . . nordische Dritte:
Der krumme Krümel kärglich kurz,
Der Wotansfurz.
Spuckt Phrasen ganze Eimer,
Ein unentwegter Schleimer.

VI.

Die haben die Stirn, nach frechen Verbrechen
Andern das Deutschtum abzusprechen.
Sie gaben Mördern den Fingerzeig,
Förderten Greuel und leugneten feig.
Sie graben der deutschen Ehre das Grab.
Drum sprech ich ihnen das Deutschtum ab.

VII.

Deutschland! Kein winselndes Abschiedsweh!
Liebe dich doch wie eh und je.
Bin aus dir (nicht von dir) verbannt,
Wende den Fuß nun anderwärts,
Bist du dereinst nicht Hitler-Land,
Drück ich dich wieder ans hoffende Herz.

VIII.

Jetzo, bis euch die Ohren klingen,
Nochmals: Götz von Berlichingen!

ERICH KÄSTNER

Schrieb als Erfinder einer Gebrauchslyrik, die oft kopiert und nie erreicht wurde, vor 1933 erfolgreiche satirisch-polemische Versbände (u. a. „Herz auf Taille" und „Lärm im Spiegel"); sie trugen ihm den Haß der Nazis ein, die seine Bücher verbrannten. Er ist der Dichter des jetzt wieder in Berlin aufgeführten Kinderstücks „Emil und die Detektive", des Romans „Fabian", und Herausgeber des Tucholsky-Bandes „Gruß nach vorn". Er hat uns inzwischen eine Auswahl aus früheren Versbänden: „Bei Durchsicht meiner Bücher" beschert. Kästner wirkt als Redakteur der „Neuen Zeitung" und viel umjubelter Textdichter des Münchener Kabaretts „Die Schaubude". Das Gedicht: „AUF DEN SCHLACHTFELDERN VON VERDUN" wurde im Jahre 1931 geschrieben; es ist so aktuell wie einst:

Auf den Schlachtfeldern von Verdun
Finden die Toten keine Ruhe.
Täglich dringen dort aus der Erde
Helme und Schädel, Schenkel und Schuhe.

Über die Schlachtfelder von Verdun
Laufen mit Schaufeln bewaffnete Christen,
Kehren Rippen und Köpfe zusammen
Und verfrachten die Helden in Kisten.

Oben am Denkmal von Douaumont
Liegen zwölftausend Tote im Berge.
Und in den Kisten warten achttausend
Männer vergeblich auf passende Särge.

Und die Bauern packt das Grauen.
Gegen die Toten ist nichts zu erreichen.
Auf den gestern gesäuberten Feldern
Liegen morgen zehn neue Leichen.

Diese Gegend ist kein Garten,
Und erst recht kein Garten Eden.
Auf den Schlachtfeldern von Verdun
Stehn die Toten auf und reden.

Zwischen Ähren und gelben Blumen,
Zwischen Unterholz und Farnen
Wachsen Arme aus dem Boden,
Um die Lebenden zu warnen.

Auf den Schlachtfeldern von Verdun
Hinterließ der Krieg ein Vermächtnis.
Täglich sagt der Chor der Toten:
Habt ein besseres Gedächtnis!

HARRY GRAF KESSLER

Verfasser wertvoller Essays und nachdenklicher Weltbetrachtungen u. a. „Notizen über Mexiko", „Gesichter und Zeiten" sowie einer eindrucksvollen Biographie über Walther Rathenau), ist vor einigen Jahren im Exil gestorben. Aus den ERINNERUNGEN dieses weltkundigen Mannes bringen wir einen Abschnitt über den französischen Bildhauer Maillol, vor 1933 im S. Fischer-Almanach erschienen:

Rodin steht in seinem gewaltigen, lichtdurchströmten Ateliersaal in Meudon, der von dem riesigen, weißen Balzac beherrscht wird, und zieht aus einem der großen Schränke, in denen er seine Skizzen aufbewahrt, eine kleine Tonfigur, die er zwischen gierigen Fingerspitzen liebkost: „Kennen Sie den, der das gemacht hat? Er ist unser stärkster Bildhauer." So lernte ich Maillol kennen; etwa 1904 oder 1905. Bald darauf begann Maillol seine großen Stein- und Bronzefiguren, die auf den Ausstellungen des Salon d'Automne seinen Ruf begründeten und ihn zu einem Rivalen von Rodin in der Wertschätzung der Pariser Kunstkenner machten. Rodin und Maillol, zwei Antipoden, die mit Achtung voneinander sprachen, aber weit getrennte Wege gingen: Rodin, der Fortsetzer der französischen späten Gotik und des „Dix-huitième", der Meister des Details, der realistischen Beobachtung, der zart oder stürmisch bewegten Oberfläche, der dramatischen Silhouette; Maillol, der Grieche, der Meister der Masse, der runden Fülle körperlichen Blühens, das ans Licht strebt, bei dem das Detail aber nur so viel Wert hat wie beim Obstbaum der weiße Blütenschleier, der seine Struktur und den mächtigen Drang seines Saftes einen Augenblick verklärt. Rodin, in genialer Hast Skizzen über Skizzen hinausschleudernd wie ein Improvisator, Maillol, langsam mit Überlegung und Berechnung schaffend wie ein Architekt. Dort Hunderte von Werken und Skizzen, genialen Anläufen, unerhörten Fragmenten, ein brodelnder Kessel unaufhaltsam in Fluß und Wandlung begriffener Formen; hier verhältnismäßig wenige, jahrelang durchdachte Werke, die, je länger der Künstler an ihnen arbeitet, im einzelnen immer einfacher, im ganzen immer komplizierter werden. Vor einer antiken Venus im Louvre, die an der afrikanischen Küste jahrhundertelang vom Meer bespült und von den Wellen wie von den Händen eines großen Künstlers geglättet und vereinfacht worden ist, aber um so gewaltiger heute in unverwüstlicher Schönheit dasteht, sagte mir Maillol einmal: „Sehen Sie, diese Figur ist meine Lehr-

meisterin gewesen. Von einem Rodin, der das durchgemacht hätte, wäre nichts geblieben. Diese Figur hat mich gelehrt, was Plastik ist. Eine Statue muß schön sein, auch wenn ihre Oberfläche zerstört und kieselglatt geschliffen ist." Dann bleibt nämlich das Wesentliche ihrer Schönheit, wenn sie wirklich plastisch erfunden ist, das Wunder einer beglückenden Harmonie ihrer Massen.

KLABUND

Geboren 1890 in Crossen an der Oder, von Alfred Kerr entdeckt und gefördert, schrieb Lyrik von einem ganz neuen Klang sowie Bänkellieder („Harfenjule"), übersetzte Litaipe, errang mit „XYZ" und dem „Kreidekreis", einem Spiel nach dem Chinesischen, einen nachhaltigen Bühnenerfolg und starb, lungenkrank, in Davos 1928. Seine Romane „Mohammed", „Moreau" und „Pjotr" werden, wie seine Dichtungen, wiedererstehen, nachdem seine Bücher seinerzeit der Nazi-Feme verfielen. — Von seinen zahlreichen Nachdichtungen chinesischer Lyrik, die seinerzeit im Insel-Verlag erschienen sind, stehe hier das Gedicht: „KLAGE DER GARDE":

General!
Wir sind des Kaisers Leiter und Sprossen!
Wir sind wie Wasser im Fluß verflossen . .
Nutzlos hast du unser rotes Blut vergossen
General!

General!
Wir sind des Kaisers Adler und Eulen!
Unsre Kinder hungern . . . Unsre Weiber heulen
Unsre Knochen in fremder Erde fäulen . . .
General!

General!
Deine Augen sprühen Furcht und Hohn!
Unsre Mütter im Fron haben kargen Lohn
Welche Mutter hat noch einen Sohn?
General!

HERMANN KESTEN

Geboren 1900, wurde schnell weithin bekannt durch seine in der Zeit vor 1933 geschriebenen, in verschiedene Sprachen übersetzten Romane „Josef sucht die Freiheit", „Ein ausschweifender Mensch" und „Der Scharlatan". Kesten, ein gesellschaftskritischer und politischer Dichter, emigrierte nach Frankreich, lebt jetzt in den USA und schrieb im Exil weitere Romane, darunter einen aus dem spanischen Bürgerkrieg: „Die Kinder von Guernica". Andere im Exil entstandene Bücher: „Ferdinand und Isabella", „König Philipp der Zweite", „Die Zwillinge von Nürnberg". Außerdem schrieb Kesten Novellen und Dramen und ist der Herausgeber zahlreicher Anthologien. Seine Bücher erschienen in 25 Sprachen. Sieben Jahre hindurch war Kesten literarischer Leiter des Verlages Allert de Lange in Amsterdam. — Aus einem Essay über ALFRED DÖBLIN, den Hermann Kesten im Jahre 1938 in der Emigrationszeitschrift „Das Neue Tagebuch" veröffentlicht hat:

Döblin, der Stettiner Jude, der Berliner Arzt, der kosmopolitische Großstadtdichter, der für die vornazistischen Literaten das reizende Wort „von den Dichtern vom allzuplatten Lande" fand, der Freud-Schüler und Shaw-Erbe, der erste aus der internationalen Modernistengruppe Döblin-Joyce-Dos Passos,

der durch den Expressionismus ging, vom Taoismus Einflüsse erfuhr, vom Futurismus Anregung empfing, der Exilierte, der Franzose ward, der verbannte Europäer (aber wir Exilierten und Verbannten sind die Vorläufer der künftigen echten entnationalisierten Europäer!). Döblin, dessen Romandichtungen in China und Peru, im Himmel über Babylon wie in Berlin und im amerikanischen Urwald, in Zürich, Krakau und Paris schweigend leben, Alfred Döblin ist eine eminent deutsche Figur. Von allen früheren Poeten ist er am nächsten Jean Paul, in dessen Werk gleichfalls deutsche Provinz und Weltphantasie die poetische Hochzeit feiern.

Ein deutscher Dichter! Ein deutsch-barockes Werk! Und was für deutsches Dichterleben! Denn wo gab es einen deutschen Dichter von Rang, der nicht einmal mit diesem ungeduldigen, launisch gewaltigen, ideentollen Volk in grundsätzlichen Konflikt geriet? Was für eine klassische Ironie, daß dieser vertriebene Jude in Berlin zu Hause war, wie kaum einer von zurückgebliebenen Millionen Berlinern, daß sein Werk so deutsch-eigentümlich ist, ein solch stolzes Zeugnis deutscher Sprache und deutscher Dichtung, wie es kaum einer der in vielfachem Sinn zurückgebliebenen zensurdeutschen Dichter liefern kann!

Ganze geistige Provinzen Deutschlands erscheinen wie Kapitel aus Döblins Romanen. Denn das ist der Vorteil der Kunst: Nicht nur ist sie ein Spiegel der Welt, sondern auch der schönste, humanste Teil unserer Menschenwelt, wirklicher als die sogenannte „wirkliche Welt". Denn machen wir endlich ein Ende mit dieser fatalen Fiktion vom speziellen Konflikt von Kunst und Leben. Das bei aller Wildheit edle neunzehnte Jahrhundert, der Tummelplatz solcher zivilisierter und kleinbürgerlicher Fiktionen, gebar auch diese.

Kunst ist Leben, wo es am intensivsten, wo es seiner selbst gewahr wird. (Und Vorsicht vor jener Albernheit, als wäre „Leben" wahrer als „Kunst", als wäre roher Lebensstoff interessanter als geformter!)

Was wollte Döblin? Was will er heute? Er hatte viele Tendenzen, und ist ohne Tendenz. Als Sohn des neunzehnten Jahrhunderts ein Dualist, die Menschheit in Primitive und Promethiden, in Betrachtende und Tätige, in Propheten und Techniker teilend, widerstrebt er der modischen Einfalt unserer neuesten Diktatur-Unitarier, und strebt doch über den Dualismus hinaus.

Er begann vor dem Krieg mit mittelmäßigen Novellen, ward durch die „Drei Sprünge des Wang-Lun" bekannt, gleichzeitig mit der Sturzwoge des Expressionismus, ging in die preußische Dichter-Akademie, machte als „Linke Poot" Kulturkritik, kämpfte für die Weimarer Republik, erneuerte den exotischen Roman in „Wang-Lun", den historischen Roman in „Wallenstein", den utopischen Roman in „Berge, Meere, Giganten", den pittoresken Roman in „Berlin-Alexanderplatz", mit dem er Weltruhm gewann, ging ins Exil, zuerst in die Schweiz, wo er als Revolutionär verschrien war, wohl weil er wie vor ihm Lenin, in der Züricher Zentralbibliothek Exzerpte machte, dann ging er nach Paris und ward Franzose.

Im Exil schrieb er den komischen Roman „Die Babylonische Wandrung", seinen surrealen Roman „Pardon wird nicht gegeben", in dem er einem neuen Klassizismus zustrebte, und den großen Roman in zwei Bänden „Die Fahrt ins Land ohne Tod", einen mythischen Roman, der — nicht zu vergessen! neben dem großen mythischen Romanwerk von Thomas Mann, den Josefromanen — zu den bedeutendsten Zivilisationsromanen gehört, und sowohl als Primitivenroman als auch durch den höchst neuartigen und für die Entwicklung des deutschen Romanstils bedeutsamen novellistischen Teil im zweiten Band außerordentlich bleibt.

IRMGARD KEUN

Wurde vor 1933 bekannt durch verschiedene, mit frischem Temperament geschriebene Romane (u. a. „Gilgi, eine von uns", „Das kunstseidene Mädchen"). Die Autorin emigrierte 1935 und ist vor einiger Zeit aus dem Exil nach Deutschland zurückgekehrt. Im Exil schrieb sie u. a. „Bilder und Gedichte aus der Emigration" und den Roman „D-Zug 3. Klasse" (Epoche-Verlag, Köln) sowie den Band: „DAS MÄDCHEN, MIT DEM DIE KINDER NICHT VERKEHREN DURFTEN" (im Verlag Allert de Lange, Amsterdam); ihm entnehmen wir diesen Abschnitt:

Wir versprachen, auf jeden Fall gesitteter zu werden, und ließen Professor Lachs erzieherisch auf uns einwirken.

Er haut nämlich fast nie und wirkt erzieherisch auf Kinder ein, indem er ihnen aus der Zeitung vorliest — und das ist bestimmt auch viel besser und erzieherischer für ein Kind.

Professor Lachs las vor aus der Verbrecherchronik, und daß die gesamte Polizei hinter einem Fassadenkletterer her ist, bald werden sie ihn haben. Dieser Fassadenkletterer war von jeher ungezügelt und wurde dann zu einem Schädling und Verbrecher. Er spielt mit seinem Leben und schwingt sich über Dächer, und kein Haus ist ihm zu hoch, keine Wand zu glatt und zu steil. Professor Lachs hatte gelesen mit einer Stimme wie ein ernstes mahnendes Gewitter und sah uns an. Alle sahen uns an und nickten mit dem Kopf. Wir nickten auch, und da seufzten sie alle und tranken Bowle.

Wir haben ein einsames Haus am Stadtwald entdeckt — Hänschen Lachs, Ottchen Weber und ich. Da spielen wir jetzt jeden Tag Fassadenkletterer —, es ist herrlich, wir hatten lange nicht mehr so ein schönes Spiel. Neulich sind Ottchen Weber und ich die Dachrinne hochgeklettert und schon fast bis zur dritten Etage gekommen, und Hänschen Lachs ist gestern aus dem Fenster vom Hochpartérre gefallen, dabei ist dummerweise seine Hose kaputt gegangen.

EGON ERWIN KISCH

1885 geboren, Prager wie Max Brod und Franz Kafka, veröffentlichte vor 1933 eine Reihe von aufsehenerregenden Reportagen, die ihm nach dem Titel eines seiner Bücher den Beinamen des „Rasenden Reporters" eintrugen. 1936 erschienen seine Reiseeindrücke über Rußland, Erlebnisberichte aus dem spanischen Bürgerkrieg: „Soldaten am Meeresstrand" und „Die drei Kühe". Später ging Kisch nach Frankreich, wurde ausgewiesen und kam nach Mexiko, wo er im Jahre 1946, geehrt durch eine Festnummer der Zeitschrift „Freies Deutschland", seinen 60. Geburtstag feierte. In Mexiko entstanden seine neuen Bücher: „Entdeckungen in Mexiko", „Marktplatz der Sensationen", „Abenteuer in fünf Kontinenten" und „Geschichten aus sieben Ghettos". Kisch schrieb seine Reportagen nicht aus Sensationslüsternheit; er dient, im Geist einer freien menschlichen Gesinnung, der Zeit und der Zukunft. Er lebt jetzt wieder in Prag. — Hier eine „KURZREPORTAGE":

Das Haus 558 De Koven Street steht auf lokalgeschichtlichem Boden. Am 18. Oktober 1871, eines Sonntags um neun Uhr abends, ging die damalige Besitzerin des Hauses, Mrs. O'Leary, in den Stall, da eine bei ihren Untermietern versammelte Geburtstagsgesellschaft Milch brauchte. Die Kuh, wohl wütend darüber, noch zu nachtschlafender Zeit ausgenützt zu werden, versetzte der neben sie hingestellten Petroleumlampe einen Fußtritt, und im Nu brannte der ganze Stall. Schreiend rannte Mrs. O'Leary auf die Straße, bevor jedoch Hilfe kam, hatte der Wind die Flammen auf die Dachstühle

der Nachbarhäuser getrieben und von dort auf deren Nachbarhäuser und so fort und so fort, bis ganz Chikago in hellem Feuer stand. Erst am Dienstag hielt der umhertollende Wind erhitzt inne. Siebzehntausend Häuser, hölzerne und granitene, waren niedergebrannt oder eingestürzt, hundertneunzig Millionen Dollar meldete man als Schadenersatz bei den Versicherungsgesellschaften an, die sich daraufhin eilends in Konkurs begaben; 98 000 Personen waren obdachlos, über zweihundert in den Flammen umgekommen, etwa tausend verwundet. Die große behördliche Untersuchung stellte die Schuld der der Frau O'Leary gehörigen Kuh zweifelsfrei fest. Daraufhin wurde das Halten von Vieh innerhalb des Weichbildes von Chikago verboten.

ERICH KNAUF

1895 in Meerane geboren, 1915 bis 1918 Weltkriegsteilnehmer, nach dem Krieg Mitarbeiter an verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften, kam 1928 als Lektor zur Büchergilde Gutenberg, arbeitete später wieder bei der Presse, bis er auf Grund eines Artikels verhaftet und für kurze Zeit ins KZ Oranienburg gebracht wurde. Aus der Reichspressekammer ausgeschlossen, war Knauf nach seiner Entlassung als Verfasser von Liedertexten beim Film tätig. Eine besonders niederträchtige Denunziation durch einen Offizier war der Anlaß, ihn zusammen mit seinem Freund, dem Zeichner E. O. Plauen, erneut zu verhaften. Er wurde zum Tode verurteilt und am 2. Mai 1944 hingerichtet. Neben zahlreichen Gedichten ragen aus seinem Schaffen besonders eine Daumier-Biographie sowie eine Zusammenstellung von Künstlerprofilen „EMPÖRUNG UND GESTALTUNG" hervor, aus der wir einige das Wesen der Künstlerin Käthe Kollwitz eindringlich erfassende Sätze wiedergeben:

Bedeutende Künstler hatten vor ihr revolutionäre Szenen gemalt und gezeichnet, hatten leidenschaftdurchflammte Barrikadenkämpfer und Märtyrer dargestellt. Käthe Kollwitz schaffte etwas ganz Neues. Sie sprach das Wort Revolution aus und weinte dabei. Sie weinte über die Notwendigkeiten der Gewalt und des Menschenopfers. Sie vergoß Tränen, wie sie später Toller und Romain Rolland weinten. Diese als unweiblich und grobknochig verschriene Frau hat das gütigste Herz von der Welt. Da sie aus Mitleid revolutionär werden muß, greift sie zur verzehrenden Flamme, aber sie ist noch im Ansturm von Mitleid erfüllt. Radierung und Lithographie gaben nicht mehr die Mittel her, diesen Sturm der Gefühle umzusetzen. Die Hand wollte tief in den Schmerz bohren, Narben spüren, breite Flächen schwarzer Trauer umfassen. Käthe Kollwitz kam zum Holzschnitt, zur strengsten der graphischen Künste, und jetzt hatte sie es, das Ungeheure. Die Wucht ihres Schmerzes warf sich auf diese scharfkantige Schwarz-Weiß-Kunst, deren Wesen es ist, nur dem stärksten Willen und dem entschiedensten Formgefühl gehorsam zu sein. Käthe Kollwitz zerfetzte die Holzplatte mit fieberhaft erregten Schnitten, oder sie setzte die Kontraste hart neben hart wie fürchterliche Tatsachen und drohende Rufzeichen.

Die Furie Gegenwart forderte ihre immer knapper und eindeutiger werdende Kunst heraus. Auf den kurzen Aufschrei der Niedergerittenen, auf den Anlauf zur Revolution antworteten neue Attacken und Blutgemetzel. Hunger und Schmach würgten die Kehlen. Käthe Kollwitz bekannte sich wie die Mutter im stärksten Roman Gorkis zu den Attackierten: von dem geliebten Leichnam des geopferten Kindes erhebt sie ihr Eröffnerantlitz, das von Schmerz und Güte durchleuchtete, und steht auf gegen den Krieg und alle Gewalt.

Mütter, vom Schrei der Kinder nach Brot krummgezogen — Mütter, an der Bahre des Erschlagenen, zu Mumien des höllisch brennenden Schmerzes versteinert — Mütter, die mit einer zitternden Laterne über das Schlachtfeld der Zeit gehen, ihr ermordetes Kind zu suchen — Mütter ohne Zahl, ein ungeheurer Anmarsch, gewaltig in seiner Trauer, ein Aufstand, wie noch keiner zuvor war: die Mütter kommen! Anbruch einer neuen Welt, deren Inhalt die Mütterlichkeit sein wird.

KURT KLÄBER

1897 in Jena geboren, Schlosser bei Zeiß, später Bergmann im Ruhrgebiet, Redakteur an Arbeiterzeitungen, Leiter der Bochumer Arbeiterhochschule. Bis 1933 als Journalist, freier Schriftsteller und Verleger tätig. Seit 1933 abwechselnd in Frankreich und der Schweiz. Gedichte: „Neue Saat", Novellen: „Revolutionäre", „Barrikaden an der Ruhr". Roman: „Passagiere der dritten Klasse". Im Exil entstanden: „Die Toten in Potjanie" und „Johann Gottlob Leberecht auf der Suche nach Land". Der hier folgende Abschnitt stammt aus der vor 1933 geschriebenen eindringlichen Novelle: „DIE GESCHICHTE VON DER ANDEREN JOHANNE":

Dann kam sie aber, die Johanne. Sie war klein, beweglich, eine Frau zwischen 23 und 24. Dünnarmig, kurzhaarig, blauweiße Backen, ein spitzer, dünnlippiger Mund und die Augen. Sie waren so hell, wie sie scharf waren, sie waren so gut, wie sie giften konnten. Augen von einem Stier und einer Mutter waren es. Augen, wie sie eine Johanna haben muß.

Sie sprach noch weniger als der graue Mann. Aber schärfer und überzeugender. Jedes Wort war wie ein Pfeil, war schon scharf und spitz, als es noch in ihren dünnen Lippen hockte, wurde gefährlicher im Anfliegen, und wo es saß, wo es hineinfuhr, saß es wie ein stechender Schmerz, saß es wie ein bohrender Trieb. Ihre Worte überzeugten! Sie setzten in Brand! Alles jubelte der kleinen Frau zu.

Was sie sprach. Ja, gegen die beiden. Erst gegen die Revolution und dann gegen den Geist. „Es gibt eine Mitte!" sagte sie. „Etwas, was wir nicht erst schüren müssen, und etwas, was wie der Geist erst wachsen muß. Sich einfach vor diesen Krieg hinstellen. Vor seine Generäle, vor seine Kanonen, vor seine Soldaten, vor seine Schiffe, nicht mit Waffen, einfach mit uns selber, so wie wir sind, so wie wir aussehen. Überall, an den Kasernen, in den Straßen, auf dem Bahnhof. Nicht abwürgen, nicht totreden, ersticken müssen wir den Krieg. Und nicht erst nach Monaten, schon heute nacht, morgen, jeden Tag, wie ein Brei müssen wir uns in seine Räder werfen!".

WALTER KOLBENHOFF

Erst nach vielen Jahren ruheloser Fahrten durch Europa, Nordafrika und Kleinasien, nach wechselnden Tätigkeiten als Gelegenheitsarbeiter und Straßensänger wurde der 1908 in Berlin Geborene seßhaft und avancierte zum Schriftsteller. Aber nicht für immer, denn schon 1933 ging er wieder außer Landes. Er emigrierte nach Dänemark. Dort erschienen sein erster Roman „Untermenschen" und einige Gedichtbände. Aus dem im „Horizont" vorabgedruckten Roman Kolbenhoffs „AUS UNSEREM FLEISCH UND BLUT" geben wir einen kurzen Abschnitt wieder:

Draußen, auf einer zersplitterten Holztür, die der Luftdruck aus den Angeln gehoben und in das Gerümpel geschleudert hatte, saß ein Hund und starrte winselnd in das Gemäuer. Sein Schatten ging über die zersplitterte Tür hinaus und zerbrach in den Steinen. Die Beschläge an seinem Halsband glänzten matt. Sein Winseln war leise und durchdringend, es kroch über die Steine, quetschte sich in Spalten und Fugen, drang in Krater und Keller und

ertrank erst in fernen dunklen Schatten. Die Ohren des Hundes hingen herunter, er hatte den Schwanz zwischen die Beine geklemmt, seine spitze Schnauze lag auf dem Holze, seine Augen waren groß und traurig. Dicht neben ihm lag ein toter Star. Der Hund hatte lange gehungert, aber er fraß den Star nicht. Er sah, ohne den Kopf zu bewegen, in das Gemäuer vor sich und winselte.

ARTHUR KOESTLER

Der 1905 in Budapest Geborene wurde in den zwanziger Jahren ein erfolgreicher deutscher Journalist. Er nahm an der ersten Arktis-Expedition des „Graf Zeppelin" teil; 1931 trat er der Kommunistischen Partei bei. 1933 emigrierte er nach Paris. Während des spanischen Bürgerkrieges war Koestler der Korrespondent der Londoner „News Chronicle"; er wurde in Malaga von Francos Truppen verhaftet und zum Tode verurteilt, weil er in der englischen Presse die deutsch-italienische Beteiligung auf Francos Seite aufgedeckt hatte. Durch englische Vermittlung wurde er befreit und veröffentlichte sein berühmtes Tagebuch unter dem Titel „Spanisches Testament". Nach seiner Rückkehr aus Spanien trennte er sich von der Kommunistischen Partei, und in seinem 1940 erschienenen Roman „Darkness at noon" gibt er eine Interpretation der Moskauer Prozesse, die seine Gegnerschaft zu Sowjetrußland formuliert. Aus Frankreich entkommen, trat er in die englische Armee ein. Seine in den Jahren 1943 bis 1945 erschienenen und weitverbreiteten Bücher „Scum of the earth", „Arrival and Departure", „Der Yogi und der Kommissar" sind weitere Beiträge zu der Auseinandersetzung zwischen West und Ost. Koestler hat mit kritischen Vorbehalten für den Westen optiert. Aus seinem 1943 in Santiago erschienenen Aufsatz „DIE GEMEINSCHAFT DER PESSIMISTEN":

Wer im Grunde seines Wesens Optimist ist, wird Tatsachen ins Auge sehen können; in seinen kurzfristigen Voraussetzungen wird er pessimistisch sein; nur eingefleischte Pessimisten bedürfen des Anreizes durch Halb-Wahrheiten. Das Interregnum der nächsten Jahrzehnte wird eine Zeit der Not und Bedrängnis sein, eine Zeit des Zähneklapperns, wir werden im Innern der weltgeschichtlichen Woge zu leben haben. Heißt das, auf dem Boden liegend und schicksalsergeben abwarten, bis die Zeit reif ist? Ich glaube an das Gegenteil. Was wir nötig haben, ist eine handelnde Gemeinschaft von Pessimisten (kurzfristige!). Diese Pessimisten werden nicht das Messer des Chirurgen über dem kranken Körper der Gesellschaft schwingen, denn sie wissen, daß ihre Instrumente unsauber geworden sind. Sie werden mit offenen Augen und ohne die Scheuklappen von Sektierern Ausschau halten nach den ersten Anzeichen der neuen Gesittung. An ihrer Entfaltung werden sie mithelfen; sobald sie leben, werden sie nicht verzweifeln. Sie erwarten nicht, daß das Neue notwendigerweise von dieser oder jener Gruppe der Arbeitenden kommt, aber sie erwarten das Neue mit Gewißheit aus den Reihen der Armen, erwarten es von jenen, die am meisten gelitten haben.

ANNETTE KOLB

Geboren 1875 in Badenweiler, deutschfranzösischer Herkunft, Verfasserin sehr distinguierter Romane aus der Gesellschaft („Das Exemplar", „Daphne Herbst" usw.) sowie der Essays: „Wege und Umwege" und der „Briefe einer Deutschfranzösin", verließ 1933 Deutschland, floh 1940 vor den Deutschen aus Paris in die Schweiz, später nach New York. Sie schrieb im Exil: „Salzburger Festspiele", „Glückliche Reise" und einen Schubert-Roman. Ihre jüngste Erzählung: „König Ludwig II. und Richard Wagner" ist in Paris, wohin sie zurückgekehrt ist, veröffentlicht worden. — Aus den „BRIEFEN EINER DEUTSCHFRANZÖSIN" hier eine Probe:

Doch vom Tag an, wo das Sengen und Brennen und Schießen und Erstechen und Niederstoßen und Erwürgen und Bombenwerfen und Minen-

legen anging, von dem Tag an, siehst du, bin ich eine Ausgestoßene; von einer solchen Welt bin ich geschieden, wie ein Idiot.

Denn ich verstehe ja nicht. Wie ein Idiot erschrecke ich vor den Menschen und fürchte mich seitdem. Sonst so städtisch, treibt es mich seitdem in schlafende Dörfer, in unbegangene Wälder hinein, als gebe es noch eine Flucht, und als sei die Tatsache dieses Krieges nicht längst ins Weglose eingetragen und brütete nicht über das verlassenste Moor. Selbst die reinen Linien der Berge sind von ihm durchfurcht, von grauenvollem Wissen ist der Mond umhaucht; keine Alm steht mehr in ihrer Unschuld da. Was ihn erst unglaubhaft erscheinen ließ, das gemahnt jetzt alles an ihn. Auf keinen Tisch, keine Türklinke können wir die Hand unvoreingenommen legen, wie eine bittere Hefe ist er in unser Brot gebacken, und selbst im Traume nagt das dumpfe Wissen um ihn. Wie leicht dünkt mir dagegen dein Schlaf! Und du selbst wie bevorzugt, wie unaussprechlich vornehm, daß du diesen Zusammenbruch, Europas unsterbliche Blamage, nicht mehr erlebtest.

KARL KRAUS

1874 in Gitschin geboren, gab seit 1899 die „Fackel" heraus. Hervorragender Publizist und Polemiker, Epigrammdichter; der Verfasser satirischer Aphorismen und des Dramas „Die letzten Tage der Menschheit". Seine Polemiken vereint der Sammelband „Die chinesische Mauer". Er starb 1936 in Wien. Hier einige seiner „GEDANKEN", bemerkenswert durch ihre aphoristische Zuspitzung und ihren Witz:

Wenn ich sicher wüßte, daß ich mit gewissen Leuten die Unsterblichkeit zu teilen haben werde, so möchte ich eine separierte Vergessenheit vorziehen.

*

Die Deutschen sitzen an der Tafel einer Kultur, in deren Hause Prahlhans Küchenmeister ist.

*

Und wenn wir Deutschen Gott und sonst nichts in der Welt fürchten, so respektieren wir selbst ihn nicht um seiner Persönlichkeit willen, sondern wegen des Geräusches seiner Donner.

*

Ich habe mich viel und eingehend mit der Menschenwürde beschäftigt, habe in meinem Laboratorium die verschiedensten Untersuchungen darüber angestellt und muß bekennen, daß die Versuche in den meisten Fällen schon wegen der Schwierigkeit der Beschaffung des Materials kläglich verlaufen sind. Die Menschenwürde hat die Eigentümlichkeit, immer dort zu fehlen, wo man sie vermutet, und immer dort zu scheinen, wo sie nicht ist. Die Fähigkeit gewisser Tiere, die Gestalt lebloser Körper oder Pflanzen anzunehmen, die man Mimikry nennt, und durch die die Natur sie in den Stand gesetzt hat, ihre Verfolger zum Narren zu halten, tritt beim Menschen als die sogenannte Würde in Erscheinung. Der Mensch zieht ein Kleid an und stellt sich in Positur.

*

Ich glaube, daß die Politik entweder daran krankt, daß die Ideen aus kleinen Köpfen in kleinere Herzen, oder daß sie aus kleinen Herzen in kleinere Köpfe übergehen.

*

Alle besseren Dummheiten geschehen am Vormittag; der Mensch sollte erst erwachen, wenn die Amtsstunden zu Ende sind.

*

Man kann sicher sein, daß einer, der Henkelohren hat, nie auf den Vorwurf hören wird, sein Gesicht gleiche dem Nachttopf des Königs Attila, sondern im Glauben lebt, es gleiche dem Bildnis des Dorian Gray. Keine Spur von reuiger Ergebung in die Einsicht, verpfuscht zu sein! Vielmehr läßt die Zuversicht, die aus solchen Zügen spricht, darauf schließen, der glückliche Besitzer halte sein Gesicht für die endgültige unter den zahllosen möglichen Formen, ja für eine solche, die bei künftigen Schöpfungsakten als die allein maßgebende und modemachende in Betracht kommen wird. Die Schönheit ist viel zu ehrgeizig, um sich für vollkommen zu halten; aber nichts geht über den Stolz der angeborenen Häßlichkeit.

*

Der Fortschritt feiert Pyrrhussiege über die Natur. Der Fortschritt macht Portemonnaies aus Menschenhaut. Als der Mensch mit der Postkutsche reiste, kam die Welt besser fort, als da der Kommis durch die Luft fliegt. Was nützt das Tempo, wenn unterwegs das Gehirn ausgeronnen ist?

WERNER KRAFT

1896 in Hannover geboren, war dort Bibliothekar, emigrierte 1933 zunächst nach Schweden, später nach Paris und lebt seit 1940 in Palästina. Er schrieb u. a. Abhandlungen über Hofmannsthal, Rudolf Borchardt, Rilke, über deutsche Lyrik des 18. Jahrhunderts, über Franz Kafka und Karl Kraus; seine ausgewählten Gedichte „Worte aus der Leere" erschienen 1937 in Jerusalem. Der „Fähre" entnehmen wir das Gedicht auf den TOD VON KARL KRAUS als eine kleine Probe:

Nicht vorgesehn in deinem Arbeitsplan
Ist dennoch er gekommen, weh, der Tod,
Nun öffnet meinem Fuß die leere Bahn
Der leere Raum der leeren Zeit: die Not.

Nun ist es endlich und für immer Nacht.
Dahin mein Tag mit deines Geistes Tau!
Wie hab zu stillem Troste ich gedacht,
Wo alles wankt, an deines Satzes Bau,

In dem du lebtest, an der Sprache Wand...
Dich suchte Nacht für Nacht das Gute heim.
Der Segen floß in deine reine Hand.
Bricht sie zusammen, birst der Schöpfung Reim.

Was ist geschehen? Der Lebend'ge ging.
In seinem Atem Gottes war ein Rest.
Die Asche, die von dir die Glut empfing
Des Geistes, nun den Guten hinterläßt.

Das Böse und die Schwäche, ihm zu stehn.
Wer aber hielte der Versuchung stand?
Verlassen, will ich zu mir übergehn
Ohne den Segen, ohne deine Hand.

Und schlägt nicht dir im Übergang mein Herz?
Aus weiter Ferne zieht nicht nach dein Wort.
Will ich es fassen, ist es fort.
Du schweigst. Ich spreche. Beinern. Welch ein Schmerz!

THEODOR KRAMER

Ein Dichter bildhafter Lyrik von unverkennbar eigenem Tonfall und von Balladen, die weitab vom Konventionellen liegen („Die Gaunerzinke"; „Wir lagen in Wolhynien im Morast"). Nach der Besetzung Österreichs durch die Nazis emigrierte Kramer nach England. Er schrieb zahlreiche Gedichte, von denen die besten unter dem Titel: „Verbannt aus Österreich" erschienen. — Hier eine Probe seiner vor 1933 geschriebenen GEDICHTE; wir haben sie der vor 1933 erschienenen Zeitschrift „Der Querschnitt" entnommen, die von H. von Wedderkop herausgegeben wurde:

Nun schrieb ich dir, daß sich der Stich
verzog und auch das Fieber sank;
von allen Leuten hier bin ich
am wenigsten verstört und krank.
Es riecht ein wenig nach Spital,
Nach Fliesen und nach kahler Wand;
der Bleistift, der auf dem Regal
sich fand, liegt schwer mir in der Hand.

Schon oft lag ich im Krankenhaus
und schrieb, wie ich es heute tu,
auf einem Blockpostblatt mich aus,
und lange Zeit warst es nicht du,
an die ich schrieb. Und ob ich nicht
dasselbe einer andern Frau
geschrieben hätte, eh das Licht
man abdreht, weiß ich nicht genau.

Was dir gehört und was dem Brief,
ich weiß es nimmer, mein Gesicht
wird klein . . . versteh mich nur nicht schief
und geh mit mir nicht ins Gericht!
Schon füllt, ich hör es, auf dem Flur
die Schwester meinen Thermophor;
drum schließ ich schnell und schreibe nur
noch das Kuvert für morgen vor.

ADAM KUCKHOFF

Im August 1943 wegen „Hochverrats" hingerichtet. Er ist der Verfasser eines Romans „Der Deutsche von Bayencourt". Sein Nachlaß, Briefe, Gedichte und Aufzeichnungen, erschien vor einiger Zeit, von seiner Frau, Greta Kuckhoff, herausgegeben, im Aufbau-Verlag. Dem Band entnehmen wir das hier folgende, kurz vor seinem Tode geschriebene ABSCHIEDS-GEDICHT des 1888 in Aachen Geborenen:

Andern hab ich manchen Vers geschrieben,
Dir nur hier und da ein kleines Wort.
Zeugt das nicht von kleinerer Kraft im Lieben?
Geh ich nicht als Schuldner von dir fort?

O Geliebte, ungemessen
war die Liebe, die uns zwei verband.
Über ihr hab ich das Wort — vergessen,
weil ein jeder Tag uns in ihr fand.

Denkst Du an das Blut in Deinen Lungen?
Sprichst Du von der Luft, die Dich umgibt?
Nein, ich hab Dich nicht besungen,
Nur geliebt.

Müßte ich Dir nicht noch vieles sagen?
Jede Stunde rinnt vom Letzten fort!
Und doch finde ich in diesen Tagen
kaum ein Wort.

Dir verschuldet in so vielen Dingen,
seh ich ruhig doch das Ende nahn.
Nichts blieb, so wie wir zusammen gingen
von dem Größten bis zu dem Geringen
ungesagt und ungetan.

ELSE LASKER-SCHÜLER

1876 in Elberfeld geboren, schrieb empfindsame Lyrik und veröffentlichte außerdem Novellen und Dramen. Einer ihrer im Exil geschriebenen Gedichtbände „Mein blaues Klavier" trägt die Widmung: „Meinen unvergeßlichen Freunden und Freundinnen in den Städten Deutschlands und denen, die wie ich vertrieben und nun zerstreut in der Welt, in Treue". Sie ist 1945 in Palästina gestorben. Eins ihrer eindrucksvollsten und schönsten Gedichten „WELT-ENDE" zeuge hier für die Dichterin:

Es ist ein Weinen in der Welt,
Als ob der liebe Gott gestorben wär,
Und der bleierne Schatten, der niederfällt
Lastet grabesschwer.

Komm, wir wollen uns näher verbergen . . .
Das Leben liegt in aller Herzen
Wie in Särgen.

Du! Wir wollen uns tief küssen
Es pocht eine Sehnsucht an die Welt
An der wir sterben müssen.

ELISABETH LANGGÄSSER

1899 zu Alzey in Rheinhessen geboren. Ihre erste Gedichtsammlung „Wendekreis des Lammes" erschien 1924; ihre Romane „Proserpina" 1933, „Der Gang durch das Ried" 1936 und „Das unauslöschliche Siegel" 1947. Sie erhielt 1932 den Literaturpreis des Deutschen Staatsbürgerinnenverbandes. 1936 wurde sie durch die Reichsschrifttumskammer mit einem Publikationsverbot bestraft. Weitere Gedichtbände von ihr sind „Die Tierkreisgedichte" und der 1947 erschienene Band „Der Laubmann und die Rose"; sie haben einen unverkennbaren Ton, der im Gedächtnis haftet. Hier als Probe ihrer lyrischen Eigenart das Gedicht „ARACHNE":

Wenn die Weidenwollen fliegen,
Und die Sternenspindel flockt,
Fahne, Flügel, Schiffchen biegen
Sich zu Argonautenzügen,
Und der Kuckuck leiser lockt —

Geht Arachne durch den Garten
Hin und her und her und hin,
Und es wirft durch Sog und Scharten
Weißer Winde ihren zarten
Fadenstrom die Weberin.

Zuckend füllen sich die Räume,
Blitz und Bilder fließen ein,
Wege wuchernd ohne Säume,
Sinn und Unsinn grüner Träume,
Und sie webt sich mit hinein.

Summen steigt empor vom Grase,
Knistern aus dem Ei: ich bin.
Lauscht sie, ob der Weisel rase?
Wob sie in der Honigvase
Eine zweite Königin?

Dichter wird die dunkle Hülle,
Dunkler wird Arachnes Geist.
Mühsam duftet die Kamille,
Doch die starrende Pupille,
Läßt nur ein, was täuscht und gleißt.

Von den Schultern hebt nach oben,
Spinnenbeinig sich ihr Haar.
Soll sie schreien? Soll sie loben?
Gorgos Haupt hat sie gewoben,
Schrecklich, süß und wunderbar.

JOE LEDERER

lebt seit 1939 in London; sie emigrierte 1933 nach China und fuhr von dort über Österreich und Italien nach London. Den deutschen Lesern ist sie in guter Erinnerung durch eine Reihe vor 1933 geschriebener lebensechter Unterhaltungsromane (u. a. „Drei Tage Liebe", „Blumen für Cornelia" und „DAS MÄDCHEN GEORGE"). Aus ihrem zuletzt genannten Roman geben wir hier eine Probe wieder:

Marie war zu einer Unterredung in die Schule gebeten worden.

„Frau Bruckner, ich möchte mit Ihnen über Ihre Tochter sprechen."

Die Lehrerin war ein älteres, blutarmes Mädchen mit Brillengläsern und einer Gretchenfrisur.

Während sie sprach, rieb sie die Fingerspitzen aneinander und hüstelte. Als kleines, verhungertes Arbeiterkind hatte sie das bei einer vornehmen Dame gesehen und nie mehr vergessen können.

„Ja, also Ihre Tochter ... ich bin der Meinung, daß sie eine große Zukunft vor sich hat."

Marie hörte andächtig zu und sagte kein Wort.

„Sie ist außergewöhnlich begabt. Ich hatte niemals eine Schülerin, die nur annähernd ..."

Das Fräulein schob die Brille zurecht und lächelte Marie mit zusammengezogenen Lippen an. „Sie können sich denken, verehrte Frau Bruckner, daß ich in dieser Beziehung Erfahrung habe! Mein Gott, unfehlbar ist man ja schließlich nicht. Aber man macht sich sein Urteil, hat das Auge dafür ... Ja, ich sage, man bildet sich eben seine eigene, kleine Meinung."

„Sie sind zu bescheiden", sagte Marie und neigte höflich den Oberkörper vor.

Das Fräulein wehrte ab und hüstelte.

„Übrigens hat der Herr Direktor meiner Ansicht zugestimmt. De Herr Direktor hat sich ausdrücklich in diesem Sinne geäußert, Frau Bruckner! George ist zwar unordentlich, eigensinnig — leider muß ich das sagen —, aber diese Intelligenz, diese Auffassungsgabe ... Kommt es Ihnen übertrieben vor, wenn ich wage, von einer Grazie des Verstandes zu sprechen?"

„Oh!" sagte Marie und sonst nichts. Aber sie hatte Tränen in den Augen. Sie weinte leicht seit den letzten Monaten.

Das Fräulein massierte die Fingerspitzen und neigte den Kopf.

„Ich darf also annehmen, daß Sie einwilligen?"

„Wozu?" fragte Marie. Sie war verwirrt und gerührt, die Gedanken schwammen ihr mit den Tränen fort.

„Daß Ihre Tochter ins Gymnasium eintritt."

Marie wurde langsam wach.

„Wie lange geht man ins Gymnasium?"

„Acht Jahre. Und dann natürlich auf die Universität."

Marie bekam rote Flecken auf den Wangen. Sie hatte eine aufregende Addition begonnen.

„Ich glaube, ich glaube — es wird nicht gehn, Fräulein."

„Warum?" fragte das Fräulein spitz.

„Nein, es geht absolut nicht", sagte Marie, denn die Addition war jetzt fertig geworden. So viele Jahre, was das kostete! Und das Geschäft ging nicht gut. Gott weiß, was in die Kunden gefahren war. Sie kamen einfach nicht mehr.

„Frau Bruckner, wenn Ihnen das geringe materielle Opfer zu groß ist ... Es ist eine sittliche Pflicht, dieses schöne Talent zu fördern. Und Bildung,

verstehen Sie mich, diese Bildung, die uns nur eine höhere Schule geben kann, ist ein Schatz fürs Leben! Kein Opfer ist zu groß."

Das Fräulein schwieg erbittert und dachte an seine eigenen Hungerjahre, an das Seminar. Aber jetzt war sie staatlich angestellte Lehrerin.

„Ich könnte Ihnen Beispiele nennen, ich könnte Ihnen von gewissen Menschen erzählen, die alles, aber auch alles für die Wissenschaft getan haben!" Die Lehrerin stand auf und reckte den eingesunkenen Brustkasten.

„Sie haben gewiß recht", antwortete Marie ergeben. „Aber wenn es eben nicht möglich ist . . . Ich bin Ihnen sehr dankbar, aber Sie müssen entschuldigen . . ."

Sie verabschiedete sich.

Aus der Tür rief ihr die Lehrerin noch nach:

„Sie haben Verpflichtungen! Bedenken Sie es, überlegen Sie es — ändern Sie Ihre Meinung!" Sie war erschöpft als Marie fort war, aber mit sich zufrieden.

„Wie sie sich geziert hat!" dachte Marie. „Verdreht ist sie, das ist alles. Und macht George auch noch verrückt. Aber schließlich bin ich noch da!"

Sie sah sich noch einmal kopfschüttelnd nach dem Schulgebäude um, dann ging sie heim, mit den schönen, gleichmäßigen Schritten der Bauernfrau.

RUDOLF LEONHARD

1889 in Lissa geboren, lebte lange in Berlin und arbeitete im ersten Weltkrieg als Anhänger Karl Liebknechts für den Frieden (Demonstrationen, illegale Pamphlete usw.). Aphorismen-Sammlungen: „Alles und nichts", „Äonen des Fegefeuers"; Roman: „Beate und der große Pan"; Schauspiel: „Segel am Horizont"; Sonettsammlung: „Das nackte Leben". Seit 1927 in Frankreich lebend, wurde er von den Nazis ausgebürgert; er war Präsident der Pariser Gruppe des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller im Exil. Während des Krieges wurde er verhaftet, kam in ein französisches Internierungslager, wurde aber von Partisanen befreit und vor dem Tode gerettet. Im Exil schrieb er sein Stück „Geiseln", das im Dezember 1946 in Berlin aufgeführt wurde. Außerdem entstanden in der Emigration u. a. ein Schauspiel „Führer & Cie." und die gesammelten Erzählungen „Der Tod des Don Quichote". Kürzlich erschien in Paris sein „Plaidoyer pour la démocratie allemande". Seine APHORISMEN bergen, wie seine Schrift „Das Wort", eine Fülle kluger Beobachtungen; sie zeichnen sich durch besondere polemische Frische aus:

Der militaristische Staat, der die Säuglingssterblichkeit bekämpft, handelt erbarmungslos selbstsüchtig, wie die Gesellschaft es immer ist, etwa nach dem Gebot: der Mensch darf nicht vor Erreichung des militärpflichtigen Alters getötet werden.

Empörend bei einem Befehlsverhältnis ist nicht das Kommando, aber der Gehorsam.

*

Auch Größe verwechselt sich, auch Zeit erleidet das Geschick des Wesens, auch Katastrophen verflachen; und unter den Kriegen trifft es die monströsen wie die alltäglichen gleichmäßig, daß sie des Sieges wegen begonnen, des Krieges wegen geführt und des Friedens wegen beendigt werden.

*

Es ist nicht wahr, daß der Krieg Tugenden schafft — er macht sie nur evident. Und sollte es dazu — und sollte es, wenn er sie schüfe — nicht weniger kostspielige Mittel geben?

*

Dem Bösen ist weniger zu verargen, daß er böse — als daß er nicht auch gut ist.

*

Daß man böse sein und dennoch Gutes tun kann: welcher Trost, und zugleich welche Verzweiflung! Und daß man dennoch Böses tun und dennoch gut sein kann — welche Verzweiflung, und doch zugleich: was für ein Trost.

*

Fahrlässigkeit ist Schuld; denn man hat nicht fahrlässig zu sein.

*

Nicht viel besser als die Leute, die alles laufen lassen und in ihrer Gleichgültigkeit gegen die Zukunft die Gegenwart mißverstehn, sind jene Bezirksvereinler, die parlamentarische Formen entwürdigend vulgarisieren und bei jedem Anlaß meinen, es müsse etwas geschehen. Das Ergebnis dieser gern wiederholten Meinung ist, daß nichts geschieht. Zu rechnen ist nur mit den Leuten, die meinen, daß sie etwas tun müssen.

*

Der Jüngling dachte: „Ich möchte lieber schlecht sein als nichts sein; ich möchte lieber ein großer Verbrecher als klein sein!" Aber da er es dachte, füllte schon Röte langsam seine Stirn. „Nein", verbesserte er sich heftig und erzürnt, „es ist das schwerste, gut zu sein, und ist das größte. Und wenn ich diese schwerste, diese mächtigste Größe, die der Güte, nicht erreiche, möchte ich lieber nicht sein — lieber klein sein, das heißt doch nur unbemerkt, als schlecht." Er seufzte; und er wußte nicht, daß er eben schon groß war.

THEODOR LESSING

1872 in Hannover geboren, war Professor an der Technischen Hochschule in Hannover und schrieb zahlreiche philosophische Werke, darunter vor allem „Europa und Asien" und „Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen", die 1921 mit dem Strindbergpreis ausgezeichnet wurde. Schon vor der „Machtübernahme" einer der bestgehaßten Männer bei damaligen Rechtskreisen, wurde er 1933 von der Gestapo verfolgt und später in Karlsbad ermordet. Im Exil schrieb er seine Autobiographie, die den Titel „Einmal und nicht wieder" trägt. — In einer Reihe von BETRACHTUNGEN über Bäume, Blumen und Tiere erweist sich Lessing als Dichter, der auch im dichterischen Bekenntnis im Grunde immer Kulturkritiker bleibt:

Auf einem alten Kirchhof in der Stadt Hannover, neben dem Grab von Lotte Kestner, Goethes Lotte, ist ein merkwürdiges Grab. Ein schwerer massiver Sandsteinblock trägt den Namen einer hohen, adeligen Dame; darunter steht: „Dieses auf ewig erkaufte Grab darf nie geöffnet werden." Nun ist aber offenbar bei der Beerdigung ein Birkenkätzchen auf den Sarg verweht; der Keim hat Wurzel im Staube der Toten geschlagen,

und im Laufe eines Jahrhunderts hat ein kräftiger Birkenstamm den mächtigen Stein beiseite gedrängt und das „auf ewig erkaufte Grab" geöffnet. Dies alte Grab gilt mit Recht als eine Merkwürdigkeit meiner Heimatstadt; aber ich kenne in ihr noch eine andere Birke; die ist noch merkwürdiger. Mitten in der Stadt, in ihrem totesten, seelenlosesten Bezirk, hinter dem Bahnhof, liegt ein mächtiges Zuchthaus; um das Zuchthaus herum zieht sich eine meterhohe, endlose rote Mauer. In diesem seelenlosen Bezirk der Gefangenen grünt kein Gras und wächst keine Blume. Aber in einer Ecke oben auf der roten Mauer, gerade über der tobenden lauten Straße, hat eine kleine Birke mitten im Stein Wurzel geschlagen. Ich kenne sie seit mehr als zehn Jahren. Sie ist in dieser Zeit zum stattlichen Baum geworden und blüht in jedem Frühling. Lange Jahre führte mich mein lustloser Weg morgens an dieser Mauer vorbei. Dann winkte von der hohen Zuchthausmauer hernieder ein einsames Wunder, die kleine blühende Birke. Dann dachte ich an die Gefangenen hinter der Mauer. Versteht ihr dieses Symbol schon, meine Brüder? Wenn ihr es einst verstehen werdet, wenn ihr es einst verstehen werdet . . . Ihr aber, Kinder, lastet auf mein Grab nicht Marmor oder Granit! Pflanzt eine Birke, den Nordlandsbaum, der von allen Bäumen das zärtlichste Laub hat und die verletzlichste Rinde und dennoch Wurzeln schlägt selbst in Steinen und Schotterhaufen, wenn ihm keine bessere Heimaterde gegönnt ward. Und sicher, ich werde wiederkehren und werde am letzten Rande der Weltstadtsteinwüste, trotz Kohle und Schloten und Industrien, froh weiterdichten in meinem Baum.

EMIL LUDWIG

1881 in Breslau geboren, begann mit Dramatischem und schrieb später eine Reihe großer Biographien (u. a. „Goethe", „Napoleon", „Bismarck", „Rembrandt"). Seine Bücher wurden 1933 verbrannt; er floh ins Ausland. Verfasser einer Mussolini verherrlichenden Biographie, befehdet er, ein sehr umstrittener Charakter, auch das jetzige Deutschland und nennt die Deutschen „ein zweitklassiges Volk, das gedemütigt werden müsse". Im Exil schrieb er zahlreiche Bücher: „Tom und Silvester", „Führer Europas", „Hindenburg und die Sage von der deutschen Republik", „Gespräch mit Masaryk", „Die Kunst der Biographie". Aus einem 1931 im „Tagebuch" erschienenen Artikel Emil Ludwigs „RATHENAU UND HARDEN" zitieren wir den folgenden Abschnitt, der beide Männer charakterisiert:

. . . Rathenau, durch sorgsame Erziehung vor Hardens sorgenvoller Jugend von vornherein dreifach begünstigt, hatte die tiefere Bildung, schrieb den klareren Stil, stilisierte in sich eine gewisse Klassizität und hat das schönste Deutsch gesprochen, alles war fließend an ihm, er war niemals erstaunt, verlegen oder erzürnt. Mit Bedacht hatte er sein Haus dem Goethischen angenähert, bis in eine gewisse gardinenlose Kahlheit hinein, die zu ihm paßte. Hardens Bildung war sprunghafter, sein Stil nicht minder, und ihre bedeutende, aber ganz verschiedene Kenntnis Goethes wies auf die beiden Charaktere zurück. Hardens Rede war pointiert, und was den Zorn betrifft, so konnte er ihn nur mühsam unterdrücken. So hat er einmal im Kriege in einem Klub Frank Wedekind, der sich sehr offiziersfromm äußerte, eine Szene gemacht, die Rathenau immer fremd gewesen wäre. Da er viel mehr in Gesellschaft ging, als er wahrhaben wollte, beherrschte Rathenau die große Welt, und da er Gebiete studiert hatte, die dem anderen fremd waren, so wurde er der ge-

borene Verhandler, für seine Industrie, später für das Land. Dies alles fehlte Harden, und obwohl man ihm die historische Rolle des Verhandlers in Versailles hätte antragen müssen, so hätte er sie doch abgelehnt, während Rathenau die seinige auf den folgenden Konferenzen glänzend ausfüllte.

Sicher hat Rathenau sich allen seinen Zeitgenossen überlegen erachtet, und ich muß aus seinen Gesprächen schließen, daß er höchstens Einstein und Stefan George ausnahm; in diesem Gefühle war er ganz sicher. Harden mag innerlich auch niemand den Vortritt gelassen haben, aber er erkämpfte sich diese Skala in unaufhörlichen Vergleichen, denn sein Herz war stets in Bewegung, während Rathenau Stetigkeit suchte.

JOACHIM MAASS

1901 in Hamburg geboren, ist der Mitherausgeber der im Bermann-Fischer-Verlag in Stockholm erscheinenden „Neuen Rundschau". In der Zeit vor 1933 schrieb er die teils bei S. Fischer, teils bei Goverts erschienenen Romane: „Bohème ohne Mimi", „Der Widersacher", „Die unwiederbringliche Zeit" und „Ein Testament". 1945 erschien sein Roman „Das magische Jahr"; ein weiterer Roman: „Die Zeit des Bösen" ist in Vorbereitung, Maaß ist jetzt Lektor für moderne deutsche Literatur am Mount Holyoke College, USA. Die Eindringlichkeit seiner Epik bezeugt die folgende Episode aus seinem Roman „DIE UNWIEDERBRINGLICHE ZEIT":

Herr Lehmann saß mit steifem Rückgrat am Ende des schmalen Raumes vorm Schreibtisch am Fenster und schrieb; er sah nebenbei kurz auf und sagte:

„Augenblick."

Er schrieb weiter, wobei er ein wenig an seiner Oberlippe nagte. So saß er ungestört schreibend eine lange Zeit, während derer Borbe gesenkten Hauptes an der überhohen Türe wartete. Dann warf er den Federhalter in die Mulde des Tintenfasses, lehnte sich steif in seinem Sessel zurück und schaute zum Fenster auf den Hof hinaus. Er erhob sich, kam aus der Fensterhelle in die verdämmernde Tiefe des Raumes auf Borbe zu und guckte auf ihn hinab.

„Sieh mich an", sagte er.

Borbe hob den Kopf, senkte ihn aber gleich wieder, und Herr Lehmann sagte in einem gleichgültig feststellenden Ton:

„Ich schlage nicht gerne ..."

Was er weiter sprach, hörte der erbebende Borbe nicht, ein Strudel von Widersprechendstem riß alle Klarheit aus seinem Hirne weg, so daß er umfallen zu müssen glaubte, eine glühende Scham mischte sich in ihm mit jagender Angst, die ihn dennoch auf der Stelle verharren ließ, und mit der bornierten Vorstellung, daß dies unmöglich sei, nicht aus Gründen der Unschuld, sondern überhaupt. Währenddessen hörte er wie aus weiter Ferne Herrn Lehmann gleichmütig reden, als ginge es um eine Darlegung, einzelne Worte und Satzteile sprangen ihm funkenartig ins Bewußtsein. Herr Lehmann sprach von Täuschen, Verstocktheit und Faulheit und daß man dann eben dazu greifen müßte.

Dabei trat er an die Wand, Borbe schielte atemlos hin, die Wand war grün und mit einer mattgoldenen Musterung in Leierform tapeziert, sie tat sich als Schranktür vor einer Reihe von Fächern aus gemasertem Holze auf, in denen sorglich geschichtet Stapel flauschiger Löschblätter und schwarzer

Hefte neben gebündelten Griffeln und Pappkästchen voller Kreidebolzen lagen, im Hintergrund standen verschiedene große Flaschen mit roter und blauer Tinte.

Herr Lehmann beugte sich tief hinab und zog aus dem untersten Fach einen gelben Stock hervor. Es täte ihm leid, sagte er unbeteiligt, aber da es offenbar nicht anders ginge ... Borbe brauste es betäubend in den Schläfen, es fiel ihm nicht ein, sich zu verteidigen, er redete fortwährend in sich hinein, es sei unmöglich, daß dies sich wirklich ereignen werde.

Es ereignete sich aber.

„Bück dich", sagte Herr Lehmann unerregt, doch Borbe konnte nicht gehorchen.

„Bück dich!" hörte er Herrn Lehmann strenger sagen, und auf einmal fühlte er die kalte Hand hart und fest im Nacken und sich heruntergedrückt.

Der Stock traf ihn pfeifend mit einem durchziehenden wüsten Schmerz, daß ihm das Geäder in den Schläfen fast platzen wollte, und brannte schneidend nach, schon kam der nächste Schlag, der übernächste und wieder einer, Borbe schrie, daß es ihm im Kopfe dröhnte und die rötlich überflimmerten Augen herausspringen zu wollen schienen, während ihn wieder und wieder der klatschende, schnittige, sengende Schmerz traf und er sich an der gezüchtigten Stelle mehr und mehr wie blutig zerhackt vorkam.

Endlich hörte Herr Lehmann auf, er beugte sich tief hinab, schob den Stock ins unterste Fach zurück und redete, die Wandtür zudrückend, voller Gleichmut, doch Borbe hörte nicht ein Wort, sein hingerissenes Schluchzen, der nachbrennende Schmerz und ein abgründiger Ekel, der ihm wie für immer im Halse stak, machten ihn taub. Er fühlte sich an der Schulter hinausgeschoben, und der hohe, schmale Türflügel schloß sich hinter ihm.

HEINRICH MANN

Einer der entschlossensten Vorkämpfer für eine deutsche Demokratie; er wurde 1871 in Lübeck geboren und schrieb, nach mancherlei Reisen ins Ausland in München ansässig geworden, seine ersten Romane „Schlaraffenland", „Die Göttinnen", „Die kleine Stadt" (nach seinen eigenen Worten „das durchaus echte Italien vor dem Faschismus" schildernd), 1922 den „Untertan" (der in sechs Wochen eine Auflage von 100 000 Exemplaren erreichte und vor einiger Zeit neu im Aufbau-Verlag erschien) und „Zwischen den Rassen". Dazwischen Novellen und Dramen. Dann entstanden die beiden Romane „Die Armen" und „Der Kopf" (1917 und 1925), ihnen folgten „Mutter Maria" und „Eugenie oder die Bürgerzeit", denen sich einige Bände gesammelter Essays anschlossen. „Professor Unrat" erreichte als Ullsteinbuch Massenauflagen; nach ihm wurde „Der blaue Engel" (mit Marlene Dietrich in der Hauptrolle) gedreht. Am 15. Februar 1933 wurde Mann aus der Deutschen Dichterakademie ausgeschlossen, und ein paar Monate später wurden seine Bücher auf dem Nazischeiterhaufen verbrannt. Mann lebt jetzt seit sechs Jahren in Kalifornien. Im achtjährigen Exil in Frankreich schrieb er seinen „Henri quatre", ein großangelegtes Zeitgemälde, und nach seiner Flucht als unbeirrter Wegbereiter einer vom Geist bestimmten demokratischen Politik seine große Autobiographie „Ein Zeitalter wird besichtigt"; außerdem „Haß" und „Lidice". — Aus seiner Rede: „DER TIEFERE SINN DER REPUBLIK". lange vor 1933 in Deutschland gehalten, geben wir einige Sätze wieder, die auch heute Gültigkeit haben:

Von jeher haben so manche Persönlichkeiten von großer sozialer Machtstellung sich Demokraten genannt. Sie taten es wohl, weil gerade ihnen auch die Mächte des Geistes vertraut sind und die große Gefahr, sie zu leugnen, ihnen bewußt ist. Solche auch geistig hochstehende Demokraten glauben

nicht, daß mit dem Bestand und der Ordnung von heute schon alles gesagt ist. Wo starklebige Ideen darüber hinausführen, folgt eines Tages auch die Wirklichkeit. Sie sind darauf gefaßt, daß ein gewisser Ausgleich sowohl des Wissens und der menschlichen Pflege als auch des Besitzes allmählich doch wohl eintreten könnte. Sie sehen den Ereignissen, je nach Natur und Neigung, mit verschiedenen Gefühlen entgegen, aber sie haben vor anderen, die gleiche soziale Stellungen einnehmen, Klugheit voraus. Denn man muß mit allem rechnen und darf auf keinen Fall die Fühlung mit dem Volksganzen verlieren. Sie haben im Grunde wohl auch Herz voraus. Man schlägt nicht, wie diese besten Demokraten es möchten, Brücken zwischen den Klassen und bis in die Zukunft der Nation, ohne daß gelegentlich Güte sich regte und ohne die Mitwirkung eines wohlgeratenen Herzens.

Demokratie und Republik brauchen Güte so sehr wie Erkenntnis. Ihr Beruf wäre, beide in der Welt zu vermehren. Das Gegenteil von Demokratie ist Ideenhaß, die Verfolgung von Gesinnungen. Dem republikanischen Geiste am fremdesten ist die Verweigerung des Rechtes zum Schaden Schwacher, ist der Zusammenschluß aller derer, die schon in Besitz und Macht sind, gegen alle jene, die erst noch hinstreben.

So darf das Leben nicht aussehen. Das ist sein häßlichster Zustand, wenn auch dem ursprünglichen Menschen nur zu sehr gewohnt. Menschen sind von Natur nicht gut, und nichts bedarf so langer Lehre und Übung wie Gerechtigkeit. Aber welchen Sinn hätte denn Demokratie, wenn sie uns nicht gerechter machte!

Demokratie ist im Grunde die Anerkennung, daß wir, sozial genommen, alle füreinander verantwortlich sind. Keiner hat einzeln volle Geltung oder auch nur wirkliches Leben. Was wir sind und vollbringen, ist bedingt durch alle, und alle helfen uns. Die Gesellschaft hilft jedem von uns, seinen Besitz zu erwerben. So reich er auch sei, er konnte es ohne uns alle nicht werden. Sogar die persönlichste aller Arbeiten, der Gedanke, wird hervorgebracht im Denker durch die ganze mitlebende Welt.

*

In einem vor einiger Zeit an Heinz Ullstein gerichteten Brief Heinrich Manns aus Los Angeles läßt er gemeinsame Erlebnisse in Berlin wieder auferstehen:

„Eines Abends begleitete ich Sie und Ihre Frau nach Femina, Nürnberger Straße. Ferner kommt mir ein Lokal ins Gedächtnis; wo es war, weiß ich nicht, die Namen der beiden Wirtinnen, uns allen bekannt, sind auch dahin. Aber Sie und ich saßen eines Nachts noch spät auf der Banke, als eine abziehende Gesellschaft an unserem Tisch vorbeikam. Der eine sah mich traurig an und sagte „den hätten wir wählen sollen" (anstatt Hindenburg). Ein Arbeiter in New York und Alvarez del Vayo, den Sie kennen, vermutete neulich dasselbe, für nächstes Mal. Indessen sind die Deutschen anders, ich wohl auch, und wenn ich Aufforderungen, zurückzukehren, offizielle, bekomme, weiß ich nicht, 1. ob sie ganz selbständig entstanden sind, und 2. was ich dort soll. Wieder mit Ihnen bei Femina und uff de Banke, dafür sind wir jetzt zu Erfahrene, weit Gereiste."

THOMAS MANN

Der in der Welt berühmteste Repräsentant des geistigen Deutschlands hat im Exil seine schon in Deutschland begonnene „Josephslegende" beendet. Der große, 1875 in Lübeck geborene deutsche Epiker, der sich gleich Stifter zur Familie Goethes zählen darf, ist auch als amerikanischer Bürger der deutschen Geistestradition verpflichtet geblieben, wovon seine schöne Huldigung an Goethe, sein Roman „Lotte in Weimar", der 1939 in USA erschien, Zeugnis ablegt. Ebenso verraten auch seine sich im wesentlichen mit deutschen Problemen auseinandersetzenden Essays und seine unter dem Titel „Deutsche Hörer!" zusammengefaßten Rundfunk-Ansprachen seine Verbundenheit mit seinem Herkunftslande. Sein neuestes Werk, das unter dem Titel „Doktor Faustus" die Geschichte des barocken Tonsetzers Adrian Leverkühn beschreibt, verrät die Wurzeln seiner geistigen Existenz. Wir bringen einen Auszug aus dem Schreiben, das Thomas Mann in der Neujahrsnacht 1936/37 aus Küßnacht an den Dekan der philosophischen Fakultät der Universität Bonn gerichtet hat, der ihm die Aberkennung seiner Ehrendoktorwürde mitgeteilt hatte:

Ich habe die trübselige Mitteilung erhalten, die Sie unterm 19. Dezember an mich gerichtet haben. Erlauben Sie mir, Ihnen darauf zu erwidern:

Die schwere Mitschuld an allem gegenwärtigen Unglück, welche die deutschen Universitäten auf sich geladen haben, indem sie aus schrecklichem Mißverstehen der historischen Stunde sich zum Nährboden der verworfenen Mächte machten, die Deutschland moralisch, kulturell und wirtschaftlich verwüsten —, diese Mitschuld hatte mir die Freude an der mir verliehenen akademischen Würde längst verleidet und mich gehindert, noch irgendwelchen Gebrauch davon zu machen. Den Ehrentitel eines Doktors der Philosophie führe ich heute, da die Havard-Universität ihn mir aufs neue verliehen hat, und zwar mit einer Begründung, die ich Ihnen, Herr Dekan, nicht vorenthalten möchte.

Aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt, lautet das Dokument: „... haben wir Rektor und Senat unter dem Beifall der ehrenwerten Universitätsinspektoren in feierlicher Sitzung Thomas Mann, den weltberühmten Schriftsteller, welcher, indem er vielen unserer Mitbürger das Leben deutete, zusammen mit ganz wenigen Zeitgenossen die hohe Würde der deutschen Kultur bewahrt, zum Doktor der Philosophie ehrenhalber ernannt und ausgerufen und ihm alle Rechte und Ehren, welche mit diesem Grade verbunden sind, verliehen."

So sonderbar der aktuellen deutschen Auffassung widersprechend, malt sich meine Existenz in den Köpfen freier, gebildeter Männer jenseits des Meeres — und, ich darf es hinzufügen, nicht nur dort. Nie wäre es mir in den Sinn gekommen, mit den Worten jenes Schriftstücks zu prahlen; heute und hier aber darf, ja muß ich sie anführen; wenn Sie, Herr Dekan (ich kenne die Gepflogenheit nicht), die an mich gerichtete Mitteilung am schwarzen Brett Ihrer Universität sollten haben anschlagen lassen, so müßte ich wahrhaftig wünschen, daß auch dieser meiner Entgegnung solche Ehre zuteil würde; vielleicht, daß manchem akademischen Bürger, Student oder Professor, doch ein nachdenkliches Stutzen, ein rasch unterdrückter, ahnungsvoller Schrecken ankäme bei einer Lektüre, die einem flüchtigen Blick aus bösartig erzwungener Abgeschlossenheit und Unwissenheit in die freie, geistige Welt gleichkommen würde.

Hier könnte ich schließen. Und doch wollen in diesem Augenblick einige weitere Erklärungen mir wünschenswert oder statthaft erscheinen. Zu meiner staatsrechtlichen „Ausbürgerung" habe ich, trotz mancher Anfrage, geschwiegen; die akademische darf ich als schickliche Gelegenheit betrachten zu

einem knappen, persönlichen Bekenntnis —, wobei Sie, Herr Dekan?, den ich nicht mal dem Namen nach kenne, sich nur als den Zufallsadressaten dieser Ihnen kaum zugedachten Äußerung betrachten wollen.

In diesen vier Jahren eines Exils, das freiwillig zu nennen wohl eine Beschönigung wäre, da ich, in Deutschland verblieben oder dorthin zurückgekehrt, wahrscheinlich nicht mehr am Leben wäre, hat die sonderbare Schicksalsirrtümlichkeit meiner Lage nicht aufgehört, mir Gedanken zu machen.

Ich habe es mir nicht träumen lassen, es ist mir nicht an der Wiege gesungen worden, daß ich meine höheren Tage als Emigrant, zu Hause enteignet und verfemt, in tief notwendigem politischem Protest verbringen würde. Seit ich ins geistige Leben eintrat, habe ich mich im glücklichen Einvernehmen mit den seelischen Anlagen meiner Nation, in ihren geistigen Traditionen geborgen gefühlt. Ich bin weit eher zum Repräsentanten geboren als zum Märtyrer, eher dazu, ein wenig höhere Heiterkeit in die Welt zu tragen, als den Kampf, den Haß zu nähren. Höchst Falsches mußte geschehen, daß sich mein Leben so falsch, so unnatürlich gestaltete. Ich suchte es aufzuhalten nach meinen schwachen Kräften, dies grauenhaft Falsche — und eben dadurch bereitete ich mir das Los, das ich nun lernen muß, mit meiner ihm eigentlich fremden Natur zu vereinigen.

Gewiß ich habe die Wut dieser Machthaber herausgefordert, nicht erst in den letzten vier Jahren, durch mein Außenbleiben, die ununterdrückbaren Kundgebungen meines Abscheus. Lange vorher schon hatte ich es getan und mußte es tun, weil ich früher als das heute verzweifelte deutsche Bürgertum sah, wer und was da heraufkam. Als Deutschland dann wirklich in diese Hände gefallen war, gedachte ich zu schweigen; ich meinte, mir durch die Opfer, die ich gebracht, das Recht auf Schweigen verdient zu haben, das es mir ermöglichen würde, etwas mir herzlich Wichtiges, den Kontakt mit meinem innerdeutschen Publikum, aufrechtzuerhalten. Meine Bücher, so sagte ich mir, sind für Deutsche geschrieben, für solche zuerst, die „Welt" und ihre Teilnahme waren mir immer nur ein erfreuliches Akzidenz. Sie sind, diese Bücher, das Produkt einer wechselseitigen, erzieherischen Verbundenheit von Nation und Autor und rechnen mit Voraussetzungen, die ich selber erst in Deutschland habe schaffen helfen. Das sind zarte und hütenswerte Beziehungen, die plump zu zerreißen man der Politik nicht erlauben soll. Gab es Ungeduldige daheim, die, selbst geknebelt, dem in der Freiheit Lebenden sein Stillschweigen verübeln würden; die große Mehrzahl, durfte ich hoffen, würde meine Zurückhaltung verstehen, ja sie mir danken. —

So meine Vorsätze. Sie waren undurchführbar. Ich hätte nicht leben, nicht arbeiten können, ich wäre erstickt, ohne dann und wann zwischenein, wie alte Völker sagten, „mein Herz zu waschen", ohne von Zeit zu Zeit meinem unergründlichen Abscheu vor dem, was zu Hause in elenden Worten und elenderen Taten geschah, unverhohlen Ausdruck zu geben. Verdient oder nicht, mein Name hatte sich nun einmal für die Welt mit dem Begriff eines Deutschtums verbunden, das sie liebt und ehrt; das gerade in der wüsten Verfälschung klar widerspräche, welche dies Deutschtum jetzt erlitt, war eine in alle freien Kunsträume, denen ich mich so gern überlassen hätte, beunruhigend hineintönende Forderung. Eine Forderung, schwer abzuweisen, für einen, dem immer gegeben gewesen war, sich auszudrücken, sich im Wort zu befreien. dem immer Erleben eins gewesen war mit reinigend bewahrender Sprache.

KLAUS MANN

Jahrgang 1906. Sohn Thomas Manns. Mit 19 Jahren veröffentlichte er sein erstes Buch: „Vor dem Leben". Weitere Bücher: „Der fromme Tanz", „Anja und Esther", „Kindernovelle", „Rundherum" (das Buch von der Weltreise mit seiner Schwester Erika Mann). Im Frühjahr 1933 emigrierte er und gründete in Amsterdam die erste deutsche Emigrantenzeitschrift: „Die Sammlung" (unter dem Protektorat von André Gide, Aldous Huxley und Heinrich Mann). Im Exil (Kalifornien) schrieb er u. a. den Schlüsselroman „Mephisto" (der Titel zielt auf Gründgens) und den unter Emigranten spielenden Roman „Der Vulkan". In seinem vor 1933 erschienenen Buch: „AUF DER SUCHE NACH EINEM WEG" untersucht Mann unter anderem die politische Mentalität der damaligen deutschen Jugend.

Die Frage, wie die Jugend von heute die Zukunft will, ist also — das wissen wir schon — nur unter der Voraussetzung zu beantworten, daß ein sehr großer Teil der Jugend überhaupt nichts will. Diese haben an Lächeln, Atmen, Schreiten genug, um es poetisch zu sagen. In Wahrheit brauchen sie aber außer dem Lächeln und Atmen auch sehr oft noch das Radaumachen, Unruhstiften und alle Art der gefährlichsten und provozierenden Gaudi. Das ist nicht so sehr die Schuld dieser schlichten Jugend, als die Schuld derer, denen sie leider häufig in die Hände fällt. Eine nicht denkende Jugend könnte etwas sehr Liebenswertes und Anmutiges sein; anders steht es schon mit einer Jugend, die, unter bösem Einfluß, etwas absolut Falsches denkt. Ihrer ganzen Natur nach wollen also die meisten jener einfachen jungen Leute, die in Deutschland die Hauptgarde einer so beängstigend angewachsenen Rechtspartei bilden, überhaupt keine Zukunft, sowenig wie das Füllen auf der Weide. Zukunft-Wollen setzt ja schon eine fast tragische Differenziertheit des Gehirns voraus. Die Kreatur will den Augenblick, an dem sie genug hat. Statt sich dieses köstlichen Vorrechts zu freuen, läßt sie sich heute den Willen zu einer Zukunft aufschwätzen, die deshalb gar keine sein kann, weil sie mit aller Sicherheit zum Abgrund führt. So ist eine Situation geschaffen, die wir schwerer ertragen als irgendeine andere denkbare; unter der wir bitterer leiden. Die naturgegebene Front — Alter gegen Jugend — hat jede Aktualität, jeden Sinn verloren. Die Front gestaltet sich in unserem Lande so, daß der Teil der Jugend, der denkt und deshalb auch eine Zukunft will, scharf gegen den anderen Teil der Jugend steht, der von Natur aus gar nicht denkt, jetzt aber leider in Ansichten gedrängt worden ist, die nur zu einem Ziel führen können: zu einem neuen Kriege und zum Untergang der europäischen Zivilisation.

ERIKA MANN

Das älteste der sechs Kinder von Thomas Mann. Ging zu Reinhardt und kam später ans Staatstheater in München. Vorher gewann sie bei einem zehntägigen Autorennen durch Europa den ersten Preis, heiratete Gründgens, wurde aber bald wieder geschieden. 1933 floh sie in die Schweiz, zog eine antinazistische Revue „Pfeffermühle" auf und mit ihr durch Europa. Daraufhin wurde sie von den Nazis ausgebürgert. Sie ging als Vortragsrednerin in die USA, schrieb eine Reihe von Büchern (darunter „Schule für Barbaren" und „Das andere Deutschland"). 1945 kam sie als Korrespondentin für amerikanische Blätter nach Deutschland zurück; inzwischen ist Erika Mann wieder nach Amerika heimgekehrt.

LUDWIG MARCUSE

1894 geboren, vor 1933 als Verfasser wertvoller literarhistorischer Arbeiten und einer beachtenswerten Börne-Biographie bekanntgeworden, wirkt heute als Professor in den USA und schrieb im Exil unter anderem ein Buch über Ignatius von Loyola. Aus einem vor 1933 in einem Almanach des Paul-List-Verlages erschienenen Aufsatz Ludwig Marcuses WESHALB ICH ÜBER BÖRNE SCHRIEB zitieren wir einen kurzen, seine Stellung zu Börne charakterisierenden Abschnitt:

Vor zwei Jahren sagte mein Freund Joseph Roth zu mir:

Sie müssen ein Börne-Buch schreiben. Ich lieh mir eine alte Börne-Schwarte, blätterte sie an und blieb an diesen Sätzen hängen, die sich auf das Zensurverbot eines Börneschen Anti-Napoleon-Artikels beziehen: „Der Artikel, der mit vielem Feuer geschrieben, wurde von oben erwähntem Polizeidirektor dennoch gestrichen. Den andern Tag fragte ich dessen Sekretär, warum es geschehen, da wir doch alle mit der Geißel der Menschheit Krieg führten. Dieser antwortete mir: ‚Wind ist Wind, ob er nach Osten oder Westen bläst — gleichviel. Er soll gar nicht blasen, wir wollen Ruhe haben.‘ “ Darauf las ich jede Zeile, die Börne geschrieben: er hat nach allen Himmelsrichtungen Sturm geblasen ...

Eins bleibt: daß einer den Mut gehabt hat, gegen die ganze Welt zu schreiben; daß einer die moralische Kraft gehabt hat, allen Verlockungen zu widerstehen und nur im Dienste seines revolutionären Ziels zu schreiben; daß einer gezeigt hat, nicht auf den Nobelpreis und den Lippowitz-Ring und das wohlwollende Lächeln der herrschenden Kreise kommt es an, sondern darauf, daß Europas Gewissen in irgendeinem Menschen sichtbar lebt. Ich will Börne dem Umfang seiner Begabung nach keineswegs mit Tolstoi und Nietzsche vergleichen; aber in diesem wesentlichen Zug ist er ihr nächster Verwandter: er war das unbestechliche Gewissen seiner Zeit; und er scheute selbst vor dem mächtigsten Kampfe nicht zurück. Er wagte es, Goethes Feind zu sein — was ihm einige Ästheten noch heute nicht verzeihen.

HANS MARCHWITZA

Heute ein Mann Ende Fünfzig, stammt aus einer kinderreichen oberschlesischen Bergarbeiterfamilie. Mit 15 Jahren wurde er Grubenarbeiter. 1930, er war schon 40 Jahre alt, wurde sein erstes Buch, „Sturm auf Essen“, veröffentlicht; es behandelt ein Grundthema der deutschen Arbeiterliteratur, das Leben der Ruhrkumpel. Auch seine folgenden Bücher: „Schlacht vor Kohle“ und der mehrbändige Roman einer Bergarbeiterfamilie „Kumiaks“ behandeln das gleiche Thema. Seit 1933 in der Emigration, hat Marchwitza mehrere Gedichtbände und Buchmanuskripte geschrieben, die demnächst in Deutschland publiziert werden. Marchwitza ist kürzlich nach vierzehnjährigem Exil nach Deutschland zurückgekehrt und lebt gegenwärtig in Stuttgart. Aus seinem neuen, noch unveröffentlichten Roman „VERLORENE JUGEND“ stellt uns der Autor folgenden Abschnitt zur Verfügung:

Ich war seit mehreren Tagen Bergmann — Kohlenzuschmeißer in einem vier Meter hohen, staubwallenden und nur von ein paar Lampenlichtern erleuchteten Raum. Ich schaufelte und schaufelte. Meine Hände brannten, platzten auf und bluteten. „Was, Händebrennen? Das vergeht alles bald“, riefen die schweißtriefenden Männer, die an der Kohle bohrten und schlugen.

„Uns allen brannten mal die Hände. Piß drauf, Bengel, das hilft!" Ich tat es, aber das Brennen blieb und auch die Tränen kamen wieder, die Verzweiflung und Erschöpfung mir abpreßten.

„N.. schaut doch den dummen Jungen an, der heult wohl hier?" rief der eine oder andere der Männer ärgerlich, „reiß dich nur ja zusammen, sonst wirst du nie im Leben ein ganzer Bergmann. Sauf nicht soviel Wasser, das schwächt dich nur noch mehr!" Ich versuchte alle Ratschläge zu befolgen, aber der Durst war furchtbar, die Hände brannten und bluteten.

Zuweilen verschwanden wir alle mit unseren Lampen in einer schwarzen Staubwolke, wenn unter schweren Schlägen eine Kohlenlage herunterbrach. Die Lader schrien auf mich ein, die großen Kohlenstücke näher zu wälzen. Doch wenn die Stützhölzer vor meinen Augen knickten, rannte ich entsetzt davon. „Bist du aber ein Angsthase, Junge", rief man mir nach, „wenn wir alle immerzu wegliefen, dann verdienten wir nicht das Salz aufs Brot! Du gewöhnst dich noch an alles, warte nur!" Die acht Stunden in dem Kohlenpfeiler wurden mir endlos lang; ich glaubte zeitweise, sie nicht mehr zu überleben. Die Steindecke barst unter Donnerknallen, die großen Blöcke und Platten drückten die Hölzer ins Knie, und Geröll rieselte herab. Ich überlebte die lange Schicht trotzdem immer wieder. Ich schwankte nach der Arbeit todmüde zum Schacht. Zwischen rasenden Wagenzügen und dampfenden, schwer keuchenden Gäulen lief ich oft Gefahr, zerrädert und zerstampft zu werden. Dann fuhr ich mit einsinkenden Augen in dem wasserspeienden Schacht hinauf. Man stieß mich an: „He, schlaf nicht ein, wir sind oben!"

HANS MAYER

Der 1907 in Köln Geborene ist jetzt Vorsitzender der VVN Hessen. Hans Mayer hat schwere und wechselreiche Jahre der Emigration (mit den Stationen Straßburg, Paris, Genf und Zürich) hinter sich. Stipendien amerikanischer und schweizerischer wissenschaftlicher Institute, unter anderem des Rockefeller-Instituts für internationale Studien in Genf, ermöglichten eine historische und literarhistorische Arbeit großen Umfangs. Zeitschriften wie „Die Neue Schweizer Rundschau", Thomas Manns „Maß und Wert" brachten Essays des Verfassers. Zusammen mit Stephan Hermlin und Michael Tschesno gab er die Zeitschrift und Schriftenreihe „Über die Grenzen" heraus, in der viele Erstdrucke Georg Kaisers und Bert Brechts, Else Lasker-Schülers und Alfred Wolfensteins erschienen sind. 1945 erschien in Zürich: „Von der Dritten zur Vierten Republik", das die geistigen Strömungen in Frankreich von 1939—1945 behandelt. Nach dem Tode Georg Kaisers wurde Dr. Hans Mayer von seinen Kollegen zum Vorsitzenden des Schutzverbandes der deutschen Schriftsteller in der Schweiz gewählt. — Das Buch „GEORG BÜCHNER UND SEINE ZEIT" von Hans Mayer, aus dem wir die nachfolgende charakteristische Probe bringen, ist im Verlag Volk und Welt, Berlin, erschienen.

Jetzt droht also auch dieser kleinen illegalen Gruppe Entdeckung. Und wenn die Gesellschaft selbst bedroht ist, so vor allem ihr Haupt und geistiger Führer: Georg Büchner. Jetzt ist längeres Zögern ausgeschlossen. Von Gutzkow sind Briefe da, aber noch kein Geld, längeres Warten ist nicht mehr möglich! Jetzt geht es um Leben und Freiheit. Am 27. Februar ist bereits die richterliche Vorladung in das Arresthaus nach Darmstadt gekommen. Totenbleich, so berichtet später der Bruder, stürzt Georg in Wilhelms Zimmer, reicht ihm die Aufforderung mit den Worten: „Sieh her! Das ist mein Todesurteil!" Man plant einen letzten verzweifelten Versuch: Wilhelm soll an

Georgs Stelle vor Gericht erscheinen und sich als Georg Büchner ausgeben, um zu erfahren, was los sei und ob man die Absicht habe, den Vorgeladenen in Haft zu nehmen. Allein der Versuch mißlingt. Der Richter kennt Georg Büchner sehr genau, er kennt die ganze Familie des bekannten Medizinalrates. Wilhelm kann nur irgendwelche Ausreden stottern, und der Richter erklärt, er werde Georg noch zwei Tage Zeit lassen, dann aber müsse er unwiderruflich im Arresthaus zur Vernehmung erscheinen.

Das ist nun ein deutlicher Wink; jetzt ist die Entscheidung nicht einmal mehr um Stunden aufzuschieben. Georg entdeckt sich in seiner Not der Mutter, erhält einiges Geld, um reisen zu können. Der Vater ahnt nichts und darf nichts ahnen. Ein letzter Versuch des Bruders, ihn zurückzuhalten, scheitert, da der Verfolgte allen Vorstellungen gegenüber erklärt, es sei sein Tod, wenn er in Gefangenschaft geriete.

Am 1. März in der Morgenfrühe führt ein Wagen Georg Büchner aus dem Stadttor zu Darmstadt. Die Fahrt geht in Richtung der französischen Grenze, Fahrtziel ist Straßburg. Einen Paß hat der Reisende nicht, aber einige Papiere, und er kann hoffen, daß die französischen Behörden für den politischen Flüchtling Verständnis und freundliche Aufnahme haben werden. Die Flucht gelingt; am 9. März 1835 ist er wieder im Lande des Bürgerkönigs Louis Philippe, an der Grenze in Weißenburg, im Begriffe, nach Straßburg weiterzufahren, wo ihn Braut und Freunde erwarten. Jetzt schreibt er den Eltern, und dieser Brief gab nun endlich auch dem Vater die Erklärung seines Verhaltens in den ganzen letzten Monaten; er zieht die Bilanz des Privatlebens, wie der „Danton" die Zusammenfassung des politischen Erlebnisses gewesen war. Leben und Freiheit sind gerettet: jetzt muß ein junger Mensch, der auf nichts rechnen darf als sein Talent, seine geistige Kraft, die Stärke seines Willens und Charakters, sich selbst weiterhelfen. So wird der Brief Bilanz und Programm zugleich.

„Nur die dringendsten Gründe konnten mich zwingen, Vaterland und Vaterhaus in der Art zu verlassen. Ich konnte mich unserer politischen Inquisition stellen; von dem Resultat einer Untersuchung hatte ich nichts zu befürchten, aber alles von der Untersuchung selbst ... Ich bin überzeugt, daß nach einem Verlaufe von zwei bis drei Jahren meiner Rückkehr nichts mehr im Wege stehen wird. Diese Zeit hätte ich im Falle des Bleibens in einem Kerker in Friedberg gesessen; körperlich und geistig zerrüttet wäre ich dann entlassen worden. Dies stand mir so deutlich vor Augen, dessen war ich so gewiß, daß ich das große Übel einer freiwilligen Verbannung wählte. Jetzt habe ich Hände und Kopf frei ... Seit ich über die Grenze bin, habe ich frischen Lebensmut."

JULIUS MEIER-GRAEFE

1867 geboren, hervorragender Kunsthistoriker und van-Gogh-Kenner, verfaßte zahlreiche Bücher (u. a. „Spanische Reise" und „Vincent", die beste van-Gogh-Biographie). Er starb vor etwa einem Jahrzehnt in Frankreich. Aus einem vor 1933 geschriebenen ESSAY über die Bildhauerin Renée Sintenis hier eine kurze Probe:

Erschreckend, zu denken, das, was man sich im allgemeinen unter Plastik vorstellt: klotzige Fäuste, mannhafte Waden, wulstige Pferdebäuche und der durchbohrende Heroenblick, sei das Gewerbe einer Frau geworden. Diese

ist Künstlerin, weil sie weiblich bleibt, also kindhaft; weil es ihr nicht einfällt, dem Mann in bornierte Intellektualität zu folgen, sondern vorzieht, Kinder in die Welt zu setzen, drollige Wesen, Püppchen, beileibe keine Germania, keine Adam und Eva, noch die lüsterne Glätte finsterer Weiber. Dinger aus dem Spielkasten setzt sie hin, aus demselben Spielkasten, den die großen Chinesen vor Ming zu ihrer Erlustigung aufmachten, der uns allen offensteht, sobald wir vergessen, daß wir Herrscher der Erde sind und jeder mit einer unsichtbaren Krone auf dem Dickkopf herumläuft. Man merkt auf einmal, daß deutsche Plastik lächeln kann. Eine Frau hat kommen müssen, um es zu zeigen. Eine Frau, nichts weiter. Ich weiß nicht viel von ihrem Talent, glaube, jede Frau müßte so oder so ähnlich kleine runde Dinger machen können, die uns anhüpfen, mit ungeschickten Ziegenbeinchen, kurios dastehen, wie eben in die Welt gesetzt, mit blinzelnden Bewegungen. Eine geniale Frau? Gleich fröstelt einem der Rücken. Unheilbare Krankheit, eine Art Elefantiasis. Der Witz ist, richtige Frau zu sein, Frau schlechtweg, nicht aus Versehen Frau Soundso; Frau und noch Mädchen zu sein, mit dem Schritt in die Welt nicht gleich in Pflicht, Erfahrung, Abstraktion zu ertrinken, sondern erst recht zu lächeln. Das Lächeln einer Frau — was bleibt uns sonst noch? Wenn alle Männer an schwadronierender Dialektik verblödet sein werden, verspekuliert, verrationalisiert, kann immer noch eine schlanke Eva dem ganzen Mechanismus ein Schnippchen schlagen und zeigen, daß Kunst nicht von Können, sondern von Spielen herkommt. Abgrundtiefer Gedanke! Wir hätten keinen Weltkrieg, wenn er begriffen wäre. Wir hätten keine Militaristen, keine Spartakisten, keinen Kubismus. Wir hätten bessere Taillen und wären, Herrgott im Himmel, weniger borniert.

PETER DE MENDELSSOHN

1908 in München geboren, jetzt Presseberater bei der britischen Kontrollkommission, begründete schon in sehr jungen Jahren seinen literarischen Ruf mit mehreren noch vor 1933 erschienenen Romanen, die mit der Intensität des persönlichen Erlebens die Zeit krisenhafter Entscheidungen festhielten. („Fertig mit Berlin?" — „Paris über mir" — „Schmerzliches Arkadien".) Seine Bücher wurden verbrannt; Mendelssohn emigrierte nach Paris. 1935 ging er nach England. Sein zuerst in England erschienener Emigrantenroman „ALL THAT MATTERS", unter dem Titel „Das zweite Leben" in der Wochenzeitung „sie" abgedruckt, schildert in einer nicht unbedingt autobiographisch bestimmten Ichform die Schicksale der aus ihrer Heimat vertriebenen und durch die Städte Europas gehetzten Flüchtlinge. Daß selbst die „Lichtstadt" Paris die meisten dieser unfreiwilligen Gäste auf die Schattenseite verbannte, zeigt der hier folgende kurze Abschnitt:

Mit meinen Zeitungen ging ich über die Terrassen der Cafés. Der Abend war eiskalt, ich hatte den ganzen Tag noch nichts verkauft ... Die Terrassen des „Dôme" und des „Coupole" waren nur dünn besetzt. Ich ging auf und ab, noch einmal auf und ab und endlich noch ein drittes Mal. Dann versuchte ich es auf der anderen Seite der Straße. Dabei quälte mich ein entsetzlicher Hunger. In der „Rotonde" verkaufte ich endlich zwei Zeitungen und ein Magazin und dann noch ein Magazin im „Napoli". Nun wollte ich wieder zurück auf den anderen Bürgersteig, um zu sehen, ob sich die Aussichten dort inzwischen gebessert hätten. Am Randstein hielt ich an, um einen

Augenblick abzupassen, in dem es möglich war, durch den endlos strömenden Verkehr auf die andere Seite zu gelangen. Plötzlich, die Straße war gerade frei, fühlte ich, daß ich nicht mehr sehen konnte. Ich starrte in die strahlenden roten Leuchtreklamen von gegenüber; sie zerflossen zu einem riesigen roten und weißen Flammenmeer. Mir schwindelte, ich griff mit der Hand an die Stirn, die Zeitungen ließ ich fallen. In mir schien alles wie Feuer zu brennen, und im nächsten Augenblick lief wieder die Kälte wie ein eisiger Strom durch meinen ganzen Körper. Was ist denn? dachte ich. Stehenbleiben! Nur, stehenbleiben! Das war alles, was ich dachte. Dann wurde mir schwarz vor den Augen.

Als ich wieder zu mir kam, merkte ich, daß ich auf einem Stuhl auf der Terrasse des „Napoli" saß ... Ein paar Menschen standen um mich herum, man starrte mich neugierig an. Ein Polizist sprach ruhig und freundlich auf mich ein. Er hielt ein Glas Kaffee in der Hand, mechanisch, ohne die Leute ringsum zu beachten, nahm ich es ihm ab und trank es aus. Dann fühlte ich mich etwas besser. Der Polizist nickte mir zu.

„Glauben Sie, daß Sie jetzt allein nach Hause gehen können?" fragte er. Ich nickte. Plötzlich fühlte ich die starrenden Blicke der Menschen ringsum fast körperlich auf mir ruhen. Da packte mich eine überwältigende Todesangst. Von Furcht und panischem Schrecken gejagt, sprang ich auf, griff nach meinen Zeitungen und rannte fort, ohne mich auch nur umzusehen.

WALTER MEHRING

Meisterhafter Beherrscher des politischen Chansons, wurde 1896 in Berlin geboren. Piscator führte seinerzeit Mehrings „Kaufmann von Berlin" auf. Er emigrierte und schrieb im Exil seine Bücher „Und euch zum Trotz" und „Müller, Chronik einer deutschen Sippe". Welche Töne ihm zu Gebote stehen, zeigt denen, die ihn nicht kennen, die „ODE AN BERLIN" in dem von Erich Grisar herausgegebenen Sammelband „Denk' ich an Deutschland in der Nacht" (Verlag „Volk und Zeit"):

Manchmal berliner Ick aus'n Traume
Und soone Träne kullert mir uffs Chemisett,
Ick höre immassu:
„Nu sind wir frei im deutschen Raume!"
Nee, Emil, nich, det ick dir flaume,
Emil, angter nanu (entre nous):
Jloobst'n det: Jloobst'n det?

I.

Ihr Spreeathener rauh mit defter Plauze:
Wir kenn uns doch, mir kommt ihr doch nich dooi.
Der helle Deez, die wunderbare Schnauze,
Der vierte Hinterhof mit Feez und Schwoof,
Die jriene Minna, und die Mutta Jrien
Und sonntachs nach die Müggelberje peesen
Mir wollt a wat erssähln von fremdem Wesen?
Mir nich, Berlin! Mir nich, Berlin!
Ick war doch immer mang eich mang mit Herz und Breejen:
Det is der Dank — is das der Dank? Von wejen!

II.

Ihr duften Pankejöhrn, ihr frechen Bollen!
Wir jing'n uns doch ins gleiche Freibad aal'n.
— Ein Kißken, Schatz! — Herr Oba noch sswee Mollen!
Der Mond da drob'n — der konnte uns wat mal'n!
Det war doch soo — wir hatten doch wat los,
Wenn wir zwei in de Lausekiste pennten —
Mir willste sahr'n von fremden Elementen?
Nee, sach man bloß! Nee, sach man bloß!
War ick nich immer mang dir mang mit Herz und Breejen?
Det is der Dank — is das der Dank? Von wejen!

III.

Ihr Bowkes — und ihr blauen Abführmittel:
Jetzt bin ick Neese, wenn's nach Treptow jeht?
Nu brüllt ihr: Heil? und looft im braunen Kittel!
Wat denn! Da hat wohl eener dran jedreht?
Ick weeß doch, wo die Ferdeäppel blieh'n,
Ick stand doch du und du mit jedem Zossen.
Mir habt ihr aus die Innung ausjeschlossen?
Sach mal, Berlin, schämste dir nich?
Ick bleibe mang dir mang mit Schnauze, Herz und Breejen!
Wat is dein Dank — das is dein Dank? Von wejen!

FRIEDRICH MUCKERMANN

Aus Bückeburg stammend, wurde er nach dem Studium Priester und Jesuit und leitete, nach einem Aufenthalt als Geistlicher in Rußland, einige Jahre hindurch die katholische Zeitschrift „Der Gral". Er schrieb, stark den Problemen seiner Zeit verhaftet, zahlreiche Artikel, die er zum Teil in dem Buch: „Der Mönch tritt über die Schwelle", vereinigte. 1933 emigrierte er nach Holland, wo er die Emigrantenzeitschrift „Der neue Weg" publiziert hat. Später ging er nach Frankreich, wo er sich in Flugschriften und Rundfunkreden gegen Hitler wandte. Beim Einrücken der Deutschen floh er nach Südfrankreich, lebte eine Weile verkleidet unter Bauern und gelangte schließlich in die Schweiz, wo er 1946 gestorben ist. — Aus Muckermanns Essayband: „DER MÖNCH TRITT ÜBER DIE SCHWELLE":

Viel Gewaltiges gibt es, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch. Dieses Wort des alten Tragöden fällt mir ein. Der Gespenster des Kosmos lacht er. Aber wie, was wird er mit den Dämonen beginnen, die aus seiner eigenen Tiefe steigen? Am Ende wird dieses Flugzeug einmal mit Bomben beladen seine Fahrt antreten. Überhaupt der Weltkrieg und die Aussicht auf einen neuen, die Materialschlacht! Lionardo schrieb einst in sein Tagebuch, als er von der Möglichkeit eines Flugzeuges sprach, Lionardo, der große Techniker, der doch mehr war als dies: Diese Erfindung werde ich den Menschen nicht mitteilen. Sie soll verborgen bleiben in diesen Zeilen. Denn was werden die Menschen mit solch einer Erfindung anfangen? ... Sie haben es gezeigt, als sie Flugzeug, Tank und Giftgas gegen das Leben der Nationen einsetzten. Sie haben Lionardo recht gegeben. Was wird sein? Wenn einmal der Apparat der Technik sich über die ganze Erde erstreckt, wenn dieser

Apparat mit einigen wenigen Griffen in einer geheimen Zelle irgendwo auf der Welt zum Aufbau oder zur Vernichtung gelenkt werden kann, wenn der Mensch, der diese Griffe bedient, ein Verbrecher ist, ein Unhold, ein Luzifer, was dann?

ALFRED MOMBERT

Das Gesamtwerk dieses Einsamen, der vor 1933 der preußischen Dichter-Akademie angehörte und dessen Bücher später verboten wurden, eine mythologische Schöpfung von heute noch kaum zu ermessender Tiefe, wird hoffentlich eines Tages wieder sichtbar werden. Mombert, der Dichter der „Schöpfung", der dramatischen Trilogie „Aon", des Gedichtwerkes „Der Denker" wurde 1872 in Karlsruhe geboren. 1940 wurde er von der Gestapo verschleppt, später von Freunden in die Schweiz gerettet, wo er 1942 gestorben ist. — In einer BETRACHTUNG, die vor 1933 in der „Literarischen Welt" erschienen ist, heißt es:

Wer statt am Fluß im Bergwald spaziert, der gerät manchmal vor einen Ameisenhaufen. Gerade hat ein böser Junge in diabolischer Chaoslust mit seinem Stecken darin herumgestochert und sich dann in die Büsche verzogen. Nun geht es hier drunter und drüber! Die Ameisen rennen irrsinnig durcheinander. Erst vorwärts — dann rückwärts. Wer die Ameisensprache versteht, kann sie jammern hören: „Das Weltall eingestürzt", „Untergang des Abendlandes", „Kulturbruch", „Keine Schönheit mehr".

Kommt man nach einer Weile wieder dort vorüber, so ist schon wieder alles in Ordnung gebracht und neu aufgebaut; und das Ameisenleben geht seinen geregelten Gang.

Die „Herrscher über die Naturkräfte": die Herren Europäer: — Sollten sie unfähiger sein? — —

Aus dem seinerzeit erschienenen Auswahlband von Momberts Lyrik hier eine kurze Probe:

Ich war nicht Haupt und nicht Hand,
Ich war ganz Feuer, Glut und Brand.
Ein Wagen rollte über die Wogen,
Hingestreckt lag ich bewußtlos drinnen,
Nur das Brausen des Meeres drang zu meinen Sinnen,
Und die grauen Tiere, die mich überflogen,
Groß wie frühe Morgenewigkeit.
Und der Glanz dann unter den spritzenden Räderbogen.

Ich lag in ungeformten Schöpfungstürmen.
Noch war kein Gewölbe aufgerichtet,
Mein Auge ins tiefe Innere gerichtet.
Ich hörte die schweren Wogen des Geistes
Brausend an unsichtbare Küsten stürmen.
Manchmal: ich wußte, meine Lippe glänzte.
Manchmal: ich fühlte, wie mein Augenlid sich hob.
Dann sah ich einen brennenden Scheiterhaufen,
Hochdrauf ein nacktes Weib in Posaunenpracht.

Als noch nichts war und nichts stand,
Lag schon darüber meine große Hand.
Denk ich an jene ungeheure Zeit,
Stürzt mir mein Herz ins Meer vor Seligkeit,
Daß große Sonnen heiß dichtdrüber schweben
Und mir mein Schöpferglück zu fühlen geben.

JOSEF MÜHLBERGER

Über Mühlbergers erste Erzählung: „Die Knaben und der Fluß" schrieb Hermann Hesse: „Es werden jeden Tag neue Dichter gepriesen, aber hier ist wirklich einer. Die Erzählung ist nicht gewollt, nicht gemacht, nicht gekonnt — sie ist da wie eine Vogelmelodie. Man liebt das Buch nach der ersten Seite. Es ist die schönste und einfachste Dichtung, die ich seit langer Zeit gelesen habe." Mühlberger schrieb außerdem einen Roman „Die große Glut", Gedichte und Dramen. 1936 wurde ein Schreibverbot gegen ihn erlassen; neuere Arbeiten von ihm brachte die in Lorch erscheinende Zeitschrift „Aussaat". Dem Insel-Almanach auf das Jahr 1936 entnehmen wir eine an Stifters eindringliche Darstellungsart erinnernde Naturbetrachtung des bedachtsamen Prosakünstlers und Dichters — „DER FELDRAIN":

Was ist denn schon viel an einem Feldrain, diesem dürren Stein- und Sandwall mit den spärlichen Kräutern und dem verdächtigen Geraschel und Geknister! Er ist etwas Nebensächliches, gewissermaßen Zufälliges am Weg entlang zwischen dem blauen Kornfeld und den breiten Wiesen, auf denen eben das erste Heu duftet. Man hat hier Steine aus den Feldern zusammengeworfen oder den Acker des Hanges durch eine Mauer dämmen müssen oder hat einen Fahrweg gebraucht — gleich hat sich allerlei Unkraut festgesetzt, das nicht einmal dicht genug wächst, daß man es abhaun könnte; die Sichel würde mit jedem Schlag eine Scharte bekommen. So ein Feldrain ist etwas richtig Nichtsnutziges.

Es ist wahr, es ist zunächst lange Zeit darauf nichts los; Schnee und Eis liegen noch zwischen den Steinen, wenn aus dem verwesenden Laub des Waldes längst die blauen Sterne des Leberblümchens leuchten und auf den feuchten Wiesen die Himmelschlüssel in üppigen Dolden stehen. Selbst zur Veilchenzeit, auch dann noch, wenn das weißliche Violett des Wiesenschaumkrautes alles Grün überdeckt, ist so ein Feldrain noch immer schmierig, grau und leblos. Seine Zeit kommt mit dem Sommer. So in den Tagen, wenn das Gras reif zu werden beginnt und die Wiesenblumen abblühen. Wenn dann die Landschaft hügelauf, hügelab einförmig grün zu werden anfängt, durchweht von den ersten Zeichen des Gilbens, erwacht der Feldrain. Da blüht alles langsam und bescheiden aus dem Sand und zwischen den Steinen hervor, darum vermögen auch Kraut und Blüte der größten Hitze zu trotzen. Ja, das kleine Zeug freut sich geradezu auf Dürre und Sonnenglut. An den Sand darf man gar nicht rühren, gleich fängt er an zu rieseln; so trocken ist er. Der Feldrain leuchtet vor Freude und Wohlbehagen. Die gelben Dolden der Wolfsmilch, der sommerblaue Günsel und die funkelnde Pechnelke, die fallen selbst dem auf, der flüchtig vorbeigeht. Aber unsichtbar regt sich ein vielfaches Leben: bescheidene Kräuter und Blüten, die klein und hart, aber zäh sind und lustig und munter bleiben, wenn die Landschaft, selbst bis in die Wälder hinein, matt und erschöpft liegt. Dann schlägt es uns aus dem Feld-

rain wie aus einem duftenden Bad entgegen. Der Thymian mit seinen bescheidenen Blütenflocken — weiß, zartrosa oder auch purpurrot — hat große Polster gebildet, aus welchem die Flämmchen der Steinnelke brechen, Mariä Tränen, wie sie das Volk nennt; stärker noch ist der Geruch von den Lavendelstengeln, darauf zwischen zwei, drei kleinen, mattgrünen Blättern vier, fünf und mehr zierliche, rötlichblaue Lippenblüten stehen: die Düfte des Thymians und Lavendels sind zugleich süß, bitter und herb und säuerlich; den süßesten Geruch strömt der Klee aus, weißer, gelber, roter; der gewöhnliche Steinklee ist hier auf dem kargen Sandboden ein anderer als auf Feld und Wiese; er ist purpurrot. Über ihm schweben, nur wie eine duftige Wolke, die schleierzarten, weißen Blüten des Labkrautes; sind sie gelb, dann duften sie honigsüß.

ERICH MÜHSAM

1878 in Berlin geboren, als Untersekundaner wegen „sozialistischer Umtriebe" von der Schule relegiert, veröffentlichte 1914 seine gesammelten Gedichte „Wüsten, Krater, Wolken", denen sich andere Gedichtbände und Dramen anschlossen. In den Jahren 1911 bis 1915 gab er „Kain", eine Zeitschrift für Menschlichkeit, heraus. Wegen seiner Teilnahme an der Errichtung der Münchener Räteregierung wurde er zu langjähriger Festungshaft verurteilt, freigelassen und 1933 von der Gestapo ins KZ geschleift, wo er, sich standhaft weigernd, das Horst-Wessel-Lied zu singen, grausame Quälereien über sich ergehen lassen mußte, die mit seiner Ermordung endeten. Seine Dichtungen sind Dokumente der Menschlichkeit, einer nicht bloß nebelhaften Humanität; von ihr ist auch Mühsams Gedicht „PREDIGT "erfüllt:

Ich sage nicht, du darfst nicht hassen, —
noch sag' ich, daß du hassen mußt:
Der Herzschlag in bewegter Brust
läßt sich nicht in Gebote fassen.
Auch Liebe horcht nicht auf Befehle,
du liebst: Verständest du mich denn,
wenn ich der Liebe Namen nenn',
ein fremdes Wort in deiner Seele?
Ich weiß dich lieben. Meine Stimme
braucht dir nicht sänftigend zu sein.
Du brauchst Erbarmen und Verzeihn
und suchst im Guten nicht das Schlimme.
Doch fälsch' die Liebe nicht zur Schwäche!
Dem Argen stelle dich nicht blind.
Wo Niedertracht und Lüge sind,
da ficht', da rotte aus, da räche!
Nicht will ich dich zum Hasse machen
und sprech' auch nicht: Hab keinen Haß!
Doch will ich dir ohn' Unterlaß
der Leidenschaften Glut entfachen.
Nicht alles Heil entströmt der Milde.
Die Liebe ist ein reich'rer Born:
Verschmähe nicht ihr Salz, den Zorn!
Stark forme deine Welt zum Bilde!

ROBERT MUSIL

1880 in Klagenfurt geboren, veröffentlichte nach einigen vorangegangenen Erzählungen den großen Roman „Der Mann ohne Eigenschaften", der ihn als einen Epiker von europäischem Format erwies. Robert Musil ging in die Schweiz und schrieb dort verschiedene Bücher. Sein Tod im Exil (1942) bedeutet einen schmerzlichen Verlust. Aus dem früher bei Rowohlt erschienenen Roman: „DER MANN OHNE EIGENSCHAFTEN" hier die Charakteristik eines Mädchenmörders:

Moosbrugger war als Junge ein armer Teufel gewesen, ein Hüterbub in einer Gemeinde, die so klein war, daß sie nicht einmal eine Dorfstraße hatte, und er war so arm, daß er niemals mit einem Mädel sprach. Er konnte Mädels immer nur sehen; auch später in der Lehre und dann gar auf den Wanderungen. Nun braucht man sich ja bloß vorzustellen, was das heißt. Etwas, wonach man so natürlich begehrt wie nach Brot oder Wasser, darf man immer nur sehen. Man begehrt es nach einiger Zeit unnatürlich. Es geht vorüber, die Röcke schwanken um seine Waden. Es steigt über einen Zaun und wird bis zum Knie sichtbar. Man blickt ihm in die Augen, und sie werden undurchsichtig, man hört es lachen, dreht sich rasch um und sieht in ein Gesicht, das so reglos rund wie ein Erdloch ist, in das eben eine Maus schlüpfte.

Man könnte also verstehen, daß Moosbrugger schon nach dem ersten Mädchenmord sich damit verantwortete, daß er stets von Geistern verfolgt werde, die ihn bei Tag und Nacht riefen. Sie warfen ihn aus dem Bett, wenn er schlief, und störten ihn bei der Arbeit; dann hörte er sie tags und nachts miteinander sprechen und streiten. Das war keine Geisteskrankheit, und Moosbrugger mochte es nicht leiden, wenn man derart davon sprach; er putzte es freilich manchmal mit Erinnerungen an geistliche Reden auf oder legte es nach den Ratschlägen des Simulierens an, die man in den Gefängnissen erhält, aber das Material dazu war immer bereit; bloß etwas verblaßt, wenn man nicht gerade darauf achtete.

So war es auch auf den Wanderschaften gewesen. Im Winter ist für einen Zimmermann schwer Arbeit zu finden, und Moosbrugger lag oft wochenlang auf der Straße. Nun ist man tageweit gewandert, gelangt in den Ort und findet kein Unterkommen. Muß bis spät in die Nacht weitermarschieren. Für eine Mahlzeit hat man kein Geld, so trinkt man Schnaps, bis hinter den Augen zwei Kerzen leuchten und der Körper allein geht. In der „Station" will man nicht um ein Nachtlager bitten, trotz der warmen Suppe, teils wegen des Ungeziefers und teils wegen der kränkenden Scherererei; so bettelt man lieber ein paar Kreuzer zusammen und kriecht einem Bauern ins Heu. Ohne ihn zu bitten natürlich, denn was soll man erst lange fragen und sich doch nur beleidigen lassen. Am Morgen gibt das freilich oft Streit und Anzeigen wegen Gewalttätigkeit, Vagabondage und Bettelei, und schließlich ergibt es einen immer dicker werdenden Band solcher Vorstrafen, den jeder neue Richter wichtigtuerisch aufmacht, als ob Moosbrugger darin erklärt wäre.

Und wer denkt daran, was es heißt, sich tage- und wochenlang nicht waschen zu können. Die Haut wird so steif, daß sie nur grobe Bewegungen erlaubt, selbst wenn man zärtliche machen wollte, und unter einer solchen Kruste erstarrt die lebendige Seele. Der Verstand mag weniger davon berührt werden, das Notwendige wird man ganz vernünftig tun; er mag eben wie ein kleines Licht in einem riesigen wandelnden Leuchtturm brennen, der voll zerstampfter Regenwürmer oder Heuschrecken ist, aber alles Persönliche ist darin zerquetscht, und es wandelt nur die gärende organische Substanz.

HANS NATONEK

Publizist und Verfasser von Romanen (u. a. des Romans „Geld regiert die Welt"), verließ Deutschland nach 1933 und schrieb in den USA ein autobiographisches Buch: „In Search of Myself", in dem schmerzliche Töne des Verlassenseins in der Fremde laut werden. — Einige Abschnitte aus einer seinerzeit in einer Zeitschrift erschienenen Betrachtung: „ZUR PHYSIOLOGIE DES STILS" zeigen den 1892 in Prag Geborenen als einen witzigen Philosophen des Feuilletons:

Man könnte die Schreibenden in zwei Kardinalgruppen teilen: in solche, die nicht nur einen Buckel haben, sondern ihn auch schreiben, und in solche die ihn schreibend überwinden. (Wobei zu bemerken ist, daß es auch unsichtbare Buckel gibt.) Beispiel für einen Buckel-Überwinder: Nietzsche. Er hätte sich geschämt, Körperlich-Organisches, Menschlich-Funktionelles durch den Stil zu bekennen. Diese Scham war es vielleicht, die ihn zur Antithese seiner Konstitution trieb und ihn, den einsamen Schwächling, die Machtmenschen verherrlichen ließ. Nietzsche war der Überwinder der eigenen Dekadenz, daher sein Haß gegen die Müden und Schwachen. Beispiel für einen, in dessen Werk die Galle — in wundervollster Filtration — erkennbar ist: Schopenhauer. Die Philosophie des chronischen Magenkatarrhs kann anders auch Pessimismus und Misanthropie heißen; und Optimismus ist vielleicht nur die Denkfunktion einer vollendet funktionierenden Verdauung.

*

Manche Sätze von Oscar Wilde sind so sehr sprachgewordene Perversität, so voll frivoler Paradoxie, daß sie nur von einem Päderasten geschrieben sein können. Das Geschlecht, titanisch gegen den Himmel gebäumt, das ist Strindbergs Stil. Wedekind ironisiert seinen Exhibitionismus. Wie von ganz anderer Konstitution, wie kerngesund inmitten einer schlichten, aber redlichen Welt, an Gottes Lippen hängend: Matthias Claudius. Die Stöße des Bluts, die Sekretion der Galle, der Stoffwechsel, der Rhythmus der Säfte, das Anschwellen und Abklingen der Triebe sind die bildenden, in die Tiefe unseres Organismus gebetteten Kräfte des Stils.

*

Eine Geschichte der Satire und polemischen Literatur muß unvollständig bleiben, solange nicht die satirischen Autoren auf Milz, Galle, Leber und Nieren geprüft sind ... Dies will nicht besagen, daß die Satire ihren Sitz in der Galle hat, wohl aber, daß sie ohne diese Sekretion nicht die ihr eigentümliche Form und Schärfe besäße. Es genügt nicht, die Schmach und das Unrecht, die in der Welt sind, zu empfinden — man muß, um Satiriker zu sein, auch genügend Galle haben, „die bitter macht den Druck" (wobei man hier den Druck ruhig im typographischen Doppelsinn gebrauchen mag). Die Reizbarkeit und der Zorn hängen sicherlich mit der physischen Sekretion der Galle zusammen, und ich glaube, daß man durch eine entsprechende Gallenoperation aus manchem Satiriker den sanftmütigsten Elegiker machen könnte.

*

Man kann mit der Galle auch eine Art von l'art pour l'art treiben; sie auch sich selbst, emanzipiert vom Ärgernis, in Wallung bringen. Ich kenne Schriftsteller, die nur schreiben können, wenn sie ihre Feder in Galle tauchen

(sie ist ihr Material, ihre Tinte, der Stoff, durch den sie sich mitteilen). Es gibt Virtuosen der Bitterkeit, die das Bittere auf ihrer wie auf unserer Zunge genießerisch zergehen lassen, und meisterliche Trübsalbläser, für die es ein Genuß ist, zu blasen, wie für uns, ihnen zuzuhören.

ALFRED NEUMANN

Alfred Neumann, 1895 geboren, schrieb vor 1933 eine Reihe historischer Romane und Novellen von faszinierender Eindringlichkeit; sie verschafften seinem Namen Weltklang. („Der Teufel", „Rebellen", „Der Patriot", „Guerra", „König Haber"). Im Exil schrieb er einen großen Romanzyklus über Napoleon den Dritten: „Der neue Cäsar" sowie den Roman der Münchener Studentenrevolte von 1943: „ES WAREN IHRER SECHS". Hier ein Abschnitt aus dem im Verlag C. Habel erschienenen Buch:

Ursula trug den Knaben in ihre Schlafkammer und entkleidete das Kind. Sie betrachtete das feste Körperchen und das runde Bäuchlein. Christoph entnahm dem Koffer ein winziges Pyjama aus heliblauem Flanell und gab es ihr. Sie streifte es dem Knaben über und deckte ihn zu.

Sie sah Christoph an. „'s ist ein Judenbub", sagte sie.

„Ja", nickte Christoph, „ich kannte die Eltern gut, sie heirateten erst November 1938, obgleich sie sich schon lange kannten. Dann kamen alle Juden ins Konzentrationslager, auch Dr. Blum; ich nehme an, er lebt nicht mehr. Und Fridolin kam im August 1939 zur Welt, am 7. August, ich weiß es genau; denn Alice war sehr glücklich, daß es ein Augustkind sei. ein Löwe."

„Ich bin ja auch ein Augustkind", lächelte Ursula.

„Ich weiß", lächelte Christoph, „ich bin ein Krebs, ein Schalentier, und Alice auch — und sie ist nach Polen deportiert worden, vielleicht halten's die Schalen aus, sie glaubt an ihre Härte, und sie konnte oder wollte nicht Fridolin mitnehmen, für ihn wär's der sichere Tod — ja, sie wollte ihn nicht mitnehmen; denn sie liebt ihn sehr. Und sie brachte ihn mir, in der letzten Minute."

„Und du bringst ihn mir", sagte Ursula.

„Wem denn sonst?" fragte Christoph.

„Wem denn sonst ...", wiederholte Ursula.

„Du weißt es nicht und kannst es dir nicht vorstellen, Mutter", sprach Christoph nach einer Pause, „aber es gibt Juden oder Halbjuden in Deutschland, die entehren ihre Mutter und machen sie zu Ehebrecherinnen mit einem Nichtjuden, um durch das Netz zu schlüpfen und genehm zu sein der Rassenbrut."

„Das ist eine himmelschreiende Sünde", sagte Ursula.

„Aber was ist dies, Mutter?" fragte Christoph. „Wenn es wieder die Zeit ist des bethlehemitischen Kindermords und eine Frau zu den Häschern des Herodes sagt: das ist mein Kind und kein bethlehemitisches, und es dadurch rettet und den Schimpf auf sich nimmt, eine Ehebrecherin zu sein — was ist dies?"

„Das ist keine Sünde", sagte Ursula.

ROBERT NEUMANN

1897 in Wien geboren, wurde früh bekannt durch Romane, Novellen u. a.: „Sintflut", „Hochstaplernovelle", „Die Pest von Lianora", „Das Schiff Espérance", „Mammon" und „Leidenschaft" und einen Band übermütiger Parodien: „Mit fremden Federn". Er verließ Österreich im Jahre 1934 und wandte sich nach London. Im Exil schrieb er u. a.: „Zaharoff", „Struensee", „An den Wassern zu Babylon", „Eine Frau hat geschrien". — Hier der Schluß der Novelle: „DIE PEST VON LIANORA":

Die Chronik der fünf Tage von Lianora, die Chronik der Pest von Lianora ist an dieser Stelle zu Ende. Zu berichten bleibt, daß der folgende Tag heraufzog wie andere Tage, und daß sein kaltklares Sonnenlicht kein Leichenfeld überstrahlte, sondern eine schnarchende Horde dreckiger und besoffener Lustknechte, Damen, Edelleute, Fischer und Dirnen. Man war nicht gestorben. Man starb nicht. Das war nicht die Pest.

Sie erwachten. Sie rieben sich den Schlaf aus den Augen. Den erschlagenen Heferlein, Arzt aus Deutschland, schaffte man auf einer Bahre davon. Der Richter Salimbeni schritt steinharten Gesichts und grußlos aus dem Hause Terragoni auf die Gasse hinaus und ließ einen Fischer verhaften, der des Totschlags verdächtig war. Als er am Stradone dem Wagenbauer Corticelli begegnete, reichte er ihm still und gemessen die Hand. Auch der Priester Don Balbo trat in neugeplätteter Soutane herzu. Es gelte, für Recht, für ererbte Sitte und für städtische Ordnung einzustehen, sagte die Frau des Possano, die eben am Arm ihres Gatten seidenrauschend vorüberkam. Man bekräftigte es. Mit tiefen Bücklingen, seitlich ausschreitend, drückte sich der Jude Eliotti vorbei. Man war ernst, doch gefaßt. Das niedere Volk kroch in die Nebengassen zurück.

So war nach wenigen Tagen Lianora sauber und dreckig zugleich wie eh und je. Man lebte, wie sich's eben lebt, wußte es, wenn Contessina Albergoni die Zahnschmerzen hatte oder der dicke Delle Croce seine fliegende Gicht, wußte, daß die Frau des Possano mit dem Marquis Grimaldi schlief und die schöne Ignazia mit den vierzehn Matrosen des Polizeikutters der Republik Venedig, der im Hafen vertäut lag, wußte, was man bei Cortivelli zu Abend gegessen hatte und was bei Calandrino zum Frühstück, und besuchte dazwischen Wirtshäuser, Bordelle und Kirchen, je nach Vorliebe, Zeit und Gelegenheit.

Aber noch war der Monat nicht zerfallen in die Vergangenheit, da stand das Gerücht auf unter den Fischern, man habe draußen am Meer, drei Strich gegen Nord, eine große Barkasse gesichtet, kahl, dunkel, ohne Bemannung. Zwei Nächte später verzeichnete der Mann vom äußeren Leuchtturm in seinem Buch ein Schiff, schwarz, leer, mit Trift gegen Land. Und dann folgenden Tags, im Morgengrau, stürzte der neue Lotse in die Kneipe am Hafen, verwirrten Haares, wahnsinnigen Blicks, und wies mit einem wortlosen Keuchen hinaus. Die Besucher der Bude, auftaumelnd aus halbem Schlaf, Marktleute, Dirnen, Matrosen, liefen auf die Mole hinüber und starrten von ferne, dicht aneinandergedrängt, mit weißen Gesichtern.

Da war eine schwarze Barkasse angetrieben. Am kahlen Verdeck stand ein Tier, gestreckten Leibs, mit triefenden Lefzen und einem Menschengesicht. So stand es und heulte.

Vier Stunden später fiel unten am Fischmarkt einer von jenen Marktleuten plötzlich hin und war tot. Am gleichen Abend fand man in der

Mantelgasse drei Leichen. Folgenden Morgens waren es siebzehn. Und noch war der Monat nicht zerfallen in die Vergangenheit, da strich's die Gassen hin, sprengte Tore, brannte Häuser, knackte Schädel, trat, trappte, biß, brach. Die Stadt lag in Schutt. Kahlgefressen und blank waren Menschenknochen in alle Winde gestreut. Gestalten hockten in harter, flirrender Sonnenbläue auf Schwellen, lehnten an Häuserwänden mit verwesten Gesichtern. Der Kutter der Republik Venedig war führerlos in die Steine geraten und an der Flanke geborsten. Von seinem zersplitterten Maste flackte im Wind ein gelbes Laken weithin.

BALDER OLDEN

1882 geboren, schrieb vor 1933 eine Reihe von Romanen, darunter den antiimperialistischen Kriegsroman „Kilimandscharo". Sein Carl-Peters-Roman „Ich bin Ich" wurde ein großer Erfolg. Seine im Exil geschriebenen Romane und Schriften werden im Greifen-Verlag erscheinen. Olden lebt jetzt in Uruguay. Der nachstehende Beitrag ist Balder Oldens 1934 veröffentlichter Absage an den Nazismus entnommen; sie erschien unter dem Titel: MIR WÄRE NICHTS BESONDERES PASSIERT:

Ich gehöre zu denjenigen, die „viel zu früh über die Grenze gegangen sind", denen nach Herrn Barthels beruhigenden Worten „nichts Besonderes passiert" wäre, wenn sie das „Dritte Reich" erwartet und begrüßt hätten. Ich war ja nur ein unpolitischer Romancier. Mein Roman „Kilimandscharo" hatte zwar die Überzeugung geweckt, daß ich den Krieg nicht für den Vater aller Dinge hielt und selbst einen so glorreichen Feldzug wie den 1914—18 in Afrika geführten verabscheute. Aber andererseits prangte mein Carl-Peters-Roman „Ich bin Ich" in vielen deutschnationalen Bücherschränken, zahlreiche Nationalisten hielten ihn irrtümlich für die Verherrlichung eines der Ihren. Als Nichtjude, als Frontkämpfer, durch Jahrzehnte Mitarbeiter bürgerlicher, auch konservativer Zeitungen und Zeitschriften, war ich der Reichstagsbrandstiftung völlig unverdächtig und hätte weiterleben können wie ich bisher gelebt hatte. Als ich den Staub Deutschlands schon lange von meinen Pantoffeln geschüttelt hatte, erreichten mich noch wohlgemeinte Briefe inzwischen gleichgeschalteter Redaktionen, ich sollte Beiträge senden, und im Exil wurde ich mit dem Rufe begrüßt: „Was wollen Sie denn? Sie hätten doch weiß Gott nicht zu fliehen brauchen!"

Ich habe diese Ansicht erst später begriffen, erst vor kurzem eigentlich, als vier unserer besten Dichter sich zu einem Kompromiß mit dem Dritten Reich bereit erklärten. Mir war der Gedanke, die Hitlerregierung schweigend zu dulden, unvorstellbar. Ich wußte längst, daß Hitler von all seinen Versprechungen nur die Greuel wahrmachen würde, weil sie das Einzige waren, was er wahrmachen konnte. Brot hatte er nicht zu geben. Zu neuer Macht konnte er das Reich nicht führen. Sein Geheimplan, dessen Ausführung er keiner anderen Regierung gegönnt hatte, mit einem Schlag die Arbeitslosigkeit aus der Welt zu schaffen, blieb auch nach der Machtergreifung sein Geheimnis. Aber Zehntausende der tapfersten Deutschen zur Dauerfolter verdammen, den Geist in Eisen legen, sechshunderttausend Juden unter gräßlichster Seelenpein in den Hungertod treiben, Galgen und Schafotte über das Reich hinsäen, Inquisitionskammern in jedem Marktflecken des Landes errichten, die Hochschulen in Kasernen verwandeln, die Freunde des internatio-

nalen Friedens zu Feinden der Nation und vogelfrei erklären, zarte Kinder beim Abc zu Mördern und Folterknechten erziehen, aus der deutschen Justiz, die seit langem erbärmlich krankte, eine grauenhaft stinkende Leiche machen – diesen ganzen Teil seines Programms, das in den Boxheimer Dokumenten festlag, konnte er im Handumdrehen ausführen.

Eine Satrapenschar, wie die Welt sie noch nie erlebt hat, eine Schar approbierter Fememörder, Ministermörder, gemeingefährlich befundener Geisteskranker stand ihm zur Verfügung. Ich sah ihn mit entsetzten Augen noch entstehen, diesen Garten der Qualen: Deutsches Reich. Auf offener Straße droschen die Totschläger der SA Menschenschädel zu Trümmern, Zuchthäusler wurden Polizeibeamte; jedes Haus, in dem man sich schlafen legte, konnte über Nacht zur Todesfalle werden. Mit jedem Wort des Protestes sprach man sich selbst das Urteil. Was die eigenen Augen gesehen hatten, durfte der Mund nicht wiedergeben. Sie hätten doch weiß Gott nicht zu fliehen brauchen!

Was wäre denn meine Aufgabe gewesen? Die Augen, die Ohren zu schließen, heitere Romane, friedvolle Stimmungsbilder aus vergangenen Tagen zu schreiben, ein Lügner zu werden, wie ihn Gott nicht erbärmlicher schaffen konnte. So hätte ich in Schanden grau werden, vielleicht auch das Dämmern einer besseren Zukunft erleben können, für das a n d e r e Männer kämpften. Aber dann wäre ja einst mein Grab ein Misthaufen unter Zypressen gewesen. Es gab nur Selbstmord oder — nein, auch die Flucht aus Deutschland war keine Flucht vor dem Selbstmord! Das Brüllen der Gequälten tobt für den, der es hören will, millionenstimmig über alle Grenzen des Hitlerreiches, man kann nichts anders denken, wie sollte man anders schreiben? Um mich nicht ausrotten zu müssen, mußte ich mit dem Geist des Bösen kämpfen, aber wie, mit welchen Waffen?

In den ersten Monaten des Exils hatte ich fast vergessen, daß ich eine Waffe besitze, daß ich Romane schreiben kann, daß eine Tat zu versuchen war, wie sie einst „Onkel Toms Hütte" gewesen ist, dies fromme Werk eines redlichen Frauenzimmers, das, wie kein anderes Buch, die Schmach der Negersklaverei von der Erde tilgen half. Diesen Roman habe ich nun geschrieben, nicht im Fieber der Wut, sondern so kalt, wie nur der tiefste ehrliche Haß macht. Er soll dort wirken, wo Leitartikel und Pamphlete nicht hindringen, er soll bildhaft machen, was die zivilisierte Menschheit heute noch nicht fassen kann. Nur ein Tausendstel, ein Zehntausendstel aller Greuel, von denen ich wußte, durfte ich andeuten — nur so viel, wie die Menschheit mit ihren stumpfen Organen und trägen Herzen gerade noch aufnehmen kann. Manchmal, während der Arbeit, kam ich mir wie ein Lügner vor, weil ich so viel Wahres verschwieg. Aber es war doch schön, zu denken, daß dies Zehntausendstel Ohren aufreißen und Herzen zum Sturm anfachen könnte, bis sie Kraft genug haben, die ganze Wahrheit zu hören und zu glauben, bis sie nicht mehr zaudern können, das Infame auszurotten. Aber, selbst wenn mein Buch ein Fehlschlag werden sollte, wenn mir der große Fanfarenstoß nicht gelungen ist — was meine Kraft vermag, habe ich getan.

Zu diesem Zweck, um meine Seele retten zu können, war es weiß Gott nötig, daß ich das Land verließ, für das ich in Ostafrika im Weltkrieg gekämpft, dem ich eine Steuer von sechs meiner besten Jahre entrichtet habe, und in dem mir vielleicht — nichts Besonderes passiert wäre.

RUDOLF OLDEN

Wurde am 14. 1. 1835 in Stettin geboren. Er war, bevor er sich dem Journalismus zuwandte, Assessor in Bonn und Oberleutnant in einem Dragoner-Regiment. In den zwanziger Jahren holte ihn Theodor Wolff als politischen Redakteur in das „Berliner Tageblatt". Zur gleichen Zeit trat Olden, der auch Rechtsanwalt am Kammergericht in Berlin war, als Strafverteidiger in politischen Prozessen hervor. Er kämpfte sowohl als Advokat wie auch als Journalist um den Kopf des Russen Jakubowsky, und er war einer der Verteidiger Carl von Ossietzkys vor dem Reichsgericht in Leipzig. Über die Tagespolitik hinaus wandte er sich der Historie zu. Seine Stresemann-Biographie wurde 1930 in Deutschland veröffentlicht. Sein letztes in Deutschland veröffentlichtes Buch heißt: „Das Wunderbare oder die Verzauberten" (Rowohlt-Verlag 1932), eine prophetische Analyse der Sekten und „Wundertäter" des deutschen Totentanzes vor und unter Hitler. Olden entging der Verhaftung nach der Reichstagsbrandstiftung durch rechtzeitige Flucht, und er fand Asyl in England, wo er zuerst in London, später in Oxford lebte und lehrte. Seine im Exil entstandenen Bücher „Hitler der Eroberer" und „Hitler das Werkzeug" sowie seine große Hindenburgbiographie fanden weite Verbreitung in vielen Ländern und Sprachen, und nach seinem Tode erschien noch in England seine „History of Liberty in Germany" (Gollancz 1946), eingeleitet von Gilbert Murray. Olden, der vom Juni bis zum August 1940 in England interniert wurde, fand auf der Überfahrt nach Amerika mit seiner Gattin Ika den Tod in einem Rettungsboot (oder in der Kabine) des von deutschen Unterseebooten torpedierten Schiffes „City of Benares", im September 1940. Dies schrieb Rudolf Olden über CARL V. OSSIETZKY, dem er freundschaftlich nahegestanden hat:

Wenn ich an ihn denke, sehe ich ihn wie einen adeligen Fechter, St. Georg, oder einen Chevalier des Rokoko. Cyrano de Bergerac könnte ihm geglichen haben. So war sein Stil, so seine geistige Haltung, so auch sein Auftreten, wenn er öffentlich zu erscheinen hatte. Er war weltenweit entfernt von dem Typ des großen Demagogen, der heutzutage die populären Erfolge einheimst.

Ich denke vor allem an die Prozesse, in denen ich die Ehre hatte, neben ihm zu sitzen. Und da ist mir, mehr als anderes, unvergeßlich jene Verhandlung in Moabit, wo er sich zu verantworten hatte, weil er Tucholsky schreiben ließ: „Soldaten sind Mörder". Man hatte ihn von Tegel, wo er anderthalb Jahre wegen Landesverrats bleiben sollte, dorthin gebracht. Von der Amnestie war noch nicht die Rede, noch regierte Brüning, und Vorstöße bei ihm hatten zu nichts geführt. Die Aussichten waren trüb, und nun beantragte der Staatsanwalt ein ganzes Jahr zusätzliches Gefängnis. Das hätte manchen anderen, der auch nicht feig war, zur Vorsicht gemahnt.

Während der Ankläger plädierte, zog unten eine Musikbande der Reichswehr vorbei. Es war ein heller Sommertag, die Fenster standen weit offen, und die militärischen Klänge drangen ungehemmt in den Saal.

Nach mir sprach Ossietzky sein Schlußwort. Und er zögerte nicht, das seltsame Zusammentreffen in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen: daß es die Reichswehr sei, die gegen die Republik arbeite, die Reichswehr, die er deshalb angegriffen habe, die Reichswehr, die ihn verfolge, die Reichswehr, die die Anklagen gegen ihn zusammenbraue, und ob der Staatsanwalt nicht selbst gefühlt habe, daß es „Die Stimme seines Herrn" war, die da von der Straße heraufgedröhnt habe. Der Herr im Talar neben dem Richtertisch zuckte ein bißchen, aber weiter geschah nichts. Das Gericht hielt sich anständig und wies die juristisch unmögliche Anklage ab.

Wie das gesprochen wurde, leise und bestimmt, biegsam und hart zugleich, fern von Pathos, aus dem Handgelenk, mitten ins Herzstück des Gegners geschnellt. Er war der von uns, der den eleganten Stichdegen führte, gelenkig, schnell, treffsicher. Daß diese preußische Armee, dieses Offizier-

korps, die berühmte Brüderschaft, die seit zwei Jahrhunderten immerfort vom „point d'honneur" redet, nie die leiseste Sympathie für diesen Feind gezeigt hat, das war mir, der ich auch einmal zu ihr gehört habe, immer ein besonders trübes Zeichen der Zeit, in der alles in Plumpheit und Schäbigkeit versunken ist. Kluger, feiner, aristokratischer, tapferer Ossietzky, auch du bist ein Deutscher, und das muß dabei helfen, daß man nicht an seiner Nation verzweifelt. „Er war ein Ritter", hat jemand am Sarg Paul Levis gesagt. Du warst es auch, gequälter SA-Rekrut, Schlammgräber, Nobelpreisträger, armer Gefangener — ein Ritter!

MAX OSBORN

Verfasser einer Kunstgeschichte, zahlreicher kunstgeschichtlicher Essays und langjähriger Kunstkritiker im Ullstein-Verlag; ging ins Exil, wo er sein autobiographisches Buch „Der bunte Spiegel" schrieb; 1946 ist er, 76 Jahre alt, in den USA gestorben. — In einem seinerzeit in der Hauszeitschrift des Propyläen-Verlages „Der Spiegel" erschienenen Essay schrieb er über „KÜNSTLER ALS BEKENNER".

„Bilde, Künstler, rede nicht" — ein schönes Wort und ein ebenso zweifelhaftes Wort. Wie arm wären wir, wüßten wir nicht aus Briefen, Vorträgen, Gelegenheitsreden, autobiographischen Skizzen, Lebenserinnerungen, Aufzeichnungen, poetischen Versuchen und nicht zuletzt aus ganz ehrlich und bewußt theoretischen Darlegungen, wie es im Innern begabter und genialer Menschen aussieht, für die das Wort gewiß nur ein Notbehelf des persönlichen Ausdrucks ist.

In dem Augenblick, da, von der Woge der Renaissancebewegung getragen und hoch emporgehoben, die menschliche Persönlichkeit sich frei aus der mittelalterlichen Gebundenheit löst, sich überhaupt erst als Begriff ausbildet und im ersten stürmischen Anlauf gleich zu den höchsten Kronen greift, da aus Jahrhunderte alter Anonymität „der Künstler" als klar umrissenes Individuum, als selbständiger Typus des geistigen und sozialen Lebens der Völker auftaucht, beginnt auch schon diese Freude an literarischer Selbstbespiegelung, am schriftlichen Bekenntnis der Gedanken, die das schöpferische Werk tagaus, tagein begleiteten und umspielten. Gewiß, der Respekt der Zeit vor wissenschaftlicher Begründung jeder Art kam hinzu, um Lionardo und Albrecht Dürer zu ihren theoretischen Schriften anzutreiben. Die Kunst, vordem im wesentlichen als Handwerk geachtet und auch jetzt gottlob noch mit dem Erdreich des Handwerks verwurzelt, will unzweideutig dokumentieren, daß sie keinen geringeren Rang einnimmt als die gefeierte Gelehrsamkeit. Aber sie hätte nicht zu solchen Mitteln gegriffen, wenn nicht der zum vollen Bewußtsein seiner Persönlichkeit erwachte Künstler aus natürlicher Veranlagung den Trieb verspürt hätte, das festzulegen, was sich aus zeitweiligem, oft unterbrochenem, immer wieder geübtem Nachsinnen über das Geheimnis der eigenen Tätigkeit im Lauf der Zeit als Erkenntnis herauskristallisierte und was aus langer technischer Übung der Hand als praktische Erfahrung sich ergab. Die Freude an der Mitteilung, die dem Menschen als Gemeinschaftswesen innewohnt, verbindet sich mit dem handgreiflichen Zweck, die Zeitgenossen aufzuklären, mit ihrem Verständnis auch ihre Achtung vor künstlerischer Arbeit zu erhöhen

und den nachkommenden Kollegen die Resultate der Selbstprüfung und das gewonnene Wissen als Erbteil zu hinterlassen.

Diese Renaissance-Tendenzen erhielten sich durch Jahrhunderte. Bis in den Klassizismus von der Wende des achtzehnten Jahrhunderts, der sich schmeichelte, den eigentlichen Kern der Renaissance-Idee neu und reiner selbst als ihre Begründer herausgeschält zu haben. Dann hört das Aufschichten theoretischer Gebäude als planmäßige Nebentätigkeit mehr und mehr auf, und an seine Stelle tritt die Summe der gelegentlichen Äußerungen, von denen auch der letzte Schatten des Lehrhaften abfällt, und die uns eben darum nur immer tiefer und unmittelbarer in das große Rätsel der zeugenden künstlerischen Kraft blicken lassen.

CARL v. OSSIETZKY

1889 geboren; Deutschlands unabhängigster Publizist zur Zeit der Weimarer Republik, überzeugter Pazifist und Kämpfer für Völkerverständigung, Entlarver aller politischen Dunkelmänner, ist für sein Wirken, seine Ideen und seine Überzeugung in den Tod gegangen. Obwohl Freunde ihm dazu rieten, hat er es abgelehnt, 1933 vor dem Hitlerregime ins Ausland zu flüchten. Als er, von der Kulturwelt durch den Friedensnobelpreis geehrt, kurze Zeit nach seiner Entlassung aus dem KZ, in dem er sich ein unheilbares Leiden zugezogen hatte, starb, ging einer der hochherzigsten Männer, ein aufrechter Verfechter des Friedens und der Menschgesittung dahin. — Aus einem seiner hellsichtigen Artikel, die in der „Weltbühne" erschienen sind — dieser 1930 — stehe hier ein Abschnitt, der die BLUTLINIE aufzeigt, die gradlinig ins deutsche Verderben führen mußte:

... Man darf die Hitlerbewegung nicht allein nach den Zivilmäulern der Feder und Strasser beurteilen, man muß vor allem auf ihre militärischen Fäuste schauen. Die Organisationen sind gespickt mit Offizieren aus der Freikorpsepoche. Diese Killinger, Heines, Stennes, Göring kommen alle von Ehrhardt-Roßbach und vom Baltikum. Sie fühlen sich nicht Hitler dienstbar, sondern ihren alten Chefs. Sie sind die Parasiten in der neuen Firma, sie tragen andere Interessen hinein, ohne die neue Kasse zu verschmähen, aber sie sind unentbehrlich, weil Erfahrung und gute Nerven sie überall für die Exekutive empfehlen. Der kleine Goebbels ist für solche Schwerarbeit nicht ohne Riechfläschchen denkbar, der Schlag Heines reibt sich am Gras das Rot von den Händen und geht zum Eisbeinessen.

Es gibt ein paar Dutzend Freikorpsoffiziere, skrupellose, fanatische, beutegierige Abenteurer, die an allen nationalistischen Aktionen seit zwölf Jahren beteiligt sind. Es führt eine Linie vom Edenhotel und dem Baltikum über Kapp und O. S. weiter zu den Ministermorden, der Schwarzen Reichswehr und dem Ruhrkampf, zu den Wahlraufereien und den zerbrochenen Scheiben in der Leipziger Straße. Vor ein paar Monaten wurden am Rhein auf Geheiß der Partei die Häuser wirklicher oder vermeintlicher Separatisten demoliert, diesmal wird sehr gegen ihren Willen, an dem Tage, wo sie sich als salonfähig erweisen möchten, eine kleine Fensterscheibenattacke geritten, denn die Helden murren ob der Untätigkeit. Viele Politiker sind seit 1918 gekommen und verschwunden, geblieben ist eine Camorra von unbeschäftigten Offizieren, die ständig im Geheimen neue Leute anzieht und in ihre Geschäfte verstrickt. Lest im Buche von Gumbel nach oder in den Protokollen der vielen Prozesse, ihr werdet immer die gleichen Namen

finden. Ihr werdet finden, daß der Kaufmann X., ein belangloser Zeuge für das Alibi des Hauptmanns Y., nach ein paar Jahren wieder als Zeuge in einer Bombenleger- oder Verschwörersache auftaucht. Es geht eine Blutlinie durch die zwölf Jahre Republik. Die Gerichte haben sie niemals ernsthaft bloßgelegt. Ein einziger konsequent zu Ende geführter Ehrhardt- oder Roßbachprozeß hätte uns den ärgsten Zauber der Hitlermacht erspart...

JAN PETERSEN

Geboren 1906 in Berlin-Charlottenburg. Veröffentlichte bereits vor 1933 Erzählungen und Gedichte gegen den Faschismus. Nach Hitlers Machtantritt Leiter der Widerstandsschriftstellergruppen in Berlin bis 1935 und unterirdischer deutscher Redakteur für die Literaturzeitschrift „Neue deutsche Blätter", Prag. Auf dem Weltschriftstellerkongreß „Zur Verteidigung der Kultur" in Paris Juni 1935, auf dem die bekanntesten Schriftsteller vieler Länder und der deutschen Emigration gegen die Kulturbarbarei Nazideutschlands auftraten, war Jan Petersen der Delegierte und Sprecher des unterirdischen Deutschlands, direkt aus Berlin kommend. (Der Mann mit der schwarzen Brille.) Petersen lebte später als Emigrant in Frankreich, in der Schweiz und in England und veröffentlichte unter wechselnden Pseudonymen Antinazi-Erzählungen in sieben Sprachen, ferner die Bücher „Unsere Straße" (Roman) und „Deutschland unter der Oberfläche" (Erzählungen). Der englische Penclub wählte Petersen als Mitglied. 1937 erließ die Gestapo einen Steckbrief gegen ihn und verlangte von der Schweiz seine Auslieferung, 1938 wurde Petersen ausgebürgert. Er kehrte aus der Emigration in seine Heimatstadt Berlin zurück. Der Roman „UNSERE STRASSE" wurde 1933/34 in Berlin geschrieben, und der Autor schmuggelte das Manuskript, in zwei Kuchen eingebacken, über die deutsche Grenze nach Prag. — Hier folgt ein Abschnitt aus dem vor einiger Zeit im Dietz Verlag, Berlin, erschienenen Buch Jan Petersens:

... Frau Preuß sieht klein und zusammengefallen aus. Aus dem knochigen, gelblichen Gesicht sehen mich zwei unruhige Augen an.

„Ich wollte zu Herrn Preuß. Wegen der Schmetterlingssammlung."

Es ist eine von Preuß' Wandervogelpassionen, die ich vorschiebe.

Frau Preuß trippelt auf dem schmalen Korridor vor mir her, schiebt mir im Zimmer einen Stuhl mit klobigem Muschelaufsatz zu.

Die wäre aufgeregter, wenn sie schon „Besuch" hätte. Also noch in Ordnung!

Ich war am Tage schon oft bei Preuß. Aber seine Mutter kennt mich nicht. Sie war dann immer auf ihrer Arbeitsstelle. Ich weiß, wir sind in der „guten" Stube. Über den Betten hängt ein Buntdruck im Goldrahmen: „Die Bergpredigt." In der rechten Zimmerecke ein großer Holzteller mit eingebrannten Buchstaben: „Siehe! Ich bin bei euch, alle Tage!"

Ich setze mich umständlich. Preuß hat mir oft von seinen ständigen weltanschaulichen Meinungsverschiedenheiten mit der Mutter erzählt.

„Sie stammt aus einer Pastorenfamilie, ist alt und nicht mehr umzukrempeln. Ich lasse sie in Ruhe — bloß sie mich nicht", hat er gesagt. Ich weiß auch, wie er darunter litt, daß er als junger Mensch ohne Arbeit war, während seine alte Mutter schwer arbeiten muß. Sie hat ihn mit vieler Mühe und Entbehrung Werkzeugmacher lernen lassen. Sein Vater ist im Krieg gefallen.

Frau Preuß reißt mich aus meinen Gedanken. Sie steht vor mir, ringt die Hände.

„Sie fragen nach Heinz ... ja, wo ist er bloß ... Ich komme von der Arbeit, nichts ist besorgt, nichts eingeholt!"

Ich rücke auf dem Stuhl hin und her. Sie hat jetzt endlich jemanden, dem sie ihr Herz ausschütten kann. Wie bringe ich es ihr bloß bei? Mir ist beklommen.

„Vielleicht ist ihm etwas zugestoßen?" frage ich vorsichtig.

„Etwas zugestoßen? Er ist doch kein Kind!"

Ihre Hände gestikulieren, fallen plötzlich schlaff herunter.

„Woher kennen Sie ihn denn? Sind Sie auch so einer ...?!"

„Nein", schneide ich ihr die Worte ab.

Ich muß den geringsten Schein vermeiden. Wer weiß, wozu die Frau in Ihrer Aufregung fähig ist, wenn sie wüßte ...

Sie jammert: „Was habe ich mit dem Jungen geredet! Du versündigst dich vor Gott ... Jeden Tag habe ich ihm gesagt: laß ab davon, du wirst dich noch ins Unglück stürzen." Sie weint. Ich sehe auf ihren gebeugten Rücken. Sie tut mir so leid. — Die beiden haben sich nie verstanden, lebten wie in anderen Welten. Sie konnte den Sohn nie begreifen. Aber sie ist eine Mutter. Frau Preuß nimmt die Hände vom Gesicht.

„Ich habe es nur gut mit ihm gemeint ... wollte ihn so oft zur Heilsarmee mitnehmen ... er singt so schön ..."

Sie sieht mich mit großen Augen an, als hätte sie in mir doch plötzlich den Schuldigen gefunden.

„Oh, mein Gott, mein Gott. An mich alte Frau hat er nie gedacht. Er war ja wie besessen mit seiner Politik!"

Ich muß mit ihr zu Rande kommen. Ich muß!

„Gehen Sie doch mal zur Polizei, Frau Preuß."

„Zur Polizei?"

Sie weint wieder fassungslos.

„Das auf meine alten Tage ... ich habe mein Leben lang nichts mit der Polizei zu tun gehabt ... die Schande!"

„Sie können doch mal nachfragen. Eventuell geben Sie eine Vermißtenanzeige auf!" sage ich energisch. Ich muß sie aufrütteln! Frau Preuß sieht mit stumpfem Blick auf die Zimmerwand. Ich kann ihr als „zufälliger" Besucher nicht länger zureden. Sie würde vielleicht darauf kommen, daß ich nur nachforschen wollte.

„Auf Wiedersehen, Frau Preuß."

Sie nickt apathisch, gibt mir die Hand. Die Adern liegen dick darauf.

Nachdenklich gehe ich durch die Wallstraße. Was können wir für sie tun? Geld sammeln. Aber sie hat ja Arbeit. Heinz hat sie auch nicht ernähren können. Wir müssen vorsichtig sein, wenn wir weiter Erkundigungen einziehen. Am besten durch Bekannte im Hause.

Heinz Preuß hat uns alles erst viel später erzählen können. Er war mit Emil in eine stille Straße gegangen. Er hatte sich den Text auf den Klebezetteln angesehen und dachte, daß man gerade die Straßen dieser Gegend mit den Zetteln bekleben müsse. Hier wohnen meist kleine Beamte und Angestellte. Die haben früher meistens Nazis gewählt, werden jetzt bei der Teuerung und den ständig wachsenden Gehaltsabzügen mit dem Hitlerregime unzufrieden

ERNST PENZOLDT

1892 in Erlangen geboren, Maler, Bildhauer und Dichter von vielfältigen Gaben. Er hat sich als Epiker, Dramatiker, Lyriker und Essayist einen großen Kreis von Freunden erworben. Während der 12 Jahre zählte er zu den „Unerwünschten"; einzelne seiner Werke wurden verboten. Im Kriege veröffentlichte er sein kriegsfeindliches Buch „Korporal Mombour". Eins der schönsten Bücher Penzoldts ist „DER ARME CHATTERTON", die romanhaft gestaltete Geschichte des unglücklichen englischen Dichters; sie ist seinerzeit bei S. Fischer erschienen:

Frau Susanne liebte Tom ängstlich, ohne zu ahnen, was ihn eigentlich so von Marys reizender Phantasie unterschied, wenn sie auch verwundert einsah, in welch seltsamem, geradezu ehrfürchtigem Verhältnis der Knabe zu allen Gegenständen und Werken von Menschenhand zu stehen schien, so auch zu ihren Kleidern, bei deren mühsamer Entstehung er oft stundenlang zusah bis zu ihrer festlichen Vollendung. Das Antlitz des Teekessels, die Person der Standuhr fesselten ihn. Wenn Marys Bett ein Schiff sein konnte, so liebte und fürchtete er das seine, weil es eben kein Schiff, sondern ein Bett war. Tom war ein Ding, brüderlich unter seinesgleichen. Frau Susanne diente zu ihrem Beruf eine Anprobepuppe, aus Rohr geflochten, lebensgroß. Der Kopf war steif aus Holz geschnitzt mit gläsernen Augen und echten Wimpern. Das Gesicht war regungslos, weiß und (nach der Mode) wie gepudert, desgleichen das wirkliche Haar. Tom kroch zuweilen darunter wie unter ein Zelt und saß dann lange still in Dämmerung und Duft eines neuen, schönen Kleides. Er konnte darin aufrecht stehen, und zuweilen wandelte er darin langsam in der Stube auf und ab, seltsam anzuschauen. Tom hatte die Puppe lieb und nannte sie Ellinor.

Er unterschied auch deutlich zwischen Spielzeug und verantwortlichen, schon erwachsenen Gegenständen, doch über alles ging ihm der Dom, der an sonnigen Tagen die Stube mit seinem roten Schein erfüllte, dessen Schatten so früh darin Abend werden ließ. Als Tom fünf Jahre alt war, verlor er sich denn auch einmal darin, das Mittagessen vergessend, und seine Mutter fand ihn endlich, wie schlafend mit geschlossenen Augen regungslos flach an der Wand, ein lebendes Epitaph, in der roten Dämmerung des frommen Raumes stehen, die Hände, wie ein Buch geschlossen, steil vor der kaum atmenden Brust. Er erwachte durch Anruf aus der Erstarrung und brach in Tränen aus.

GERHART POHL

War vor 1933 der Herausgeber der Zeitschrift „Die neue Bücherschau", die gegen alle rückschrittlichen Kräfte in der Literatur und der Kulturpolitik, gegen Spießertum und Ungeist kämpfte und sich für die echten Vertreter einer neuen Dichtung einsetzte. Während der Hitlerzeit gehörte er zum Kreise um Gerhart Hauptmann. Aus einem seinerzeit erschienenen Aufsatz des 1902 in Trachenberg in Schlesien geborenen Publizisten, der als bedeutender Erzähler hervorgetreten ist:

Da ich diese Zeilen schreibe, sind alle Möglichkeiten unbenutzt entglitten und die alten Kerkergitter wieder eingepflanzt, ohne daß die Freiheits-, Bruder- und Revolutions-Schreie der „Menschheitsdämmerer" irgendwo tiefen Widerhall gefunden. Das liegt an der augenblicklichen Stumpfheit des deutschen Volkes und gleichermaßen — an der Unfähigkeit zum Kollektiv-

Empfinden der dichterischen deutschen Jugend. Denn ihr Pathos war so individualistisch überschraubt, daß es nicht weit — und lange — hinhallen konnte, ihre Menschheits-Verkündigung theoretisch und von — schließlich — ästhetischen Hirnen geboren, daß sie nicht die raffenden und vernichtenden Maschinen der Wirtschafts-Imperialisten erobern konnten. Was Kollektiv-Gefühl zu sein schien, war gleiche Reaktion einiger gleichgestimmter Nervenbündel, wuchs nicht hinaus über bürgerliches Rebellentum. Die Generation, deren Geburtsjahr um 1890 liegt, vermochte der revolutionären Welle nicht künstlerische Gestalt zu geben, da sie nur unklar Triebfedern, Abläufe und Kräfteverhältnisse fühlte. Edle Gesinnung, echtes Gefühl oft von erschütternder Tiefe und die Konzentrationskraft großer Hirne zerschellte sinnlos an dieser kleinen Erkenntnisklippe. Jetzt stellt Jo Lhermann in seiner Anthologie: „Lyrik der Generation" (Dreieckverlag Berlin) neben Vertretern der letzten Generation viele vor, die — um 1900 geboren — den Krieg als historisches Geschehen oder als spannenden Zeitungsstoff erlebten, erwachend erst zu Eigenbewußtsein, als die Tore der Umgestaltung schon aufgerissen waren. Als ich die Gedichte dieser jungen Leute las, stieg ein bitterer Geschmack hoch in der Kehle und die Frage zugleich: Was erlebte diese Jugend? Wo war sie, als wir mit den Waffen für die Revolution und mit dem Stimmzettel später für die Freiheit kämpften? Gingen 400 ungesühnte Morde, 7000 politische Gefangene, das Schicksal Fechenbachs und Mühsams spurlos an ihr vorüber? Sind ihr die Selbstmord- und Krankenhausstatistiken unbekannt geblieben? Weiß sie nicht von den Millionen zerronnener Spargroschen, aus dem Kriegs-, Revolutions-, Inflations- und Ruhrhyänen ihre Vermögen schichteten? Hat sie überhaupt kein Verhältnis mehr zu ihrem Volke und ihrer Zeit? Da gibt es wirklich Jünglinge, die — oft formal geschickt — Ringel-Ringel-Reihe singen und ihrer Geliebten die alten, reichlich abgenutzten Symbole Mond und Antlitz und Regenwonne und Sternenschein an den Hals hängen. Das deutsche Lyrik-Arsenal hält seine historische Abteilung weit geöffnet, und herausspaziert kommen die platten, abgeraspelten und überpolierten Heine- und Geibel-Wendungen. Kein „poetisches" Emblem von Kelchesrand bis Weihrauchduft ist vergessen, kein Symbol bleibt dir erspart: wahrhaftig, eine Fundgrube für Literatur-Historiker!

HEINZ POL

Der um die Jahrhundertwende in Berlin Geborene ist vor 1933 mit dem politischen Roman „Entweder — oder" hervorgetreten. Er ging 1933 ins Exil und lebt gegenwärtig als Publizist in Amerika, wo er ein Buch über den Vatikan geschrieben hat. Außerdem hat er in der Emigration zahlreiche Artikel publiziert. Aus seinem Artikel „DEUTSCHE PROVINZJUGEND", der 1924 veröffentlicht wurde:

...Die geistige Verrohung dieser Sorte Jugend ist grenzenlos. Das ist nicht junger, gärender Most, beileibe nicht. Das ist zum Sieden gebrachtes Rinnsteinwasser.

Ich war in fast allen Versammlungen, so auch Georg Bernhards, der in diesem Wahlkreis kandidierte. Er war die Zielscheibe jenes furor teutonicus, von dem immerhin, wie das Ergebnis der Wahlen beweist, ein außerordentlich großer Teil des deutschen Volkes sittliche Erneuerung erwartet. Was ich in den Versammlungen von jenem Furor sah und hörte, ist schwer zu be-

schreiben, weil niemand, der nicht dabei war, mir glauben würde. Die erste Feststellung, die ich machte, war die, daß der Antisemitismus bei der sogenannten deutschen Jugend weit ausgebreiteter ist, als man bei größtem Pessimismus annehmen konnte. Nun, selbst das kann schließlich eine Welle sein, die wieder einmal abebbt. Die zweite Feststellung war niederschmetternder: diese sogenannte gebildete Jugend hat nichts gelernt und wird auch nichts mehr lernen, weil sie ablehnt, überhaupt etwas anderes zu wissen als ein paar Phrasen. Zehntausende dieser jungen Leute leben von ein paar auswendig gelernten Leitartikelsätzen ihrer Zeitung. Zehntausende halten sich für gebildet und für allein berufen, dermaleinst eine Nation zu regieren, wenn es ihnen gelingt, mit fünf aufgeschnappten Sentenzen den jüngeren Kommilitonen zu imponieren...

ALFRED POLGAR

Ein Meister der kleinen Form und einer der liebenswürdigsten Theaterkritiker von graziösem Witz. Ein Teil seiner Bücher, so vor allem „An den Rand geschrieben" und „Hinterland", wurden 1933 verbrannt. Im Exil entstanden u. a. zwei neue Sammelbände seiner erlesenen Kleinkunst: „Der Sekundenzeiger" und „In der Zwischenzeit". Vor einiger Zeit brachte der Rowohlt-Verlag einen Auswahlband Polgars: „Im Vorübergehen". — Aus dem während des ersten Weltkrieges geschriebenen Skizzenbuch des 1875 in Wien Geborenen und jetzt in Hollywood Ansässigen hier eine Probe. Der Band hieß: „KLEINE ZEIT" und erschien bei Fritz Gurlitt; er zeigt Polgar als einen überlegenen satirischen Polemiker.

Die leitenden Staatsmänner und Generale übernehmen „die Verantwortung" für das Schicksal, das sie den Völkern auferlegen.

Aber was heißt in diesem Fall: Verantwortung?

Einer ungeheuren Verantwortung müßte doch ein ungeheures Risiko dessen entsprechen, der sie übernimmt.

Ein unterernährter, müdegearbeiteter Motorführer, der durch ungeschicktes Lenken seines Wagens ein Malheur anrichtet, wird eingesperrt.

Was geschieht dem Staatsmann, der durch ungeschicktes Lenken des Staatswagens ein Malheur anrichtet?

Er geht in Pension.

Wenn durch des Motorführers Verschulden ein Mensch getötet wird, wandert der Motorführer auf Jahre ins Gefängnis.

Wenn der Feldherr nutzlos, erfolglos Zehntausende seiner Soldaten in den Tod geschickt hat, was erwartet ihn?

Ein Häuschen im Cottage. Dort pflanzt er, in einem verschnürten Samtrock und das Käppi auf dem Haupt, Rosen. Seine Lieblingssorten. Und schreibt Memoiren.

„Ich übernehme die Verantwortung", sagt der Minister Soundso. Vor der Größe und dem kühnen Stolz dieses Wortes erbleichen die Zeitgenossen.

Aber es steckt gar nicht das Geringste dahinter.

Verantwortung ohne Sühne, deren Ungeheuerlichkeit der Ungeheuerlichkeit jener entspräche, ist ein lee es Wort.

Den Motorführer richten die Gerichte.

Den Staatsmann und den General richtet die Geschichte.

Sie überlassen ihr — so sagen sie im kritischen Fall — „ruhigen Herzens das Urteil"!

Großartig, was? Erschütternd, wie?

Der Herr Minister übernahm die Verantwortung? Halt einen Augenblick! Wieviel Jahre Zuchthaus also, falls die Sache schiefgeht? Oder wie oft wünschen gehängt zu werden?

Was würde Exzellenz darauf antworten? „Ich überlasse das Urteil ruhig der Geschichte."

Und in der Tat haben jederzeit die Verantwortlichen auch nur dann die Konsequenz aus ihrer Übernahme der Verantwortung ziehen müssen, wenn das Volk Geschichte gespielt hat.

THEODOR PLIEVIER

1892 in Berlin geboren, rückte mit 16 Jahren von Hause aus, vagabundierte durch Europa und fuhr dann zur See. Den ersten Weltkrieg erlebte er auf Schiffen der deutschen Kriegsflotte; 1918 war er Redakteur des Organs des Matrosenrates in Wilhelmshaven. Nach dem Krieg als Publizist, Redner und Übersetzer tätig, schrieb Plievier den Novellenband „12 Mann und ein Kapitän" und den Roman „Des Kaisers Kuli", der, später dramatisiert, im Berliner Lessingtheater aufgeführt wurde. Außerdem entstand der Roman: „Der Kaiser ging, die Generale blieben". 1933 emigrierte er nach Frankreich, ein Jahr später nach Rußland. In der Emigration schrieb er u. a. das Buch „Im letzten Winkel der Erde". Aus dem im Exil veröffentlichten, 1946 in Deutschland (im Aufbau-Verlag, Berlin) erschienenen, aufrüttelnden Buch „STALINGRAD" bringen wir eine Probe:

Keller voller Verwundeter, die niemals ärztliche Hilfe erhalten hatten, zogen sich in straßenlangen Zeilen unter den Häuserruinen Stalingrads hin, und nicht nur die Außenbezirke, auch der Stadtkern war von dieser Invasion blutenden Elends überschwemmt. Über tausend Schwerverwundete lagen in der ehemaligen Ortskommandantur Mitte, an tausend lagen in den Kellereien des Hauses der Roten Armee, an achthundert lagen im Theaterkeller; in den Gewölben am „Platz der Gefallenen" lagen in dem einen dreihundert, in dem anderen an zweihundert, in dem nächsten wieder an zweihundert. Die Schwerverwundeten kamen an dem einen Tag an, und am nächsten und am übernächsten wurden sie als Leichen wieder hinausgetragen, doch es blieb immer die gleiche Menge, und das Röcheln der Sterbenden hörte nicht auf. Und zwischen den Verröchelnden und Sterbenden lagen die Soldaten der kämpfenden Truppe. Am „Platz der Gefallenen" hatte das Artillerieregiment 4 und hatten die letzten Panzerschützen und Panzerfahrer vom Panzerregiment 36 und hatte die 1. Infanteriedivision unter dem Kommando des Generals von Hartmann, welche nach Süden die Front zur Zaristenschlucht einnahmen, und in anderen Straßenzügen hatten andere Regimenter oder Reste von Regimentern ihre Quartiere. Und im Timoschenkokeller, im Theaterkeller und anderen Kellereien, die ohne Wirte waren, krochen Massen Versprengter und Marodierender unter; und täglich und stündlich waren Erfassungskommandos unterwegs, welche die Leute aufscheuchten und wieder nach vorn an die Kampflinie warfen.

Das war die Agonie einer Armee.

Und dieses Röcheln des Todes, die um sich greifende Gefühllosigkeit, das verlöschende Bewußtsein, die fortschreitende Lähmung waren durchweht von den eisigen Nächten der östlichen Steppe, waren durchflackert von wilden Schneestürmen, waren durchtost von den Detonationen der Raketengeschosse. Die Armee löste sich auf, das Zentrum dieses großen Organis-

mus war betäubt, seine Verbindungen funktionierten nicht mehr, seine Teile waren paralysiert. Der Mensch starb, und die Toten wurden nicht mehr begraben. Auf den Straßen Stalingrads, in den Schluchten und auf der Steppe lagen die Leichname verstreut wie Holzscheite, und wie auf gefällten Birkenscheiten wuchs auf ihnen Schnee.

WILHELM PUFF

Vorwiegend als Lyriker hervorgetreten. Sein 1936 erschienener Gedichtband „Schöpfer und Schicksal" wurde vom Schwarzen Korps heftig angegriffen. 1937 wurde Puff als Angehöriger einer illegalen Organisation verhaftet und fast ein Jahr lang gefangengehalten. Seinem „ABSCHIED DER SCHWALBEN" (in der „Fähre" erschienen) entnehmen wir den folgenden hymnischen Schlußabschnitt:

Und wie viele gewandelt sein mögen im Jahrhundertschatten, den das Werk des Augsburger Meisters warf; und wie vielen darin noch zu wandeln gegönnt sein mag in zukünftiger Zeit: immer bleibt gegenwärtig des Elias Holl schwalbentröstlicher, südgenährter Nordgeist. Ja, wenn alles, was der Beschwingte schuf, einst in Trümmer hinsänke, und es zerfiele selbst das Rathaus, das stolze, in Staub: sein Geist baut weiter als Genius loci der Stadt. Den Turm, den zerstörten, stemmt wieder hoch er, und wie damals, der Kühne, übermütig und begeisterungstrunken, weil der Rat ihm seinen Entwurf fürs neue Gemeinhaus, zum ewigen Ruhme der Augusta Vindelicorum, besiegelt, wie damals, gläubiger Genius der Verjüngung, setzt er seinen Knaben hoch oben frei hin auf den Knopf des Turms, daß nach den Schwalben der, den zurückkehrenden Schwalben, ausspähe und jubelnd ihm künde: Schon jauchzt übers Lechtal von Süden die erste heran, Frühlingsenzian und Erika im Schnabel und des Huflattichs sonngelbes Rad.

FRITZ RECK-MALLECZEWEN

1884 geboren, ist der Verfasser des Geschichtsromans „Bockelson", der die Geschichte eines Massenwahns schildert und sofort nach seinem Erscheinen (1937) verboten wurde. Reck-Malleczewen wurde im Februar 1945 im KZ ermordet. Sein Nachlaß enthielt einen Versuch über die Biologie des Massenmenschen: „DAS ENDE DER TERMITEN" (jetzt im Bürger-Verlag, Lorch, erschienen). Daraus stammt der folgende Abschnitt, der einen soziologisch interessanten Vergleich zieht:

Die Parallelen beider Prozesse, Vermassung und Verkrebsung, sind zu auffällig, als daß ich ihre Weiterführung mir versagen könnte. Die zeitliche Koinzidenz beider Erscheinungen, die in den letzten Jahrzehnten auf dem ganzen Erdball (und am deutlichsten wohl in Mitteleuropa) in Gang gekommene Vermassung einerseits und das gewaltige, heute nachgerade wie der Schwarze Tod des Mittelalters wütende Anschwellen der Krebserkrankung ist allzu auffällig, als daß wir schweigend an ihr vorübergehen könnten. Auf den ersten Blick mag dieser Hinweis wohl phantastisch erscheinen und den Widerspruch des exakten Wissenschaftlers wachrufen. Mit dem zweiten, kritischeren aber werden wir auf ein heute noch nicht formuliertes, heute noch tief verborgenes Gesetz stoßen, dessen Ziel die Harmonie zwischen somatischem wie soziologischem Wachstum

und der beiderseitigen Wachstumshemmung und darüber hinaus der „Horror chaotis", der Abscheu der Natur gegen das vom bösartigen Tumor wie vom Massenmenschen als Evangelium angestrebte, von den faschistischen Staaten denn auch feierlich proklamierte Prinzip des „Amorphen, Undifferenzierten und, im soziologischen Falle, Ständelosen" ist ...

Bei der Verkrebsung der Völker, die gemeinhin unter dem Begriffe der Vermassung bekannt ist, wiederholt sich die nämliche Erscheinung. Bei gesunden Völkern wird der zerstörende Einfluß der Vermassung in Zügeln gehalten durch jene rituellen Grenzen, die die einzelnen Stände um sich ziehen, solange sie, mit Spengler zu reden „in Form sind" und schon durch diese gut durchblutete Vitalität ihre Gesundheit und Existenzberechtigung erweisen. Läßt diese Vitalität nach und verwandelt sich jene „abweisende Haltung", die Goethe als den Ausgangspunkt jedes Patriziates (eines adeligen, bürgerlichen oder wie immer zu rubrizierenden Patriziates) anspricht, so beginnt, kenntlich am Kainszeichen mangelnder Produktivität und vermehrten Lebensanspruches, jene Krebszelle zu wuchern, die da Massenmensch heißt.

ERIK REGER

1893 in Bendorf am Rhein geboren, ist einer der Lizenzträger der in Berlin erscheinenden Zeitung „Der Tagesspiegel". Er schrieb vor 1933 u. a. zwei große politische Romane, die sich der Form des Wirklichkeitsberichtes nähern: „Union der festen Hand" und „Das wachsame Hähnchen". Sein publizistisches Wirken seit 1945 zielt auf eine föderalistische Republik Deutschland und erklärt das kommunistische System als „eine Form des Totalitarismus", die er in seinen wöchentlich erscheinenden Leitartikeln bekämpft. — Die „UNION DER FESTEN HAND" weckte lebhaften Widerhall und wurde in vielen Ländern Europas eifrig diskutiert. Der Roman war zwölf Jahre lang verboten, da er mit schonungsloser Offenheit das Wirken der Industrieführer im Ruhrgebiet schilderte. Er ist vor zwei Jahren im Aufbau-Verlag erschienen. Wir geben im folgenden einen kurzen Abschnitt:

Man hatte also diesem Industriegebiet die Funktion einer „Waffenschmiede des Reiches" übertragen, und zumal nach Ausbruch des Krieges, seit August 1914 klang durch die Gedichte, Reden und Zeitungsartikel dieses klirrende Wort wie die zitternde Stimme eines Greises, der von der ewigen Seligkeit berichtet.

Gleichwohl geschah das alles aus ziemlicher Entfernung, und man hütete sich vor der näheren Berührung mit diesem Land wie vor einem Aussätzigen. Es war ein Gebrauchsgegenstand für Trinksprüche geworden, doch behielt es immer das rätselhafte, gefährliche Antlitz eines unerforschten Vulkans. Man hielt die Industrie für ein Übel, wenngleich für ein notwendiges Übel. Man sagte, sie sei für das Wohlergehen des Vaterlandes dasselbe, was der Dünger für das Wachstum der Blumen im Garten sei. Auch die Misthaufen auf den Äckern seien häßlich, und man müsse sich im Vorbeigehen die Nase zuhalten, aber man ziehe eben den Nutzen daraus, und bei gehöriger Anwendung bringe ihr Gehalt an Stickstoff, Phosphorsäure und Kali die köstlichsten Farben und Düfte der Rosen hervor.

So wurde das Steinkohlenrevier nur von weitem und etwas ängstlich beobachtet, wie ein Kriegsschauplatz, dessen Verwesungsgeruch den Schönheitssinn abstößt, dessen heroisierende Verherrlichung ihn aber entzückt. Der Handelsteil der Zeitungen spiegelte bloß die börsenmäßig greifbaren Vor-

gänge, der politische Teil bloß die Vorpostengefechte der Interessengegner. In den Lesebüchern standen etliche Anekdoten von großen Unternehmen, die jetzt, wenn auch noch etwas befremdend, als Industriekapitäne neben den Heerführern rangierten.

Wie das Land überhaupt aussah und wie die Menschen darin lebten, wußte man nicht und wollte man nicht wissen. Man hatte die Vorstellung: Ruß und Asche und Kohlenstaub und graues Straßenelend, verdorrende Wälder und Sonne immer hinter Dunst. Jedoch man wußte: Die Waffenschmiede des Reiches. Das war genug. Ragende Schlote, feurige Essen, schwielige Hände, natürlich, das gehörte dazu. Das ist gewaltig, das ist unsere Überlegenheit, das macht uns keiner nach.

EMIL A. RHEINHARDT

1889 in Wien geboren, schrieb Gedichte und Novellen sowie eine Reihe von ausgezeichneten Biographien, darunter vor allem: „Das Leben der Eleonore Duse". Er ist im KZ von Dachau, wohin ihn die Gestapo aus Frankreich nach dem Einmarsch der Deutschen geschleppt hatte, den unmenschlichen Leiden erlegen. — Aus seinem BUCH ÜBER DIE DUSE (seinerzeit im S. Fischer-Verlag, Berlin, erschienen) ein Abschnitt, der das Sterben der Eleonore Duse in Pittsburg schildert:

Und dann war sie, die manche Stadt sehr geliebt und doch so oft voll Haß von den Städten gesprochen hatte, als ob sie ahnend immer diese „fürchterlichste Stadt der Welt" gemeint hätte, in dem Wirrsal von grau wuchernden Würfeln, in der Wolkenhöhe grausig aufgeschossen, eckigen Gewächsen aus Eisen und künstlichem Stein, in diesem rauchverhangenen Pittsburg angekommen, das war, als ob keiner von den Hunderttausenden, die dies maschinendurchschütterte Chaos von Kuben und Schloten unter den rußschwarzen Wolken und dem eisengrauen Himmel bevölkerten, wüßte, daß es Blumen und durchsonnte Luft auf bäumefrohen Hügeln gibt, helle veilchenselige Luft, wie sie jetzt auf dem Meere vor Triest die aufblähenden Segel zur Heimfahrt nach Chioggia füllen mußte. Oh, heimkehren! Heimkehren! Oh, wenn sie doch schon in dem gütigeren New York das Schiff sehen dürfte, das sie nach Italien zurücktragen würde, wenn nur erst das vorübergegangen wäre, o Gott! Wie ihre Mutter es getan hätte, gelobte sie eine große schöne Kerze, wenn sie heimgekehrt wäre, und sei es auch nur, um in Asolo zu sterben. Sie verschloß sich in ihr Hotelzimmer. Keiner durfte zu ihr als die Vertrauten, die mit ihr waren, die sich mit immer scheueren Schritten dem schaurigen Ölbergdunkel um sie nahten. Vier Tage der Vorbereitung verbrachte sie so, schaudernd zwischen Hier und Dort. Am Abend dieses 5. April endlich rief sie das unentrinnbare „Komm arbeiten!"

Eisiger, schneedurchwehter Regen fiel. Schnell, schnell jetzt vom Wagen ins Theater! Aber der Bühneneingang war verschlossen, und der Mann, der ihn hätte öffnen sollen, nicht da. Und sie mußte im nassen Schauern draußen stehen und warten. Als ihr dann endlich das Tor aufgetan wurde, war die Kälte schon in allen ihren Adern und schüttelte sie immer gräßlicher. Mit all ihrem verzweifelten Wollen, jetzt, so nahe dem Ende ihrer Pflicht, nicht noch einen Abend zu versäumen, zwang sie ihren zitternden Körper noch einmal zum Dienst. Und sie spielte die Tragödie des Einsamwerdens, des Alleinseinmüssens vor dem Letzten so über alles Maß hinaus

groß, daß die paar ihr nahen Menschen im Theater aufweinend den Abschied ahnten.

Dann wurde sie heimgebracht in die fremde Herberge, schon in den Flammen der Zerstörung brennend, die schnell den elenden Rest von Lunge, der ihr geblieben war, entzündeten. Bald wußte sie selber, wie es um sie stand, daß nun Arbeit und Pilgerschaft zu Ende gingen. Nur hier sollte es nicht geschehen, nur hier nicht, flehte sie. Und im Fiebern sprach sie von einem Kloster in Italien, wo sie Frieden finden würde. Schnell, schnell, als ob es zu verhindern gelte, daß ihre Kraft noch einmal den Kampf aufnehme, zehrten Glut und Schmerzen jetzt ihr leibliches Leben auf. Unrast ungeheuren Aufbruchs trieb in den letzten Fiebern gejagt durch das verflackernde Kreisen ihres Blutes. Und indessen die Gnade schon stillend ihr Unsterbliches zum Eingang in das Geheimnis bereitete, gärte und begehrte das unerfüllt Gebliebene von allen Straßen der Erde, brach die Erde selber in ihrem nun endenden Wunder noch einmal in die letzte Stimme dieses Lebens hinein und schrie: „Aufbrechen! Arbeiten!" und klang in der Bitte „Deckt mich zu!" aus, nun sich der letzte Feind, die Kälte, auf den ausgebrannten Leib stürzte.

Und noch nach dem Leichnam griff die tödliche Stadt und gönnte ihm nicht, sich in den neuen, noch so fremden Frieden einzuruhen. Indessen auf allen Drähten und durch alle Lüfte der Erde die Nachricht zu den Menschen flog, daß Gott seine gnadenvolle Gabe an die Menschenwelt, die Seele Eleonora Duse, heimgeholt habe, wurde in der ersten Morgenstunde der Sterbenacht, es war der Ostermontag, der 21. April 1924, der Leib den getreuen Begleiterinnen entrissen und in die eisige Einsamkeit des Leichenhauses gebracht.

LUDWIG RENN

Wurde vor 1933 durch seine Romane „Krieg" und „Nachkrieg" bekannt. In der Nacht des Reichstagsbrandes wurde er verhaftet und wegen „Hochverrats" zu zweieinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt. Nach seiner Entlassung ging er illegal in die Schweiz, wo er das Buch „Vor großen Wandlungen" schrieb. In Spanien war er Kommandeur des Bataillons „Thälmann". Nach der republikanischen Niederlage lebte er einige Zeit illegal in Frankreich. 1939 gelangte er über England und USA nach Mexiko. Dort wirkte er eine Zeit hindurch als Professor für moderne europäische Geschichte an der Universität Morelia und als Präsident der Bewegung „Freies Deutschland" in Lateinamerika. Im Exil schrieb er u. a. den Roman „Adel im Untergang", der jetzt im Aufbau-Verlag, Berlin, erschienen ist. Vor einiger Zeit kehrte Renn (eigentlich: Arnold Vieth von Golssenau) nach Deutschland zurück; er wird hier sein wissenschaftliches Werk „Frühformen der menschlichen Gesellschaft" vollenden. Hier eine Episode aus Renns Roman „KRIEG":

1914 stand im deutschen Heeresbericht: Kriegsfreiwilligenregimenter stürmten mit prachtvollem Schwung unter Gesang von „Deutschland, Deutschland über alles". — Man kann sagen, bis heute leben die Völkischen von dieser Tatsache. Aber schon damals hatte ich meine Zweifel. Wenn man mal so einen Sturm mitgemacht hat, und da soll man sich vorstellen, daß die gesungen haben? Wie denn gesungen? Während sie vorrannten gegen ratternde Maschinengewehre? Außer Atem singen? Oder während sie auf dem Bauch lagen und schossen, mit dem Gefühl: wenn ich dich nicht totschieße, schießt du mich tot! Ich habe es ja erlebt, daß einer während eines Sturmes Veilchen gepflückt hat — nämlich als die vorderste französische

Linie überrannt war und sich gerade kein Gegner zeigte. Aber daß einer vaterländische Gefühle gehabt hätte während eines Sturmes, wo einem so viel greifbare Dinge vor Augen kommen — und vor allem während eines mißglückten Sturmes zu singen? Nein, das ist Lüge, ist eine bloße Phrase, und eine verflucht blutige!

ERICH M. REMARQUE

1898 in Osnabrück geboren, ist der Verfasser des in zahlreiche Sprachen übersetzten erfolgreichsten Kriegsbuches „Im Westen nichts Neues", als Film ebenfalls ein Welterfolg vor 1933. Er schrieb noch einen zweiten Roman „Der Weg zurück", der die Nachkriegszeit schildert und im Propyläen-Verlag erschien. Seine Bücher wurden im Mai 1933 verbrannt. Remarque ging ins Exil und schrieb in Amerika u. a. die Romane „Der Triumphbogen" und „Die andere Liebe", die jetzt in Hollywood verfilmt wurden. Weniger Erfolg hatte er mit seinem Roman „Drei Kameraden". Remarque ist inzwischen amerikanischer Staatsbürger geworden. — Wir lassen hier eine Episode aus dem Roman „IM WESTEN NICHTS NEUES" folgen:

Mit einem Krach saust etwas Schwarzes zu uns herab. Hart neben uns schlägt es ein: ein hochgeschleuderter Sarg.

Ich sehe Kat sich bewegen und krieche hinüber. Der Sarg ist dem vierten in unserem Loch auf den ausgestreckten Arm geschlagen. Der Mann versucht, mit der anderen Hand die Gasmaske abzureißen. Kropp greift rechtzeitig zu, biegt ihm die Hand hart auf den Rücken und hält sie fest.

Kat und ich gehen daran, den verwundeten Arm frei zu machen. Der Sargdeckel ist lose und geborsten, wir können ihn leicht abreißen, den Toten werfen wir hinaus, er sackt nach unten, dann versuchen wir, den unteren Teil zu lockern.

Zum Glück wird der Mann bewußtlos, und Albert kann uns helfen. Wir brauchen nun nicht mehr so behutsam zu sein und arbeiten, was wir können, bis der Sarg mit einem Seufzer nachgibt unter den daruntergesteckten Spaten.

Es ist heller geworden. Kat nimmt ein Stück des Deckels, legt es unter den zerschmetterten Arm; und wir binden alle unsere Verbandpäckchen darum. Mehr können wir im Moment nicht tun.

Mein Kopf brummt und dröhnt in der Gasmaske, er ist nahe am Platzen. Die Lungen sind angestrengt, sie haben nur immer wieder denselben heißen, verbrauchten Atem, die Schläfenadern schwellen, man glaubt zu ersticken.

Graues Licht sickert zu uns herein. Wind fegt über den Friedhof. Ich schiebe mich über den Rand des Trichters. In der schmutzigen Dämmerung liegt vor mir ein ausgerissenes Bein, der Stiefel ist vollkommen heil, ich sehe das alles ganz deutlich im Augenblick. Aber jetzt erhebt sich wenige Meter weiter jemand, ich putze die Fenster, sie beschlagen mir vor Aufregung sofort wieder, ich starre hinüber — der Mann dort trägt keine Gasmaske mehr.

Noch Sekunden warte ich — er bricht nicht zusammen, er blickt suchend umher und machte einige Schritte — der Wind hat das Gas zerstreut — die Luft ist frei — da zerre ich röchelnd ebenfalls die Maske weg und falle hin, wie kaltes Wasser strömt die Luft in mich hinein, die Augen wollen brechen, die Welle überschwemmt mich und löscht mich dunkel aus.

JOSEPH ROTH

1894 geboren, schrieb zahlreiche Romane, darunter die Nachkriegsromane „Hotel Savoy" und „Rebellion", ferner: „Zipper und sein Vater", „Rechts und links", „Radetzkymarsch" und „Hiob", von eindringlicher Gestaltung und prägnantem Stil. („Generationen können daran die deutsche Sprache erlernen", sagte Peter de Mendelssohn.) Seine Bücher wurden 1933 verboten; er ging ins Exil und ist in Paris gestorben. Dort entstanden seine neuen Romane „Der Antichrist", „Die hundert Tage", „Beichte eines Mörders" und „Leviathan". — Ein Abschnitt aus dem „RADETZKYMARSCH", der Roths sachliche Darstellungsart kennzeichnet:

In dieser Nacht und in vielen der folgenden Nächte schlief der alte Herr von Trotta nicht. Sein Kopf zitterte und wackelte auch in den Kissen. Manchmal träumte der Bezirkshauptmann von seinem Sohn. Der Leutnant Trotta stand vor seinem Vater, die Offiziersmütze mit Wasser gefüllt und sagte: „Trink, Papa, du hast Durst!" — Dieser Traum wiederholte sich oft und immer öfter. Und allmählich gelang es dem Bezirkshauptmann, seinen Sohn jede Nacht zu rufen, und in manchen Nächten kam Carl Joseph sogar einige Male. Herr von Trotta begann, sich also nach der Nacht und nach dem Bett zu sehnen, der Tag machte ihn ungeduldig. Und als der Frühling kam und die Tage länger wurden, verdunkelte der Bezirkshauptmann die Zimmer des Morgens und am Abend und verlängerte auf eine künstliche Weise seine Nächte. Sein Kopf hörte nicht mehr auf zu zittern. Und er selbst und alle anderen gewöhnten sich an das ständige Zittern des Kopfes.

Der Krieg schien Herrn von Trotta wenig zu kümmern. Eine Zeitung nahm er nur zur Hand, um seinen zitternden Schädel hinter ihr zu verbergen. Zwischen ihm und Doktor Skowronnek war von Siegen und Niederlagen niemals die Rede. Meist spielten sie Schach, ohne ein Wort zu wechseln. Manchmal aber sagte einer zum andern: „Erinnern Sie sich noch? Die Partie vor zwei Jahren? Damals haben Sie genau so wenig aufgepaßt wie heute." Es war, als sprächen sie von Ereignissen, die vor Jahrzehnten stattgefunden hatten.

Lange Zeit war seit der Todesnachricht vergangen, die Jahreszeiten hatten einander abgewechselt, nach den alten unbeirrbaren Gesetzen der Natur, aber den Menschen unter dem roten Schleier des Krieges dennoch kaum fühlbar — und dem Bezirkshauptmann von allen Menschen am allerwenigsten. Sein Kopf zitterte noch ständig wie eine große, aber leichte Frucht an einem allzu dünnen Stengel.

Der Leutnant Trotta war schon längst vermodert oder von den Raben zerfressen, die damals über den tödlichen Bahndämmen kreisten, aber dem alten Herrn von Trotta war es immer noch, als hätte er gestern erst die Todesnachricht erhalten. Und der Brief Major Zoglauers, der ebenfalls schon gestorben war, lag in der Brusttasche des Bezirkshauptmanns, jeden Tag wurde er aufs neue gelesen und in seiner fürchterlichen Frische erhalten, wie ein Grabhügel erhalten wird von sorgenden Händen. Was gingen den alten Herrn von Trotta die hunderttausend neuen Toten an, die seinem Sohn inzwischen gefolgt waren? Was gingen ihn die hastigen und verworrenen Verordnungen seiner vorgesetzten Behörde an, die Woche für Woche erfolgten? Und was ging ihn der Untergang der Welt an, den er jetzt noch deutlicher kommen sah, als einstmals der prophetische Chojnicki? Sein Sohn war tot. Sein Amt war beendet. Seine Welt war untergegangen.

ALBRECHT SCHAEFFER

1885 in Elbing geboren, Verfasser zahlreicher Gedichtbände, des Versepos' „Der göttliche Dulder", der Romane „Joseph Montfort" und „Helianth", „Elli oder die sieben Treppen", des Novellenbandes „Prisma" und vieler anderer Werke (sämtlich vor 1933 im Insel-Verlag erschienen), ging 1938 freiwillig ins Exil und lebt heute in den USA. Er gehört zu jener Gruppe von Autoren, die im Exil anscheinend verstummt waren; sein Roman „Rudolf Erzerum" ist jedoch vor einigen Jahren in einem Stockholmer Verlag erschienen. Der Dichter arbeitet an einem naturphilosophischen Werk „Die Schöpfung", Geschichte eines Menschen. Seiner freien Nachdichtung der homerischen Odyssee „DER GÖTTLICHE DULDER", die schon 1920 im Insel-Verlag erschienen ist, entnehmen wir einige Strophen:

Aufblickend von des Hundes armer Leiche,
Darüber sanft der Mittagsatem blies,
Sah Odysseus: Dies Haus war nicht das gleiche,
Das er vor ungeheurer Zeit verließ.
Da lag zerbrochenes Gerät im Wege,
Luft stand aus Unrat auf und wölkte träge,
Und jetzt die ganze Schande sich erwies:

Das Vieh im Stall, wo er vorüberkam,
War vom zu frischen Futter aufgetrieben,
Die Mäuler wie ein Eigentum von Dieben,
Die Hälfte elend, und die Hälfte lahm.
Der Schweinekoben leer, warum? wer's wußte?
Des Hofes Mauern hier mit einer Kruste
Von Schmutz bedeckt — ach, war's nicht eine Scham!

In Stücken lag der Kalk davor, und eine
Getünchte Stelle grinste häßlich dran.
Da lagen aufgeschichtet Mauersteine,
Aber die Arbeit harrte ungetan.
So hatte ihn betäubt die Heimkehrfreude,
Nun war's vorüber, und nun schrie die Räude
Ihn aus des toten Hundes Augen an.

Und was noch unsichtbar, er sah's im Geiste:
Die Gärten überwuchert und bedeckt
Mit faulen Obstern, die der Wurm verspeiste;
Und hier des Hauses Hüter lag verreckt,
Und ihre Tauben, die sie fromm gezüchtet,
Aus dem zerfallnen Schlage längst geflüchtet,
In dem vielleicht die Katze nun geheckt.

Besudelt alles mit Geschmeiß und Resten,
Gewiß die Ernte auf den Feldern lag:
Weil Mensch und Tier gedient den wüsten Gästen,
Verfaulte selbst der spärlichste Ertrag.
O weh dir jetzt, so schrie's ihm in die Ohren,
Des Hauses Haupt, wo war's, wo ging's verloren?
Da schau, da hast du deinen Heimkehrtag!

REINHOLD SCHNEIDER

Geboren 1903 in Baden-Baden. Seine vor 1933 im Insel-Verlag erschienenen großen Geschichtsdarstellungen „Las Casas vor Karl V.", „Das Inselreich", „Philipp II." usw. gehörten nicht zu der vom Regime verbotenen Literatur, doch hat er zahlreiche Gedichte (die im Verlag Hans Bühler, Baden-Baden, erscheinen werden) trotz schwerer Gefährdung, zusammen mit anderen Schriften, illegal verbreitet. Hier eine Probe „DIE LETZTEN TAGE" aus „De Profundis" (bei Desch in München):

Ein Todesschatten zeichnet die Gesichter,
Auf allen Dingen will das Kreuz erscheinen.
Die noch zu schalten und zu richten meinen
Sind eines andern Diener oder Richter.

Grau sind die Fluren, trüb des Himmels Lichter,
Den stillen Mittag rührt ein banges Weinen;
Von allen Gütern bleiben nur die reinen:
Der Heiligen Bild, das letzte Wort der Dichter.

Der Toten Wolke schattet um das Leben,
Da wir vergangner Häuser Schlüssel wahren
Zum letzten Zeichen einst vertrauter Herde.

Gleich unsern Städten, die wie Rauch entschwinden,
Und unsern Taten, die wie Träume waren,
Enteilen wir der fluchbeladnen Erde.

RENÉ SCHICKELE

1886 in Oberehnheim geboren, Elsässer, in deutscher Sprache schreibend, schuf zahlreiche Romane und ist der Autor des von großer epischer Begabung zeugenden Romanzyklus' „Ein Erbe vom Rhein". Sein letztes Buch war eine lyrische Anthologie „Das Vermächtnis". Schickele ist vor einigen Jahren in Frankreich gestorben. Seine Bücher waren im Dritten Reich verboten. Hier einige BEMERKUNGEN ÜBER ROMAIN ROLLAND, den er als aufrechten Kämpfer für die Menschlichkeit und wider die Gewalt verehrte. Die Sätze wurden vor 1933 niedergeschrieben.

... So, wie Sie ihn jetzt kennen, ist Romain Rolland in seiner geistigen und künstlerischen Struktur fertig und ein Mann. Bis auf einen Punkt: er hat noch nicht öffentlich gekämpft. Was das heißt, ermißt wohl nur, wer selbst einmal auf dem Markte gerauft hat. Den von der Musik und von Shakespeare Erzogenen hat das Schicksal über Beethoven zu Wagner und in das höchst lebendige Deutschland hineingeführt.

Für einen Franzosen bedeutet dieser Durchbruch nichts anderes als: er ist ein Europäer geworden. Und er beginnt sein bedeutendstes Werk zu schreiben, den zehnbändigen „Johann Christof", das kein deutsches und kein französisches, sondern ein europäisches Werk ist — wie, nebenbei gesagt, jedes Werk und jede Tat, die sowohl für Deutschland wie für Frankreich Gültigkeit haben ...

Romain Rolland ging von Vevey, wo er den Sommer über literarischen Arbeiten hatte verbringen wollen, nach Genf und trat in das Rote Kreuz ein. Er vermittelte, beantwortete die Anfragen von hüben und drüben über ver-

mißte Söhne, Gatten, Brüder, und wer Rolland kennt, weiß, daß er es nicht bei bürokratischen Auskünften bewenden ließ. Aber es schien ihm nicht genug. Er hatte den Abend nicht vergessen, wo, als Antwort auf den Hilferuf eines unbekannten Pariser Studenten, ein neununddreißig Seiten langer Brief Tolstois aus Jasnaja Poljana eingetroffen war ...

Jede gute Tat, selbst die unscheinbarste, trägt ihren Gewinn in sich selbst. Als Tolstoi am 14. Oktober 1887 an einen Herrn Romain Rolland, Schüler der Ecole Normale, schrieb, bewirkte er, daß 27 Jahre später, da ihn selbst schon die Erde deckte, die Menschheit inmitten des Völkermordens aufschrie in ihrem Gewissen. Es war die Stimme jenes zarten, schüchternen Studenten, die in Genf für alle diejenigen sprach, die schweigen und verbluten mußten.

HERBERT SCHLÜTER

Gehörte vor 1933 zu dem Kreis um Klaus Mann. Seine erste größere Novelle: „Das späte Fest" erschien 1927 bei S. Fischer, Berlin. Er schrieb zarte Gedichte und einen Roman „Die Rückkehr der verlorenen Tochter". 1934 ging er nach Spanien und nach dem Ausbruch des Bürgerkrieges nach Jugoslawien und Italien. Schlüter lebt jetzt wieder in Deutschland. Sein neuer Roman „Nach fünf Jahren" erschien vor einiger Zeit im Willi Weismann Verlag, München, dem Verlag der Zeitschrift „Die Fähre". — Seine Sätze aus einem vor 1933 in der „Neuen Rundschau" erschienenen Artikel „BERUF UND AUSSICHT EINER JUGEND" erweisen auch heute noch ihre Gültigkeit, trotz der veränderten Voraussetzungen:

Wir sind uns inzwischen unserer geistigen Situation bewußt geworden, und ich glaube — ich werde nachher zeigen, warum —, daß noch keine Jugend dieses Jahrhunderts wie die unsere so erfüllt war von Verantwortlichkeit, so quälend sich ihrer ungeheuren Verantwortung einer geistigen Zukunft gegenüber bewußt.

Das Verantwortungsbewußtsein also, die geistige Bereitschaft, das Interesse an Vergleichungen, dies alles wird unsere Arbeiten sehr bedingen. Hierin sehe ich übrigens eine entfernte Beziehung zur Frühromantik. Auch das Interesse an der Weltliteratur ist ja sehr stark gerade jetzt, man empfindet international-europäisch, aber man entdeckt zugleich die amerikanische Literatur, ohne aufzuhören, sich mit der russischen intensiv zu beschäftigen. Von den Franzosen sind es besonders Gide und Valéry, die uns sehr angehen, und wir begreifen noch die unvergleichlichen Reize Prousts.

Die Neigung nicht nur des Publikums, auch der jungen Dichter selbst wendet sich stark dem Roman wieder zu, dessen Krise als Kunstform uns deshalb stark persönlich betrifft. Ich denke mir, daß der Roman sich sehr wird wandeln müssen, um unsere großen Erkenntnisse, Bemühungen und Hoffnungen recht klar zum Ausdruck zu bringen. Wir empfinden ja Literatur nicht länger mehr als Selbstzweck, wir meinen nicht mehr das stolze und gelungene Poem des einsam arbeitenden Künstlers, wir fühlen uns vielmehr verantwortungsvoll gebunden an den großen geistigen Prozeß. Literatur erscheint uns allen heute als Dienst nur in der geistigen Bewegung, als eine sehr gesteigerte, sehr möglichkeitenreiche, unglaublich gewagte Diskussion unserer Existenz.

KARL SCHNOG

Neben Kästner, Weinert und Mehring einer unserer schlagkräftigsten politischen Satiriker, ging im Mai 1933 nach der Schweiz, später nach Frankreich und Luxemburg. 1936 wurde er ausgebürgert, nach dem Einfall der Deutschen in Luxemburg von der Gestapo verhaftet und durch acht Gefängnisse und Zuchthäuser geschleift, bis er am Ende nach Buchenwald übergeführt wurde. Nach fünfjähriger Haft durch die amerikanische Armee befreit, ist Karl Schnog seit geraumer Zeit Chefredakteur der in Berlin erscheinenden Zeitschrift „Ulenspiegel". Eine Sammlung seiner satirischen Gedichte wird unter dem Titel „Jedem das seine" demnächst im Ulenspiegel-Buchverlag erscheinen. — In der schon zitierten Anthologie „Denk' ich an Deutschland in der Nacht" ist sein Gedicht „GELÖBNIS" enthalten:

Jenen, die Ossietzky foltern, höhnen,
Und die Mühsam in den Tod gehetzt,
Jenen tapferen deutschen Heldensöhnen
Wird ihr Tagwerk gutgeschrieben. Bis zuletzt.

Mag es Wochen, mag es Jahre dauern:
Aus Bedrückung wächst die große Kraft.
Einmal stehn wir in den Kerkermauern,
Packen euch und fordern Rechenschaft.

Keinen Seufzer werden wir vergessen,
Keinen Striemen, den ins Fleisch ihr hiebt.
Jede Blutspur wird euch nachgemessen,
Die ihr jetzt noch sauft und schreit und liebt

Einmal naht das Ende aller Qualen,
Eher als ihr euch im Blutrausch denkt,
Dann, ihr Mörder, müßt ihr voll bezahlen,
Und es wird euch nicht ein Gran geschenkt.

Einmal kommen wir das Unkraut jäten,
Einmal tilgen wir die blutige Schmach,
Aus dem Blute jedes Hingemähten
Wachsen hundert wilde Rächer nach.

ARTHUR SCHNITZLER

1862 in Wien geboren, Erzähler und Dramatiker, schrieb zahlreiche bühnenwirksame Dramen („Anatol", „Liebelei", „Freiwild", „Der Schleier der Beatrice", „Der grüne Kakadu", „Der einsame Weg", „Der Ruf des Lebens"), Komödien, Novellen und Romane. Seine Bücher standen auf der ersten Liste der 1933 von den Nazis verfemten Literatur. — Von Schnitzler stammen eine Reihe gedankentiefer APHORISMEN, die den großen Dichter als einen Meister der kleinen Form erweisen:

Deine schlimmsten Feinde sind keineswegs die Leute, die anderer Ansicht, sondern die der gleichen sind wie du, aber aus verschiedenen Gründen, aus Vorsicht, Rechthaberei, Feigheit verhindert sind, sich zu dieser Ansicht zu bekennen.

Wie es hysterische Liebe gibt, so gibt es auch hysterischen Haß, und er hat alle Kennzeichen, die andern hysterischen Affekten eigen sind: die teils willkürliche, teils unwillkürliche Übersteigerung des Gefühls, das Komödiantische im Ausdruck des Gefühls und den Zwang zu diesen beiden: zur Übersteigerung sowohl als zum Komödiantischen.

*

Mancher gilt als vornehmer Charakter nur darum, weil er Haltung genug zu bewahren versteht, um einer vielleicht wohlgegründeten Verbitterung gegenüber Glücklicheren nicht allzu lebhaften Ausdruck zu geben. Bricht über einen solchen Menschen plötzlich ein Glück herein, so merkt man meistens bald, daß er immer ein Schubiack gewesen ist.

*

Du bildest dir ein, durch deine erzieherischen Talente einen Menschen gewandelt zu haben, und doch hast du meist nur einen Komödianten, einen Heuchler oder einen Feigling aus ihm gemacht.

*

Jedes wahrhaft große Gefühl kann edel und fruchtbar sein, der Haß gerade so wie die Liebe; er muß nur frei sein von den unsauberen Elementen der Selbstsucht, des Neides, der Rachsucht und der Feigheit. Von wieviel Elementen aber muß erst die Liebe gereinigt werden, um als wahrhaft selbstlos gelten zu dürfen?

*

Es ist immer noch besser, wenn sich zwei Menschen über den tiefen Abgrund ewiger Fremdheit hin kühl die Hände reichen, als wenn sie einander über den trügerischen Wirbel des Verstehens gerührt in die Arme sinken.

MAX SCHROEDER

Jahrgang 1900. Elternhaus in der Hansestadt Lübeck, Humanistisches Gymnasium. Kriegsunfreiwilliger Soldat 1918. Studium der Kunstgeschichte. Wissenschaftliche Arbeiten: „Die Entstehung der deutschen Baukunst im 9. und 10. Jahrhundert" und „Die Entwicklung des Bildes vom Reimser Portal über den Genter Altar zu Dürer". Die Manuskripte gingen 1940 in Paris verloren. Beiträge über Kunst und Literatur erschienen in norddeutschen und Berliner Blättern. In der Emigration (1933—1946, Paris, New York und Zwischenstationen) Mitarbeit an zeitgeschichtlichen Büchern und Feuilletonredakteur deutschsprachiger Zeitungen. Seit 1947 Cheflektor des Aufbauverlages, Berlin. — Der folgende (gekürzte) Beitrag „UNSER VOLK UND SEINE SCHRIFTSTELLER" erschien 1938 zum fünfjährigen Jubiläum des „Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller" in Paris.

Trotz der Zerreißung aller natürlichen und geschichtlichen Bande durch den Nationalsozialismus sind die großen Ideen, um die unser Volk durch Jahrhunderte gekämpft hat, nicht untergegangen. Sie leben in den geheimen Gemeinschaften, deren wohleingebettetes Aderwerk dem Blick und Zugriff der Polypen trotzt, wie in den Herzen der einzelnen, die noch nicht wieder zueinander gefunden haben und auf den Tag warten. Sie erheben sich über die erzwungene Stummheit in illegalen Schriften, in verdunkelten Vortrags- und Theatersälen, in Ätherwellen und oft gar zwischen den Zeilen, ja zwischen den Gedanken — nämlich dann, wenn ein Gedanke auftritt — eines hochoffiziellen Führerorgans.

Wir diskutieren. Wir diskutieren wie die mittelalterlichen Bauleute, als sie vom Rundbogen zum Spitzbogen übergingen. Wir suchen die Antriebe des Fortschritts zu erkennen. Wir diskutieren nicht über das Blaue vom Himmel und nicht, ob der Feind „auch ein Mensch" ist. Er ist des Menschen Feind.

Wo blieben wir ohne die anspornenden Tatsachen, die uns von der Widerstandskraft und Erfindungskraft unseres Volkes im Kampf um die Freiheit berichtet werden! Wo blieben wir, ohne die Anschauung der Massenbewegungen in den Völkern, die uns Jahre beherbergen, die für die Verteidigung der Kultur einstehen.

Wir halfen, „das Werkzeug des Schriftstellers" anzusetzen an die Zwingburg des dritten Reiches, indem wir in „Schrift und Sprache" auf die Erfordernisse der Wirklichkeit hinwiesen, indem wir uns die Aufgabe der „Zusammenhaltung" der moralischen Kräfte unseres Volkes zu eigen machten.

HARRO SCHULZE-BOYSEN

1909 geboren, war mit Arvid Harnack zusammen das Haupt der Widerstandsgruppe „Rote Kapelle", die einen illegalen Kampf gegen das Gewaltregime führte. Das folgende Gedicht, „RECHENSCHAFT" betitelt, das wir der im Lessing-Verlag, Berlin, erschienenen Anthologie „Freiheit" entnehmen, fand man nach dem Tode in den Dielenritzen der Zelle II unter den Trümmern des Gestapo-Hauptquartiers:

Der Wind fährt naß ans Fenster
Und heulend schlägt's Alarm!
In Deutschland gehn Gespenster um,
Hier drinnen ist es warm.

Dir scheint's wie Klosterzelle:
Die hellgetünchte Wand
Hält fern dir jede Welle, die
Dich sonst so jäh berannt.

Der Geist schweift frei ins Leben,
Die Fesseln stören nicht,
Und Zeit und Raum, sie heben sich
Davon im blassen Licht.

Es gilt nur letzte Wahrheit
Dem überscharfen Blick,
Und ungetrübte Klarheit wird
Hier stolz zum Daseinsglück.

Der Stunde Ernst will fragen:
Hat es sich auch gelohnt?
An dir ist's nun zu sagen: Doch!
Es war die rechte Front.

Das Sterben an der Kehle,
Hast du das Leben lieb . . .
Und doch ist deine Seele satt,
Von dem, was vorwärts trieb.

Wenn wir auch sterben sollen,
So wissen wir: Die Saat
Geht auf. Wenn Köpfe rollen heut,
Einst zwingt der Geist den Staat!

Die letzten Argumente
Sind Strang und Fallbeil nicht.
Und unsre Richter heute
Sind nicht das Weltgericht!

ANNA SEGHERS

1900 in Mainz geboren, schrieb vor 1933 ihre unvergeßliche Erzählung: „Aufstand der Fischer von St. Barbara", für die sie den Kleistpreis erhielt. 1933 emigrierte sie nach Paris; dort entstanden „Der Kopflohn" (Querido-Verlag, Amsterdam) sowie „Der Weg durch den Februar" und „Die Rettung". 1939 erschien ihr KZ-Roman „DAS SIEBTE KREUZ", ein Best-seller, aus dem wir einen Abschnitt wiedergeben. Der Roman wurde ein Welterfolg und in Hollywood verfilmt. Beim Einrücken der Deutschen in Frankreich floh sie nach Mexiko, schrieb Hörspiele, Erzählungen und einen Roman „Transit" und ist jetzt, nach Deutschland zurückgekehrt, mit der Niederschrift ihres Romans „Die Toten bleiben jung" beschäftigt; ihr großer Roman „Die Rettung" ist vor einiger Zeit im Aufbau-Verlag, Berlin, erschienen.

Wie lange er auch über die Flucht gegrübelt hatte, allein und mit Wallau, wie viele winzige Einzelheiten er auch erwogen hatte und auch den gewaltigen Ablauf eines neuen Daseins, in den ersten Minuten nach der Flucht war er nur ein Tier, das in die Wildnis ausbricht, die sein Leben ist, und Blut und Haare kleben noch an der Falle. Das Geheul der Sirenen drang seit der Entdeckung der Flucht kilometerweit über das Land und weckte ringsum die kleinen Dörfer, die der dicke Herbstnebel einwickelte. Dieser Nebel dämpfte alles, sogar die mächtigen Scheinwerfer, die sonst die schwärzeste Nacht geblendet hatten. Jetzt, gegen sechs Uhr früh, erstickten sie in dem watteartigen Nebel, den sie kaum gelblich färbten.

Georg duckte sich tiefer, obwohl der Boden unter ihm nachgab. Er konnte versinken, bevor er von dieser Stelle wegdurfte. Das dürre Gestrüpp sträubte sich ihm in den Fingern, die blutlos geworden waren und glitschig und eiskalt. Ihm schien es, als sänke er rascher und tiefer, er hätte nach seinem Gefühl bereits verschluckt sein müssen. Obwohl er geflohen war, um dem sicheren Tod zu entrinnen — kein Zweifel, daß sie ihn und die anderen sechs in den nächsten Tagen zugrunde gerichtet hätten —, erschien ihm der Tod im Sumpf ganz einfach ohne Schrecken. Als sei er ein anderer Tod als der, vor dem er geflohen sei, ein Tod in der Wildnis, ganz frei, nicht von Menschenhand.

Zwei Meter über ihm auf dem Weidendamm rannten die Posten mit den Hunden. Hunde und Posten waren besessen von dem Sirenengeheul und dem dicken nassen Nebel. Georgs Haare sträubten sich und die Härchen auf seiner Haut. Er hörte jemand so nahe fluchen, daß er sogar die Stimme erkannte: Mannsfeld. Der Schlag mit dem Spaten, den ihm vorhin Wallau über den Kopf gegeben hatte, tat ihm also schon nicht mehr weh. Georg ließ das Gestrüpp los. Er rutschte noch tiefer. Jetzt kam er überhaupt erst mit beiden Füßen auf den Vorsprung, der einem an dieser Stelle Halt gab. Das hatte er

damals auch gewußt, als er noch die Kraft gehabt hatte, alles mit Wallau vorauszuberechnen.

Plötzlich fing etwas Neues an. Erst einen Augenblick später merkte er, daß gar nichts angefangen hatte, sondern etwas aufgehört: die Sirene. Das war das Neue, die Stille, in der man die scharf voneinander abgesetzten Pfiffe hörte und die Kommandos vom Lager her und von der Außenbaracke. Die Posten über ihm liefen hinter den Hunden zum äußersten Ende des Weidendamms. Von der Außenbaracke laufen die Hunde gegen den Weidendamm, ein dünner Knall und dann noch einer, ein Aufklatschen, und das harte Gebell der Hunde schlägt über einem anderen dünnen Gebell zusammen, das gar nicht dagegen aufkam und gar kein Hund sein kann, aber auch keine menschliche Stimme, und wahrscheinlich hat der Mensch, den sie jetzt abschleppen, auch nichts Menschliches mehr an sich. Sicher Albert, dachte Georg. Es gibt einen Grad von Wirklichkeit, der einen glauben macht, daß man träume, obwohl man nie weniger geträumt hat. Den hätten sie, dachte Georg, wie man im Traum denkt, den hätten sie. Wirklich konnte das ja nicht sein, daß sie schon jetzt nur noch sechs waren.

Der Nebel war noch immer zum Schneiden dick. Zwei Lichtchen glänzten auf, weit jenseits der Landstraße — gleich hinter den Binsen, hätte man meinen können. Diese einzelnen scharfen Pünktchen drangen leichter durch den Nebel als die flächigen Scheinwerfer. Nach und nach gingen die Lichter an in den Bauernstuben, die Dörfer wachten auf. Bald war der Kreis aus Lichtchen geschlossen. So was kann es ja gar nicht geben, dachte Georg, das ist zusammengeträumt. Er hatte jetzt die größte Lust, in die Knie zu gehen. Wozu sich in die ganze Jagd einlassen? Eine Kniebeuge, und es gluckst, und alles ist fertig ... Werd' mal zuerst ruhig, hatte Wallau immer gesagt. Wahrscheinlich hockte Wallau gar nicht weit weg in irgendeinem Weidenbusch. Wenn das der Wallau einem gesagt hatte: werd' mal zuerst ruhig — war man immer schon ruhig geworden.

Georg griff ins Gestrüpp. Er kroch langsam seitlich. Er war jetzt vielleicht noch sechs Meter von dem letzten Strunk weg. Plötzlich, in einer grellen, in nichts mehr traumhaften Einsicht, schüttelte ihn ein solcher Anfall von Angst, daß er einfach hängenblieb auf dem Außenabhang, den Bauch platt auf der Erde. Ebenso plötzlich war es vorbei, wie es gekommen war.

HILDE SPIEL

Geboren 19. Oktober 1911 in Wien. Gewann mit 22 Jahren den Julius-Reich-Literatur-Preis für ihr Erstlingsbuch „Kati auf der Brücke". Zweiter Roman: „Verwirrung am Wolfgangsee" 1935. Im darauffolgenden Jahr zum Dr. phil. promoviert, übersiedelte sie nach London und heiratete Peter de Mendelssohn. In England veröffentlichte sie 1939 den Roman „Flute and Drums". Sie erwarb 1941 die britische Staatsbürgerschaft und schrieb, fern von Österreich, den Wiener Zeitroman „DIE FRÜCHTE DES WOHLSTANDES", in den Siebzigerjahren spielend. Wir geben nachfolgend einige charakteristische Abschnitte daraus wieder:

Schweigend, ohne einander zu berühren, waren die Liebenden über die Holztreppe hinabgestiegen, hatten den Hof überquert mit Schleifstein, Brunnen und Linde, und sich zögernd durch die dunkelnde Probusgasse entfernt.

Nun mochte der Schnee weiß auf dem Pfarrplatz liegen, auf Statue und Laterne. In der Stadt war er gelb und braun, besudelt vom Dung und Wasser der Pferde, durchlöchert vom Sand, den die Bürger streuten vor ihrem Tor. Stephanie, verschleiert, hinter ihrer Marderstola verborgen, eilte atemlos über den leise knirschenden Boden. Sie war zum Michaeler Platz gelangt, aber hier wurde sie aufgehalten. Vom Graben näherte sich ein Viererzug, die Menge staute sich und winkte, ermutigt von der freundlichen Erscheinung — hinter jener Marmorstirn, jenem schönen und gelassenen Antlitz, verbarg sich eine Leidenschaft, die der Gegenwart so fremd war wie die ihre. Die Menschen zerstreuten sich. Sie lief über den Platz. In der Herrengasse sah sie von fern ihren Onkel Gustav. Sie überquerte die Straße. Um die Ecke noch. Hier war das Haus.

Andreas wohnte jetzt in einem geräumigen Gebäude, der früheren Stadtresidenz eines Edelmanns. Zu beiden Seiten des Treppenaufganges stand ein dreiarmiger Leuchter, dessen Gaslicht prunkvoll auf einen verblichenen Teppich fiel und die abgeblätterte Stuckwand mehr als nötig erhellte. Stephanie warf den schneebestickten Schleier zurück, lief treppauf und irrte in den weitläufigen Gängen umher, ohne seine Tür zu finden. In späteren Jahren würde sie häufig träumen, daß sie in unaussprechlicher Qual durch endlose Vorräume lief, an Wänden lauschte nach einem Ton von Musik, und mit verschwimmenden Augen nach Türklopfern und Bronzeschildern spähte, um sich von neuem abzuwenden in das Dunkel eines noch unerforschten Korridors. Endlich sah sie seinen Namen in gelbes Metall eingegraben. Sie zog am Glockenstrang. Andreas öffnete ihr. An dem Fassungslosen vorbei trat sie ein.

Es war ganz dunkel, wo sie stand; das Treppenlicht war hinter ihr erloschen. Gegenüber, wo ein schwacher Schimmer aus einem Türspalt drang, mußte Andreas' Zimmer sein. Er indessen hatte ihren Arm ergriffen und stammelte verlegene Worte, aber sie hörte ihn nicht, ihr Blut schlug so laut. Wenn er mich nur hier noch nicht umarmt, dachte sie, plötzlich furchtsam. Wenn mir nur ein Aufschub vergönnt ist, eine kleine Spanne Zeit, bis zu jenem Zimmer, aus dem ich nicht zurück kann! Sie entwand sich ihm und taumelte weiter. Die Tür sprang auf. Drinnen, lächelnd ans Klavier gelehnt, pfauengrün und bernsteinfarben im Licht zweier Kerzen stand die Freifrau von Lodron.

Der Boden gab nach, das Zimmer kreiste, auf allen Seiten klirrten die Wände herab. In Stephanies Brust rieselte Sand, und Wasser rauschte ihr über den Rücken. Dennoch stand sie reglos. Es mußte zu diesem Auftritt Worte, Gesten, Blicke geben — Giulia Lodron kannte sie alle, Stephanie war stumm, als hätte sie ihre Rolle nicht gelernt. Die Frau fing zu sprechen an; ihr italienischer Akzent vermehrte die Unwirklichkeit.

„Unsere Muse, Andreas? Und so verängstigt! Nehmen Sie Ihren Pelzumhang ab, armes Kind. Das Zimmer ist überheizt."

Scheite brannten im Kamin, ein flackerndes Gegenspiel der Kerzen. Ein Hauch von Weihrauch lag in der Luft. Vom Alkoven her blinkte dunkel das violette Sofa, halb von einem Schaffell bedeckt. Andreas stand noch an der Tür, er trug Samthosen unter einem seidenen Schlafrock, sein Haar war verwirrt, aber er strahlte ein so übermäßiges Entzücken aus, daß die Luft zwischen ihm und der Frau zu zittern schien. Nun war er auch nicht mehr bestürzt, nur eigentümlich erregt, wie er so mit glänzenden Augen und in bebender Erwartung von einer Frau zur anderen blickte.

„Warum bist du gekommen, Stephanie?" murmelte er und sah Giulia an.

Auch Stephanie schaute auf die Frau. Giulia stand lässig zwischen den Kerzenflammen, vom Licht umrahmt. Ihre tiefgrüne Robe verschmolz mit den Schatten, die entblößten Schultern hoben sich gelblich aus dem Flimmern hervor. Und nun regte sie sich, nun schickte sie sich an, das Melodrama zu beenden. Eine große und geübte Tragödin, trat sie vor, legte ihre lange und schöne Hand auf Stephanies Arm und betrachtete sie, kuhäugig, in schmerzliches Mitleid versunken.

„Kind", sagte sie, „bist du hierher gekommen, um glücklich zu sein? Poverina! Hier fändest du nicht dein Glück, auch wenn du mich nicht fändest. Geh heim und heirate."

Stephanie schlug die Hände vors Gesicht. Sie wandte sich um und ging langsam hinaus, ohne einen Blick auf Andreas zu wenden.

GRAF ALEXANDER STENBOCK-FERMOR

Geboren am 30. Januar 1902 auf dem Gut Nitau in Lettland. 1918—1920 Freiwilliger der „Baltischen Landeswehr". 1920 Übersiedlung nach Deutschland. 1922—23 Bergarbeiter im Ruhrgebiet. 1924—29 Ausbildung als Buchhändler in Hamburg und im Verlagswesen beim Eugen-Diederichs-Verlag in Jena. Seit 1929 freier Schriftsteller. Bücher: „Meine Erlebnisse als Bergarbeiter"; „Freiwilliger Stenbock"; „Deutschland von unten" (alle J. Engelhorns Verlag, Stuttgart); „Das Haus des Hauptmanns von Messer" (Werner Plaut Verlag, Wuppertal-Barmen); „Schloß Teerkuhlen" (Vieweg-Verlag, Braunschweig). 1931—33 Leiter des Scheringer-Komitees. Im „Dritten Reich" Schutzhaft, Ausbürgerung, Verbot sämtlicher Bücher. Illegale Tätigkeit und Verbindung mit Beppo Römer und Willy Sachse. Nach dem Zusammenbruch des Nazisystems: Oberbürgermeister von Neustrelitz. 1946 in der Landesleitung des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung in Schwerin. 1947 als Dramaturg und Autor in der DEFA, Berlin, tätig. Wir geben ein Kapitel „Hunger im Frankenwald" aus „DEUTSCHLAND VON UNTEN" wieder:

Am nächsten Morgen erreichen wir das Dorf Schwarzenstein. Hier ist mein Begleiter Rittweg zu Hause, er kennt jedes Haus, jeden Bewohner.

Die kleinen Häuser liegen romantisch verstreut auf den Höhen eines Berges und unten angelehnt an den waldigen Abhängen. Die Landschaft um das Dorf ist schön: Gebirgsbach in der Schlucht, steile Berge, dichter grüner Hochwald.

Aber die Bewohner dieser Häuser müssen ohne Romantik und ohne Schönheit ihr tägliches Brot verdienen. Von den etwa 600 Einwohnern sind fast alle „Schanzenbinder", Korbflechter. Das Schanzenbinden ist ein schwieriges Geschäft. Drei Tage in der Woche brauchen die Arbeiter, um das Material heranzuschaffen: Tannenäste, Fichtenwurzeln, Reifen. Das Rohr wird gekauft. Auch das übrige Material kann gekauft werden, aber die Herstellung wird dadurch so teuer, daß kein Gewinn mehr zu erzielen ist. Die Schanzenbinder sind gezwungen, im Walde zu suchen. Das ist Waldfrevel, denn die Obrigkeit hat es streng verboten. Der Gendarm liegt auf der Lauer. Fast das halbe Dorf hat schon im Gefängnis gesessen.

Heimlich, in der Nacht, beim Mondschein, wandern die Arbeiter in den Wald. Wenn die Fichtenwurzeln, Äste, Zweige mühsam gesammelt sind, beginnt erst die eigentliche Arbeit des Schanzenbindens. Die ganze Familie muß helfen. Die fertigen Körbe werden auf den Märkten in Sachsen verkauft. Der Wochenverdienst liegt zwischen 10 und 12 Mark.

Die Wohnungsverhältnisse sind erbärmlich. Viele Häuser sind völlig baufällig, die Decke hängt zerfetzt in die Stuben herein, Fußböden und Wände sind verquollen und voller Risse, und doch werden diese Häuser bis in die Bodenkammern hinein von Menschen bewohnt. In manchen Häusern wimmelt es von Ungeziefer, von Wanzen und Schaben.

Wir kommen in ein uraltes baufälliges Haus, das dem Sägemühlenbesitzer gehört, der die Wohnungen vermietet. In 7 kleinen dunklen Räumen wohnen 6 Familien in drückender Enge. Unten im Flur an der Holztreppe ist der Abort, der von allen Bewohnern des Hauses benutzt wird. Der Geruch dringt durch das ganze Haus in jedes Zimmer hinein. Wir steigen die wacklige, von Würmern zerfressene Holztreppe herauf. Die Bewohner folgen uns. Frauen tragen ihre Kinder. Kinder stehen herum, den Finger im Mund, mit aufgerissenen Augen. Die Männer sehen zu den Türen heraus, bleiche knochige Gesichter.

Im oberen Stock treten wir in ein kleines schmales Zimmer. Ein Bett nimmt fast die Hälfte des Raumes in Besitz. Im Bett liegt eine Frau. Im ersten Augenblick glaube ich: eine Leiche. Aber die Frau, die 35jährige Frau eines Schanzenbinders, hat die Lungentuberkulose. Seit einem Jahr liegt sie. Sie ist ausgezehrt, die gelben Wangen eingefallen, ihre Augen dunkel umrandet, tief in den Höhlen, haben einen erschütternden Ausdruck der Verzweiflung und Müdigkeit. Ihre Arme, dünne Knochenarme, hängen unter der Decke hervor, dicke blaue Adern treten weit aus der Haut. Die schwindsüchtige Frau muß das Bett mit ihrem Manne teilen. Der Schanzenbinder ist geistig nicht ganz normal und bekommt epileptische Anfälle, die sich in der Woche drei- bis viermal wiederholen. Das einzige Kind, ein 7½ Jahre altes Mädchen, schläft auf zwei Stühlen neben dem Bette der Mutter. Es darf nicht mehr im Bett schlafen, weil die Mutter Nachtschweiß hat. Der eiserne Ofen, der auch Küchenherd ist, raucht stark. Die Decke ist mit dickem schwarzem Ruß belegt. In dem Raum arbeitet der Mann vom frühen Morgen bis in die Nacht. Die Frau ist in keiner Krankenkasse und erhält nicht einen Pfennig Unterstützung. Als halbe Arbeitskraft verdient der Mann in der Woche 4 bis 5 Mark. Die Frau ist vollkommen arbeitsunfähig, und so haben diese drei Menschen tatsächlich nur 16 bis 20 Mark im Monat zum Leben. Sie wären dabei schon lange verhungert, wenn nicht die Nachbarinnen hie und da Essen gebracht hätten, heimlich, denn ihre Männer, die unterernährt sind, sehen das nicht gern.

Der Schanzenbinder sitzt stumpf auf seinem Holzschemel, den halbfertigen Korb im Arm. Am Boden liegen Äste und Reifen. Die kleine Tochter steht vor uns, die Hände gefaltet, den Kopf verlegen gesenkt.

Die Luft in diesem Zimmer ist zum Erbrechen. Vom Flur kommt der Klosettgestank. Es riecht nach Krankenschweiß, nach Suppe und Rauch. Heimat für drei Menschen.

Beim Verlassen des Raumes fällt uns ein Spruch in die Augen, auf bunter Pappe über die Tür genagelt:

Laß draußen die Sorgen,
Nur Glück bring herein,
Hier bist du geborgen,
Hier bist du daheim.

KURT STERN

1907 in Berlin geboren. Studierte Geschichte und Philosophie in Berlin und Paris. Verließ Deutschland im April 1933. In Paris Chefredakteur der politisch-literarischen Zeitschrift „Unsere Zeit". Übersetzte Cocteau, Vildrac, Supervielle, Maurois. Er nahm als Freiwilliger in den Internationalen Brigaden am Krieg in Spanien teil und ging 1942 nach Mexiko, wo er als Sekretär des Heinrich-Heine-Klubs und Redakteur der Zeitschrift „Freies Deutschland" wirkte. Im Exil schrieb er außerdem Essays und Novellen. Im September 1946 kehrte er aus der Emigration nach Deutschland zurück. — Den nachfolgenden kurzen Abschnitt haben wir einer im Jahre 1943 veröffentlichten Novelle „DER DRITTE URLAUB" entnommen.

Auf einem Heuwagen kehrte der einbeinige Hein aus dem Kriege in sein Dorf zurück. Er saß neben einem alten Bauern des Nachbardorfes, dem er in der Kreishauptstadt begegnet war. Hinter ihm, auf den Säcken mit Kunstdünger, lagen seine Krücken und klapperten leise aneinander. Der langsam einherholpernde und knarrende Wagen näherte sich dem Dorfe. Da blickte Hein um sich. Er sah die Hügel und den Bach, die Pappeln und die Felder, die Höfe und den Kirchturm. Vertraut lag alles in das nebelverwischte Licht der Dezembersonne gehüllt, friedlich und ewig. Das Vergängliche begann sich Hein erst aufzudrängen als sie ins Dorf hineinfuhren. Schon das zweite Gehöft zur Linken der Straße brachte ihm zum Bewußtsein, daß vieles sich in der ewig gleichen Landschaft geändert hatte. Es war das Gehöft des alten Bendler, dessen beide Söhne nie wieder aus Rußland heimkehren würden, um sonntags in der Dorfschenke zum Tanz aufzuspielen. Das zweite Gehöft links und das fünfte Gehöft rechts, das siebente Gehöft rechts und das achte Gehöft links . . .

Dann stand der Wagen still auf dem Dorfplatz neben der Kirche. Hein griff nach seinen Krücken und kletterte mit Hilfe des alten Bauern vom Wagen. Er hatte Angst vor dem Wiedersehen mit der Mutter. Sie wußte zwar. Doch wissen und sehen sind zweierlei. Nicht nur aus Gastfreundschaft hatte er den Alten eingeladen, mit ins Haus zu kommen. Sie traten auf den Hof. Der Hund erkannte nicht gleich seinen so veränderten Herrn und sprang ihm bellend entgegen. Da öffnete sich die Tür des Hauses. Die Mutter stand im Rahmen und starrte auf die Krücken und das fehlende Bein, und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Weinte sie aus Leid oder vor Freude? Denn sie war ja eine deutsche Mutter, die ihren Sohn aus diesem Kriege gerettet hatte.

LUDWIG STRAUSS

Der Dichter, 1892 in Aachen geboren, als Lyriker, Essayist und Novellist bekanntgeworden, gab vor 1933 zusammen mit Carossa und Albrecht Schaeffer das Jahrbuch „Leukothea" heraus. Außerdem erschienen von ihm vor 1933 die Gedichtsammlungen: „Wandlung und Verkündigung", „Die Flut, das Jahr, der Weg", „Das Ufer" und „Nachtwache". Ludwig Strauss lebt wie Albrecht Schaeffer seit Jahren in der Emigration. Aus dem in der Zeitschrift „Die Fähre" veröffentlichten: „BRIEF EINES FRONTSOLDATEN" zitieren wir den folgenden kurzen Abschnitt:

Ich könnte, um dich zu beunruhigen, furchtbare Bilder beschwören, gewiß furchtbarere als die eines durchschnittlichen Tages im Stellungskriege und eines Bombardements aus Feldgeschützen. Ich könnte dir das Schlachtfeld

nach dem Gasangriff schildern, mit den in den Boden verbissenen und verkrallten Leibern, die der unerträgliche Schmerz verkrümmt hat, das Feuerwerk des Nachtgefechts mit der von roten Raketen beleuchteten schwarzen Erdfontäne gegenüber, aus der zwei eben noch zusammenhängende Beine in Stiefeln und Hosen oben heraustanzten, ohne Leib durch das farbige Licht hintanzten ins Nichts. Das Trommelfeuer, den Nahkampf, das Zerspritzen des von unterirdischen Minen gesprengten Bodens und alles Lebendigen, das er trägt. Aber was sollten diese Bilder fruchten, wenn ich sie einem ausmalen wollte, den der gewöhnliche Tag, dieser, den ich schilderte, und das Entsetzen seiner Gewöhnlichkeit nicht erschüttern konnte? Ihr Vernichtungsprunk würde dich nur betäuben, statt dich wach zu machen und offen für das schmucklose Grauen, das ich dir ins Herz treiben will. Jenes Lehmlicht, das nun als einziger Inhalt erscheint, wenn ich dir mein Inneres auftue, das sollst du schmecken und schlucken, bis es dich so erfüllt wie mich. Nichts sonst.

CARL STERNHEIM

1878 in Leipzig geboren, ist in seinen Dramen, Komödien und Erzählungen der bissigste Kritiker des „bürgerlichen Heldenlebens" („Die Hose", „Der Snob", „Bürger Schippel" usw.). Seine gesammelten Erzählungen tragen den Titel: „Chronik von des 20. Jahrhunderts Beginn". In „Juste Milieu", einer ironischen Attacke, rechnete er mit dem wilhelminischen Berlin ab. Er ging ins Exil, wo er gestorben ist. Seine gesammelten Werke werden, von Friedrich Eisenlohr herausgegeben, im Aufbau-Verlag, Berlin, erscheinen. — Kennzeichnend für seine sarkastische, gesellschaftskritische Art der Darstellung ist seine Novelle „HEIDENSTAM", in seinen Gesammelten Erzählungen enthalten und mit diesen Sätzen beginnend:

Mit zweiundzwanzigtausend Mark Rente hatte Franzis Heidenstam sich über den Ereignissen geglaubt. Eine Welt von Kenntnissen und Voraussicht hatte bei des Kapitals Anlage Gevatter gestanden, Erfahrungen von Bankleuten, Maklern und eines Staatsmannes bessere Einsicht mitgewirkt. Jede Möglichkeit war vorbedacht, die schließlich gekauften Werte primissima, ein Risiko ausgeschlossen. Besonderen Fällen das Gleichgewicht gefunden und für Zusammenbrüche Hintertüren gelassen. Er besaß Staats- und Stadtanleihen, die bei Bedarf bar Geld bedeuteten, war mit Brauerei, und Schaumweinaktien an der Nation behaglichem Lebensgenuß, mit Schuldverschreibungen von Automobil- oder Flugmotorenfabriken an rastlosem Fortschritt beteiligt, und daß im Kriegsfall er nicht Not litte, lag seines Besitzes ein Drittel an Pulver- und Dynamitbonds fest.

Stak nachts in seidener Decke er schlaflos, mochte die Weltlage sich noch so drohend türmen: immer ergab sich seines Vermögens hübsches Equilibre, und es war ihm allmählich Bedürfnis geworden, Einbildung zu spornen, vertrakte Lagen auszuklügeln, denen er allemal, ein gewandter Schlaukopf, entrann. Aber auch seines Volkes Eigenschaften mußten ihm sämtlich gefallen, da Aufschwung und Gelassenheit, Friedensliebe wie ein forscher Chauvinismus in seine Pläne paßten. Besitzes wegen mußte auf kein Bekenntnis er sich festlegen. Heute konnte mit Egmont er leben und leben lassen, morgen Zielstrebigkeit fordern. Von Tolstoi durfte er und Tirpitz schwärmen. Frei wie in der Luft der Vogel war er.

Freude brachte fast jeder Tag. Bei allen Gesellschaften wuchsen die stillen Rücklagen, wurde eine Unzahl Kapital abgesetzt und seines Schatzes Substanz

verdichtet. Billiges Bezugsrecht gab es allemal irgendwo, und da und dort den besonders profitlichen Auftrag. Direktoren und Angestellte sorgten durch Unterschlagungen wohl für nervöse Zwischenfälle, doch hätte Heidenstam auch auf sie nicht verzichten mögen, weil diese ihm in seinen Augen den Schuß Wagemut gaben, ohne den der homme d'affaires nicht denkbar ist.

Er lebte der Überzeugung: es sei der liebe Gott ein bewundernswerter Präsident der Gesellschaft „Deutschland", der verstünde, bei billigen Löhnen und gutem Verdienst für seine, Heidenstams, Bedürfnisse die Geschäfte gehen zu lassen.

Im Hinblick auf den jahrelang günstigen Dividendenstand war er auch mit jeder, woher immer befohlenen Maßregel einverstanden. Manchmal wunderte ihn ein Gesetz, eine Polizeivorschrift kam ihm drollig vor. Im ganzen aber ließ er es in der Gewißheit gehen: der Jahresabschluß wird eher besser sein.

PETER SUHRKAMP

Peter Suhrkamp ist 1891 in einem Dorf im Oldenburgischen geboren worden. Er war vier Jahre Soldat im ersten Weltkrieg. Nach dem Kriege studierte Suhrkamp in München, machte sein Oberlehrerexamen, wurde einer der Leiter der Wickersdorf-Schule, später Regisseur in Darmstadt; danach war er Redakteur der Ullstein-Zeitschrift „Uhu", von wo ihn der alte S. Fischer als Lektor und Redakteur der „Neuen Rundschau" an seinen Verlag holte. Während des Naziregimes versuchte Suhrkamp in Opposition zu den Direktiven des Goebbelsschen Propagandaministeriums den S. Fischer-Verlag in seinem alten Geiste weiterzuführen. Er kämpfte jahrelang zäh für die Erhaltung des Verlagsnamens, bis schließlich im Zuge der Arisierungsverordnungen auf direkten Befehl der Nazibehörden der alte Verlagsname verboten wurde und Suhrkamp gezwungen wurde, den Verlag, den er leitete, als Suhrkamp-Verlag zu bezeichnen, eine Maßnahme, die seinen Widerstand gegen die Kulturbarbarei des Nazismus nur versteifte. Im April des Jahres 1944 wurde Suhrkamp von der Gestapo verhaftet, des Hochverrats angeklagt und nach schweren Mißhandlungen in das berüchtigte Konzentrationslager Sachsenhausen eingeliefert. Peter Suhrkamp, der eine der vorbildlichsten, mit Recht geachtetsten Erscheinungen unter den deutschen Verlegern ist, trat auch als Schriftsteller hervor. Ein Zeugnis dessen ist der Essay „ÜBER DAS LESEN", der die Einführung zu dem von ihm verlegten „Taschenbuch für junge Menschen" ist; diesem Almanach haben wir die folgende Probe entnommen:

Wie die meisten Menschen es sich in ihrem Umgang, in der Wahl ihrer Freundschaften bequem machen, indem sie nur Menschen dafür wählen, mit denen sie harmonisieren, die ihnen ähnlich sind, in denen sie sich bestätigt finden, und also im andern nur sich suchen, so lesen viele Menschen gern das, was sie im ersten Moment anspricht, was ihrer Stimmung entgegenkommt, worin sie sich wiederfinden oder zumindest sich spiegeln und mit sich schön tun können. Das, was ganz anders ist, das Fremde, das Schwierige, wird ignoriert oder fortgeschoben. Diesem Verhalten liegt ein falsches Verhältnis zur Welt zugrunde, ich möchte sagen: Mangel an Welt. Es ist ein Sichsträuben gegen die Welt und zutiefst Lebensschwäche. Man kann beobachten, daß solche Menschen sich selbst nicht kennen und sich nicht kennen wollen. Sie kultivieren ein Bild von sich; sich, so wie sie sind, lehnen sie ab; sie sind ihre eigenen Feinde; Menschen mit latentem, schlechtem Gewissen. Das ist ein schlimmer Zustand. Nirgends wird so offenbar, daß Demut und Liebe zwei Seiten desselben Wesens sind, daß unsere Tugenden und unsere Fehler unsere Kraft sind; daß wir nur in der Welt uns finden können; und daß

Barmherzigkeit und Ehrfurcht allein in die Welt einführen. Jeder von uns hat die erstaunlichen Stunden inneren Lichts erlebt, in denen er selbst ganz hingeschmolzen ist, sich in Gegenwart und Besitz der inneren Welt fühlt, und sie und sich so erkennt. Die Stunden der Begeisterung; wenn er bewunderte. Solche Stunden sind Glücksfälle. Das Gewöhnliche ist die unablässige Bemühung um das andere, das Fremde; ist die Umwerbung, ist Lauschen und Sinnen, ist Scharfsinn und Tiefsinn, ist das Eindringen in das Wesen und Wollen des Schreibenden; sich in den Schreibenden verwandeln und den Quell- und Lebenspunkt seiner Eigenheit suchen. So erfährt man, daß kein Wesen in der Welt wie das andere ist, und so, über Liebe und Hingabe, erfährt man die Welt, den reichen Strom aus vielen Quellen.

MARGARETE SUSMAN

Die Dichterin wurde 1872 in Hamburg geboren und lebt seit 1933 in der Schweiz. Sie veröffentlichte Gedichte und Schriften literaturgeschichtlichen, philosophischen und religionswissenschaftlichen Charakters (so unter anderen: „Die Frauen der Romantik", „Vom Sinn der Liebe" und „Das Buch Hiob", das 1946 in Zürich erschienen ist). Ihrem 1922 im Dreimasken-Verlag in München erschienenen Gedichtband „Lieder von Tod und Erlösung" entnehmen wir das Gedicht „Kreuzigung":

Häuser stehen noch und Bäume blühen
Und ein Duften weht durch dunkle Straßen —
Aber alles liegt so scheu verlassen,
Alles mißt sich wie an fremden Maßen,
Heimatlos schwimmt jeder Lampe Glühen.

Bang und tastend stoßen sich die Bäume,
Schief und schwankend irren alle Mauern,
Keine scheint zu haften und zu dauern.
Durch die Gärten geht ein irres Trauern,
Alles blickt sich an wie hohle Träume.

Jedes Ding verlor zum Sein die Brücke.
Der es liebend ließ an sich erwarmen,
Ließ es gleiten aus gespannten Armen —
Alles loht empor und schreit Erbarmen,
Und der Vorhang bebt und reißt in Stücke.

ADRIENNE THOMAS

Errang mit ihrem in elf Sprachen übersetzten Liebesroman aus der Zeit des ersten Weltkrieges „Die Katrin wird Soldat" (vor 1933 im Propyläen-Verlag erschienen) einen Welterfolg. Einer ihrer neuen, im Exil geschriebenen Romane: „Fahren Sie ab, Mademoiselle" wird im Verlag Allert de Lange, Amsterdam, erscheinen. — Eine Probe aus ihrem Roman: „DIE KATRIN WIRD SOLDAT":

4. Dezember 1916. Gaston Levy besuchte mich heute im Lazarett. Er fängt gerade an, auf seiner Prothese zu gehen, und sein erster größerer Ausgang galt mir. Ich bin ja den Anblick von Krüppeln gewöhnt, und Gaston hielt sich

sehr gut, ging tapfer, wenn auch langsam und das Bein nachziehend, neben mir durch das Dorf. Aber in seinem Gesicht sind tiefe Furchen. Mir braucht niemand zu sagen, woher sie kommen. Ich weiß, was sie zu erdulden haben, ehe ihnen so eine gut konstruierte Prothese wächst.

Nein, Lucien, so hättest du nicht wiederkommen dürfen. Mit nachschleppendem Bein, glanzlosen Augen, weißen Fäden in deinem leuchtenden Haar und so bitteren Worten im Mund.

„Ja, Katrin, mit Tanzen ist es für alle Zeiten aus. Und mit Schlittschuhlaufen auch. Und die Frauen werden sich um mich auch nicht gerade reißen."

Ich sage ihm alles, was ich täglich meinen Patienten von der chirurgischen Station gesagt habe, ohne es selber zu glauben. Daß es im Leben wichtigere Dinge gibt als Schlittschuhlaufen und Tanzen und Fußballspielen.

„Du tröstest mich besser als dich selbst, Katrin."

Und leise und vorsichtig beginnt er von Lucien zu reden. Bis ich es nicht mehr ertrage: „Ich brauche keinen Trost, Gaston. Aber wenn du etwas über Luciens Tod weißt — bitte, sage es mir."

„Ich sprach vorgestern seinen Vater, Katrin. Er war nur einige Tage hier, um den Haushalt aufzulösen. — Lucien ist in Brüssel im Lazarett gestorben. Nierenschuß. Sein Vater hatte Erlaubnis, zu ihm nach Brüssel zu fahren. — Man hatte noch Hoffnung, hatte ihn kurz vorher nochmal operiert. — Er erkannte seinen Vater, war aber nur noch wenige Minuten bei Bewußtsein."

Jetzt erfahre ich, wie er gestorben ist. Und fast jede Nacht verfolgten mich die Schreckensbilder, wie meine Phantasie mir Luciens Tod im Traum zeigte.

Nierenschuß und bewußtlos — und dein Vater war bei dir.

Lucien, mir war manchmal, als ob du dich für eine Unterlassungssünde an mir rächen wolltest, und nur darum hast du mir die Ursache deines Todes geheimgehalten.

Aber heute hast du mir Gaston geschickt. Und vielleicht wirst du nun Gott bitten, daß er mich nicht mit einem langen Leben bestraft.

FRANK THIESS

Mehrere Bücher des 1890 in Uxküll in Livland geborenen Dichters wurden 1933 verbrannt; einige seiner vor 1933 erschienenen Bücher wurden verboten oder gesperrt; später verfiel auch ein Teil der nach 1933 erschienenen Bücher dem Verbot. In seinen Romanen „Die Verdammten", „Der Tod von Falern", „Abschied vom Paradies", „Der Leibhaftige", „Das Reich der Dämonen" usw. erweist er sich als Erzähler großen Formats. Thiess hat das Schlagwort von der „inneren Emigration" geprägt, deren vielumstrittener Wortführer er ist. Aus seinem vor einiger Zeit in den „Berliner Heften" erschienenen Essay: „GEIST UND GESCHICHTE", einer Auseinandersetzung mit unserer Zeit, folgen hier einige abschließende Sätze:

Wie schwach auch zu Zeiten sich der Geist in den großen Orkanen der Geschichte fühlen möge, wie schwarz der Himmel über uns lastet, er allein weiß um das Wandern der ewigen Sterne. Er bricht den ehernen Ring der Naturgesetzlichkeit auf, der alles Völkerleben in seinen Bann zwingen will. Er ist der Blitz, der aus dem Gewölk fällt und auf Sekunden ringsum die Welt erleuchtet. Diese Sekunden aber können geschichtlich Ungeheures bedeuten. Aus der tiefen Verlassenheit und Einsamkeit des allein mit Gott verbundenen Ichs trat ein Christus unter die Menschen. Eine Weltensekunde lag das weiße Licht der Geschichte auf ihm, dann versank seine Gestalt in ewige

Nacht. Sein Wort aber lebte und zeugte sich fort bis auf unsere Tage. Nicht anders stand Sokrates vor seinen Richtern. Auch sein Sterben leitete eine Weltenwende ein, denn die Fruchtbarkeit des Geistes ist unermeßlich, er hat eine wahrhaft zeugende Kraft, und seine Kraft ist um so stärker, je schwächer der Pulsschlag der großen Kollektive geht. Wir Deutsche wollen uns dessen in dieser schwersten Stunde unserer Geschichte entsinnen. Der eherne Großorganismus des nationalsozialistischen Termitenstaates ist zerbrochen. Damit ist für Millionen ein Zustand tiefster Rat- und Hoffnungslosigkeit, tiefsten Leidens und einer Angst entstanden, die sie verzweifeln macht. Doch mit der Zertrümmerung des staatlichen Organismus sind zugleich Voraussetzungen für ein neues Geistesleben geschaffen, wie sie seit Jahrhunderten nicht bestanden.

ERNST TOLLER

1893 geboren, errang seinen ersten Bühnenerfolg mit dem aufrüttelnden Antikriegs-Drama „Wandlung", dem später „Masse Mensch", „Die Maschinenstürmer", „Hinkemann" folgten. Wegen seiner führenden Rolle in der Münchener Räterepublik zu Festungshaft verurteilt, schrieb er in der bayerischen Festungszelle die ergreifenden Verse seines „Schwalbenbuchs". Die Kieler Matrosenrevolte dramatisierte er in „Feuer aus den Kesseln", einem Gegenstück zu Friedrich Wolfs „Matrosen von Cattaro". Im Exil schrieb er den jüngst in Berlin aufgeführten „Pastor Hall" und eine Autobiographie „Eine Jugend für Deutschland". 1939 endete Toller durch Freitod in USA, voll Verzweiflung über das unaufhaltsam in den Abgrund treibende deutsche Volk. — Einem vor 1933 erschienenen Aufsatz über „POLITISCHE DICHTUNG" entnehmen wir den folgenden Abschnitt:

Es gibt nur eine Form der Tendenz, die der Künstler abzulehnen hat, nämlich die Tendenz der Schwarz-Weiß-Zeichnung, die den Menschen der einen Seite als Teufel zeichnet, den der anderen als Engel. Die Idee ist entscheidender als das Ineinander guter und schlechter Eigenschaften. Aber trotz des Gesetzes strenger Objektivation, das Gestalten aus den ihnen eingeborenen Notwendigkeiten formt, ist der Künstler sich bewußt, daß gerade er zum kollektivgültigen Subjektivismus gelangt. Er stellt Werte und Ideen nicht gleich. In ihm ist angelegt eine Hierarchie, die höhere Werte streng von minderwertigen sondert.

Man darf politische Dichtung nicht verwechseln mit Propaganda, die dichterische Mittel benutzt. Diese dient ausschließlich Tageszwecken, sie ist mehr und weniger als Dichtung. Mehr: weil sie die Möglichkeit birgt, im stärksten, im besten hypothetischen Fall den Hörer zu unmittelbarer Aktion zu treiben. Weniger: weil sie nie die Tiefe auslotet, die Dichtung erreicht, dem Hörer die Ahnung vom tragisch-kosmischen Grund zu vermitteln. Mit anderen Worten: wenn Propaganda zehn „Probleme" zeigt, hat sie als psychologische Voraussetzung, daß alle zehn lösbar sind, und sie hat das Recht, die Lösung aller zehn zu fordern. Dichtung wird (man kann es nur an einem vagen Beispiel ausdrücken) bei zehn Problemen die Lösbarkeit von neun gestalten und die tragische Unlösbarkeit des letzten aufzeigen. Ob sie das pathetisch, resigniert, pessimistisch oder mit der Forderung des Dennoch! tut, ist eine Frage der geistigen Haltung, des künstlerischen Temperaments, nicht des Kerns.

Da der Geist nicht das Antlitz des Tages wandelte, da die alte Wirklichkeit mit der gleichen Abscheulichkeit, mit der gleichen Gier, mit der gleichen

Raublust, mit den gleichen Gefahrenzonen aufs neue schaubar wurde, da der Friede, von allen ersehnt, sich in eine Fratze wandelte, hinter der der neue Krieg drohte, da der Geist wiederum zur Fassade und zum Gespött wurde, traten junge Dramatiker auf, die glaubten, die Idee habe im Kunstwerk überhaupt nichts zu suchen.

*

In Ernst Tollers im Zuchthaus geschriebenen „Schwalbenbuch" finden sich diese acht prophetischen Zeilen:

Durch das Gitter meiner Zelle
Seh ich Kinder spielen.
Eingespannt in enge Zelle,
Kerkerjahre ... Marterjahre ...

Deutschland,
Deine Söhne werden
Viele Jahre
Nicht mit Kindern spielen.

LUDWIG TUREK

1898 in Stendal als Sohn eines Schlossers geboren, 1916 wegen Fahnenflucht zu Festungshaft verurteilt, aber im November 1918 befreit. Turek schloß sich den Kämpfern gegen den Kapp-Putsch im Ruhrgebiet an. Von Freikorpssoldaten gefangen, entging er nur knapp dem Tode. Später machte Turek, als Segelschiffs-Kapitän, größere Reisen nach Asien und Afrika, von denen er in seinem ersten ersten Buch: „Ein Prolet erzählt" berichtet. Bei Kriegsausbruch wird er in Frankreich interniert. 1940 geht Turek, von der Gestapo nicht erkannt, mit rückwandernden deutschen Internierten nach Deutschland zurück und arbeitet 4½ Jahre als Fräser bei den Stiebelwerken in Berlin-Tempelhof. Aus dieser Zeit und der illegalen Arbeit stammt der Roman „Die Freunde" (Gebrüder Weiß Verlag, Berlin). Seefahrt- und Emigranten-Erlebnisse schildert das Buch: „KLAR ZUR WENDE":

Zu seinen Füßen orgelte die Katastrophe. Wie ein wogendes Meer seine stürmende Flut gegen den Fels wirft, so brandeten die gewaltigen Flammen gegen den Turm. Die Hölle selbst war aus ihrer Urtiefe aufgestiegen und hatte sich über die Siedlungen der Menschen und ihre dem Krieg dienenden Arbeitsstätten gelegt. Neue Bomberwellen donnerten über den Himmel, und ihre in Stahl gebändigte, niederprasselnde Energie schlug wie Gottes eigene Faust auf das, wie es schien, von ihm selbst verfluchte Land und Volk. Gott in seinem Zorn hatte sich mit dem Teufel verbündet. Und Weißmüller empfand dieses Bündnis als eine unabwendbare Notwendigkeit. Auch das bleiche, irre Schweigen des Wachhabenden im Bunker wurde ihm angesichts der rundherum tobenden Vernichtung plötzlich verständlich. Dieser Nazi war der ungeheuren Mitverantwortung erlegen, die er in dieser Notstunde vielleicht empfand.

Wo überhaupt gab es den Menschen, dessen Herz die erdrückende Last der Schuld an diesem Inferno zu tragen vermochte? Ein Herzloser nur

würde es vermögen! Und welches menschliche Hirn war befähigt, den gellenden, tausendfachen Todesschrei, jetzt in dieser Stunde verbrennender und verblutender Männer, Frauen und Kinder verantwortlich zu ertragen? Ein Hirnloser nur vermag es! Ein Wahnsinniger! Die Herz- und Hirnlosen aber hatten Deutschland in ihre Gewalt genommen. Und Befehl gegeben: allüberall Herz und Hirn zu verbieten, gleichzuschalten, umzuschalten ein ganzes, großes Volk auf ihren eigenen krankhaften, herz- und hirnlosen Zustand. Das Volk war dem Befehl der Wahnsinnigen in seiner größten Mehrheit gefolgt. Es hatte selbst Herz und Hirn, als Kompaß und Karte unerläßliches Werkzeug einer glückhaften Fahrt im Leben der Völker, über Bord geworfen und war nun in das Verderben dieses Feuermeeres geraten. Umsonst war alle geschichtliche Warnung gewesen. Umsonst das grausige Beispiel des ersten Weltkrieges, dessen Wunden noch nicht völlig verheilt waren. Der Mann auf dem Turm schloß die Fäuste fester um das Eisen des Geländers. Aus den unermeßlich sich wälzenden, glutdurchzogenen Rauchmassen tauchte ein um Jahre zurückliegendes Bild auf: die brennenden Synagogen der deutschen Städte, dessen warnendes Flammenzeichen dem deutschen Volke damals fremd geblieben war. Aber niemals verlöschte die Glut unter der Asche der von den Hirnlosen zerstörten Tempel. Sie wurde mit zur Brandfackel Deutschlands. Und so wie sich damals kaum deutsche Tränen fanden, die Schande der Nazis zum Verlöschen zu bringen, so wird auch diese Nacht des Jammers die Augen der Welt trocken lassen.

KURT TUCHOLSKY

1890 geboren, Journalist und politischer Satiriker, war einer der unerbittlichsten Gegner der Rechten und schärfsten Polemiker in der von Siegfried Jacobsohn und später von Carl von Ossietzky geleiteten „Weltbühne". Seine Bücher „Mit 5 PS", „Das Lächeln der Mona Lisa", „Lerne lachen ohne zu weinen" usw., seine Chansons, seine politischen Verse erregten den Haß der Nazis; sie gingen auf dem berüchtigten Scheiterhaufen 1933 in Flammen auf. Aber sein behender, aggressiver Geist, seine Unerschrockenheit und seine politische Satire leben weiter in dem von Erich Kästner (bei Rowohlt, Stuttgart) vor einiger Zeit herausgegebenen Sammelband „Gruß nach vorn". 1933 ging Kurt Tucholsky nach Schweden und endete dort, vom Heimweh nach einem besseren Deutschland gequält, durch Freitod. — Hier folgt eines seiner vielen lebendig gebliebenen Chansons „DAS MITGLIED":

In mein' Verein bin ich hineingetreten,
Weil mich ein alter Freund darum gebeten,
Ich war allein.
Jetzt bin ich Mitglied, Kamerad, Kollege —
Das kleine Band, das ich ins Knopfloch lege,
Ist der Verein.

Wir haben einen Vorstandspräsidenten
Und einen Kassenwart und Referenten
Und obendrein
Den mächtigen Krach der oppositionellen
Minorität, doch die wird glatt zerschellen
In mein' Verein.

Ich bin Verwaltungsbeirat seit drei Wochen.
Ich will ja nicht auf meine Würde pochen —
Ich bild mir gar nichts ein . . .
Und doch ist das Gefühl so schön, zu wissen:
Sie können mich ja gar nicht missen
In mein' Verein.

Da draußen bin ich nur ein armes Luder.
Hier bin ich ich — und Mann und Bundesbruder
In vollen Reih'n.
Hoch über uns, da schweben die Statuten.
Die Abendstunden schwinden wie Minuten
In mein' Verein.

In mein' Verein werd ich erst richtig munter.
Auf die, wo nicht drin sind, seh ich hinunter —
was kann mit denen sein?

Stolz weht die Fahne, die wir mutig tragen.
Auf mich könn' sie ja ruhig „Ochse" sagen,
Da wer ich mich bestimmt nicht erst verteidigen.
Doch wenn sie mich als Mitglied so beleidigen . . .!
Dann steigt mein deutscher Gruppenstolz!
Hoch Stolze-Schrey! Frei Heil! Gut Holz!
Hier lebe ich.
Hier will ich einst begraben sein
In mein' Verein.

FRITZ VON UNRUH

Wurde 1885 geboren und schrieb 1912 sein erstes Drama „Offiziere", dem 1913 sein Schauspiel „Louis Ferdinand, Prinz von Preußen" und der schon 1916 geschriebene, aber erst nach dem deutschen Zusammenbruch veröffentlichte „Opfergang" sowie die Bühnenstücke „Ein Geschlecht", „Platz" und „Stürme" folgten. Der Kriegsfreiwillige hatte sich im Fegefeuer der Zeit zu einem feurigen Antimilitaristen gewandelt. Er wurde zum konsequenten Pazifisten, der für Frieden und Völkerverständigung eintrat; in seinen „Reden" (1924) und in dem Rechenschaftsbericht seiner Reisen nach Frankreich und England: „Flügel der Nike" ermahnt er die Jugend, zur Freiheit des Geistes zu streben, die „von dem Getier des Ehrgeizes, der Geldgier, des Hasses, der Rache" zu erlösen vermöge. 1926 schrieb Unruh das Drama „Bonaparte", später Lustspiele wie: „Phäa", die Komödie aus der Welt des Tonfilms. 1932 schied Unruh aus der Dichterakademie aus und ging nach Frankreich. 1940 wurde er ins Lager gebracht. Er entwich und gelangte nach den USA. Im Exil schrieb er verschiedene Dramen, darunter: „Charlotte Corday" und „Hauptmann Werner". Sein in New York erschienener Roman: „Noch sind wir nicht am Ende" wurde von der amerikanischen Presse als das Meisterwerk eines Genies bezeichnet. — Aus seiner Tragödie „EIN GESCHLECHT" eine Szene:

Mutter:

O schau die Menschen neben dir doch an,
wie sie in Demut ihre Tage leben
und nicht erfahren wollen, was du willst; —
doch leben sie beglückt. Ein frommer Spruch

erbaut sie wirklich in den Feierstunden,
und falten sie am Abend ihre Hände —,
wie friedlich schweift dann Aug' und Herz ins Land.
Die Sonne, die in Wiesenbächen spiegelt
und Feld und Wald noch einmal golderwärmt,
tut ihnen wohl und gut wie Gottesgabe.
Spannt dann der Schlaf die schwarzen Flügel aus,
so senken sie vor ihm den Blick und bleiben
unangefochten von der Finsternis
in Zuversicht und träumen von dem Licht!

Ältester Sohn:
Und schlöß ich mich mit Eisentoren ab,
so hört ich doch das Käuzchen vor dem Fenster
und ahnte aus dem schrillen Geisterruf
die Welt der Nacht. Kein Dach ist hoch genug,
das mir der Sterne stillen Lauf verbirgt.

Mutter:
Das tiefe Glück, das ich bis jetzt genoß,
in dessen Glanz das Dunkel Träumen war,
weicht mehr und mehr von meinen Augenlidern,
und was ich niemals ahnte, tritt hervor.

Ältester Sohn:
Ihr habt uns irregeführt, daß wir den Himmel
Nur noch mit Engelchören denken können,
Die Gott im frommen Wechselsang umschweben
Das mag gemeine Todesfurcht umgolden —,
Mir ist es Zunder, der im Blut verbrennt
Samt allen Kronen und gestickten Wappen,
Dem Kirchenschlüssel und der Messen Prunk —,
Wie warm und weichlich es uns auch umfängt
Und jeder Schwäche breite Betten baut.
Ich will aus dieser Kneblung ganz heraus
Und reiß den Vorhang auf! Das Licht erscheine,
Vor dessen Donnerglanz uns Herrschsucht schlau-
Gemäuern gleich, wie Eulen schlafbetäubte!

Mutter:
Ist es im ew'gen Ratschluß so beschlossen,
Daß sich die Welt, der Nebellandschaft gleich,
Vorm Sonnengeiste mehr und mehr enthüllt —,
Mußt du es sein, der diese Schleier nimmt?

Ältester Sohn:
Ich muß dorthin, wo wirklich Wahrheit herrscht
Und Lug nicht mehr wie eine Regenschnecke
Das Reinste meiner Triebe überschleimt.
Und sind die Götter, noch so riesenhaft und
Und weihrauchüberschüttet, nicht imstande,
Den Narrn und sein Geklingel abzuschütteln,

So stehn sie steinerner als Pharaonen
Wie Götzen da, nur wert, daß sie ein Sturm
Aus ihren Fundamenten wirft.
Schützt sich die Welt mit Zaun und Grenzen auch
Vor dieser Kraft, die blut'ge Lungen schafft,
Ich muß zu ihr und reiße alles ein,
Was wider mich. Und käm dabei ans Licht,
Was Unrecht hinter kalten Mauern schon
Beim Sternenblaß und Hahnenschrei verübt —,
Mich schreckt es nicht, würd' es so hilflos, nackt
Wie feuchtes Grabgewürm, das Deckung sucht,
Wenn man den glatten Marmor abgerückt. —

Mutter:

Erahnend, nicht begreifend, was du willst —,
Fühl' ich in dem, der Knospen Schalen gab
Und Weltenkeime im Gesetz vollendet,
Daß es verderblich ist, das zu versuchen,
Was höchste Weisheit unserm Blick verhüllt.
Was wir von ihrem Licht erfassen können,
Ist nicht viel mehr als Blitzgeleucht bei Nacht!

Ältester Sohn:

Seh' ich im Samen aber schon die Blüte,
Soll ich von Knoten bis zu Knoten warten?
Des Wachstums Zeiten will ich so beherrschen,
Daß ich dem Winterzweig, wie 's Inder tun,
Aus grünem Mark die Blätterflut erzwinge.
Und ist die Kraftfaust wirklich gottverschlossen —
Ich bieg' sie auf, bis sich in flacher Hand
Die Linien aller Rätsel vor mir lösen!

Tochter:

Und auch vor mir, daß ich den dunklen Sinn,
Der mir bei jedem neuen Mond das Blut
Aus diesem Körper jagt, begreife!

Mutter:

Wir Mütter kennen diese harten Stunden;
Wenn wir schon leise Wechselrede halten
Mit dem, was stetig, schweigsam in uns wächst
Ersehnen wir die Wartezeit zu kürzen.
Wir schauen nach der Sonne, nach den Bäumen,
Doch unerbittlich bleibt vor jedem Wunsch
Die Wirklichkeit und zwingt zum Weiterschreiten;
Bis uns ein holdes Schwellen unserer Glieder
Zum Himmel hebend, ganz mit dem erfüllt,
Was ewig durch die Brust der Schöpfung strömt:
Wir lernen Wonnen der Geduld verstehn.
Sie wirken seltsam rein, und wie wir reifen,
Wächst unser Kind zu der Geburt heran.

Erzwungne Taten, noch so laut getan,
Verdorren wie der Zweig, von dem du sprachst.

Tochter:

Du hast geboren und zur Welt gebracht
Und atmest doch wie wir, kein Merkmal sagt's.
Getragnes Leid und süßerlebte Wonnen,
Um die ich dich aus tiefster Brust beneide,
Durchadeln dich und zwingen mich zu dir.

Mutter:

Laß dich dem Strome, Kind, er wird dich tragen,
Wie er schon vor dir alle Weiber trug;
O komm zu uns, dem Kreis der Schicksalsschwestern,
Dem dieses Daseins Odem fortzubilden
Beglücktes Dulden war, der seine Stirne
Nie hadernd gegen Schicksals Willen hob.

Ältester Sohn:

Da steht ihr beide vor mir, armverschlungen!
Braucht' ich wie ihr nur Kräfte wirken lassen,
Ich macht's euch nach und stierte in die Sterne!
Die Frucht im Garten, die ich oft befühlte,
Wenn sie im Mondlicht kühl in meiner Hand
Ganz unbeweglich lag, und dann am Morgen
Taufrisch geschwellt, so sonnenwarm erglühte, —
Lehrt mich den Abstand zwischen mir und allem,
Was still in seiner Reife wachsen darf.

BODO UHSE

1904 in Schlesien als Sohn eines Offiziers geboren. Er nahm am Kapp-Putsch teil, war aktives Mitglied der Hitlerbewegung und wurde wegen seiner Verbindung mit der revolutionären Bauernbewegung aus der NSDAP ausgeschlossen. 1930 trat er der KPD bei, emigrierte 1931 und wurde 1934 ausgebürgert. Er nahm am Krieg gegen Franco-Spanien teil und schrieb im Exil den Roman „Leutnant Bertram". Sein neuer Roman „Wir Söhne" wird zuerst in französischer Übersetzung in Paris erscheinen. Außerdem schrieb er eine Autobiographie: „Söldner und Soldat". Uhse wird aus Mexiko nach Deutschland zurückkehren. Im August 1934 erschien in der Zeitschrift des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller, Sektion Frankreich, ein OFFENER BRIEF Bodo Uhses an den Hauptschriftleiter der „Schleswig-Holsteinischen Tageszeitung", Willy Ehlers, Itzehoe; daraus hier eine Probe:

„Heute sitzen Sie auf meinem Platz. Ich beneide Sie nicht darum. Damals, als ich ging, sprach ich Ihnen guten Glauben zu. Ich will Ihnen sagen, Willy Ehlers, daß das heute nicht mehr so ist. Sie haben das Spiel lange genug mitgemacht, Sie arbeiten nicht nur in der Zeitung, sondern auch in der Organisation. Sie sehen und wissen, was los ist. Sie sind trotzdem Hauptschriftleiter der Schleswig-Holsteinischen Tageszeitung geblieben. Ich sah Ihr Bild in der „NS-Landpost" unter den Teilnehmern einer Agrartagung. Was haben

Sie nur dort gelernt? In Ihrem Blatt habe ich nicht viel von den Früchten der Tagung gefunden, aber ich erfuhr, daß Dutzende von Bauern in der Provinz eingesperrt worden sind und noch eingesperrt werden, weil sie sich dagegen wehren, daß ihre Höfe zugrunde gerichtet werden durch Herrn Darrés Blut- und Bodenträume an kapitalistischen Kaminen. Haben Sie auf Ihrer Agrartagung gelernt, darüber zu schweigen?

Die Schweigsamkeit ist ja Ihr vornehmstes Amt geworden. Sie schweigen über die Toten des 30. Juni, Sie schweigen über die Hölle der Konzentrationslager, Sie schweigen darüber, daß Saufen, Fressen und Huren nicht nur in den hohen SA-Stäben üblich war, sondern auch heute noch Sitte ist, bei Herrn Ley beispielsweise, dem Führer der Arbeitsfront. Wo sie nicht schweigen, müssen Sie lügen. Oder glauben Sie wirklich, Willy Ehlers, was Sie in Ihrem Blatt über das durch Hitler wiederhergestellte Ansehen des deutschen Namens in der Welt veröffentlichen? Ich halte Sie für klüger. Das Gegenteil dessen, was die ‚Schleswig-Holsteinische Tageszeitung' schreibt, ist richtig. Hitler hat Schmutz und Schande auf den deutschen Namen gehäuft. Es läßt sich auch vom Standpunkt der nationalen Politik nichts Schlimmeres denken, als Eure nationalsozialistische Politik. Wo der Nationalsozialismus mit seinen blutigen Händen hinfaßt, schafft er Verwirrung und Unheil. Nicht weil Ihr dumm seid, sondern weil Eure Sache schlecht ist."

BERTHOLD VIERTEL

1885 in Wien geboren, vor 1933 lange Jahre als Dramaturg der Berliner Volksbühne tätig, veröffentlichte die Gedichtbücher: „Die Spur" (1913), „Die Bahn" (1923), „Noah in der Wüste" (1926) und den Roman „Das Gnadenbrot". Viertel lebt seit längerer Zeit als Regisseur in den USA. Im Aurora-Verlag, New York, erschien 1945 sein Gedichtband „Der Lebenslauf", der die Gedichte seiner Emigrationszeit vereinigt. — Für seine dem Gegenstand hingegebene Darstellungsart zeuge der Anfang einer 1929 veröffentlichten Studie „UMGANG MIT DRAMEN":

Im jahrelangen Umgang mit Dramen empfängt der Interpret eine widerspruchsvolle Reihe marternder und beglückender Erlebnisse. So wie es Menschenfeinde gibt, die sich weigern, eine neue Bekanntschaft zu machen, weil sie im Vorhinein zu wissen glauben, daß jede empfindsame Reise um eine Persönlichkeit traurig endet, daß die letzte Station immer Enttäuschung, Desillusion heißt, so müßte eigentlich jeder wirkliche Regisseur dazu neigen, eines Tages den Umgang mit Dramen zu verschwören und diese Form menschlichen Erlebens und Erleidens in Zukunft zu fliehen. Das wäre eine Berufskrankheit, die ich sehr wohl verstehen könnte. Denn oft ist, wenn die künstliche Welt, die ein Drama aufbaut, auf der Bühne endlich zur Geburt gebracht wurde, der Katzenjammer groß. Nicht nur die Gewissensnot, um wieviel lebendiger alles sein könnte und müßte, als es nun schließlich doch geworden ist, bedrückt den Pseudo-Schöpfer, der beschämt in der Kulisse zurückbleibt, wenn der Schauspieler sich im heißen Augenblick der Szene leiblich, mit offenem Ich, einsetzen darf. Er nimmt auch nicht selten traurig Abschied von dem Drama, das alle Leidenschaften aufgewühlt hat, um den tragischen oder komischen Sinn des Lebens anschaulich zu machen, und dessen Beweiskraft sich für den, der es in die Praxis der Szene übertragen hat, erschöpft haben

kann, noch bevor die Proben zu Ende sind. Wie oft beschlich mich das Gefühl, daß nun aber auch kein Augenblick mehr zu verlieren und unbedingt sofort das Gegenteil zu schreiben wäre! Dabei ist die Unbefriedigung geringer bei jenen unvollkommenen Werken, die mehr das Material der Zeit als dessen Gestaltung bieten und die erst auf der Bühne zu Ende gedichtet werden müssen. Sind es Jugendwerke, dann entschädigt jene von der Natur gebotene Freude, die sich stets ergibt, wenn man der Jugend und ihrem absoluten Ichgefühl begegnet. Hier befriedigt die Perspektive in die Zukunft, ins Leben hinein. Mit den Werken entschwundener Generationen umzugehen, ist für das Gefühl bedenklicher. Da droht die Angst, mit dem Toten, den man noch einmal beschworen hat, selbst zu den Toten geworfen zu werden. Jede Inszenierung beginnt als große Liebe. Wie schlecht das Stück auch sein mag, der Regisseur verliebt sich in das Stück. Ich habe mit den Jahren gelernt, den Wert der Werke, die ich auf die Bühne bringe, erst im Verlauf der Proben allmählich zu erleben — zu erleiden. Wochenlang Tag und Nacht immer wieder jedes Wort prüfen, jedes Wort immer wieder hören, sehen, schmecken, bis in den kurzen Schlaf hinein verfolgt werden von jener inneren Bewegung, von jeder äußeren Geste —; da stellt es sich schließlich jedesmal heraus, ob die geistige Speise, so gründlich genossen, schal wird, ob der intime Umgang mit dem Werk, ob die Verleiblichung, der Umsatz der Sinnlichkeit den so Liebenden auf die Dauer veredelt, verfeinert, steigert, oder ob sie ihn herabstimmt oder herunterbringt, ob sie ihn grober, stumpfer, leerer macht. Es sind lauter aufregende und aufreibende Liebesabenteuer. Wer sie durchmacht, sehe zu, daß er nicht zum abgebrühten Zyniker werde! Wer sich im Umgang mit Dramen zu langweilen beginnt, der gehe ab von der Bühne! Es ist die höchste Zeit für ihn.

ARMIN T. WEGNER

1886 in Elberfeld geboren, studierte Jura und gab mit siebzehn Jahren seinen ersten Gedichtband „Im Strom verloren" heraus. Daran schlossen sich die später erschienenen Bücher „Zwischen zwei Städten", „Gedichte in Prosa" und „Das Antlitz der Städte" an. Er emigrierte 1933 und ist im Exil gestorben. — In der „Neuen Rundschau" veröffentlichte er 1927 einen kurzen Artikel über ALFRED KERR, dem wir zwei seine Darstellungsart kennzeichnende Abschnitte entnehmen.

Es ist das Zeichen starker Naturen, daß sie die Welt nicht spiegeln, sondern der Welt ihr Gesicht geben. Aus jeder Frauengestalt der Käthe Kollwitz leuchtet leidend und heroisch ihr eigenes Antlitz; so blickt durch jede Seite seiner Kritiken das kluge besinnliche Auge Alfred Kerrs. Hebbel sagte: „Ich halte es für die größte Pflicht eines Menschen, der überhaupt schreibt, daß er Materialien zu seiner Biographie liefere." Kein Wortbildner ist diesem Grundsatz treuer geblieben als Alfred Kerr. So werden seine Kritiken zu einem einzigen großen Tagebuch seines Daseins. Nur durch das Wagnis, sich niemals seiner Haut zu entäußern, nie sachlich, stets persönlich zu sein, konnte es ihm gelingen, etwas gerade sehr Sachliches zu geben und die Kritik zur Dichtung zu erheben. Man greife nur zu irgendeinem alten Zeitungsblatt mit einer Kritik Alfred Kerrs und man wird erkennen, wie seine Worte vertiefter, leuchtender, ewiger zu uns wiederkehren.

Er schrieb sie im Augenblick; aber nicht für den Augenblick.

*

Das ist sein Werk. Etwas Schwebendes, etwas Diesseitiges, das aber doch etwas Jenseitiges ist. Die unerhörteste Sammlung von Zorn, Wollust, Anmut, Versenkung und Ungestüm eines ganzen Zeitalters.

Eine Lebensbeichte.

Pan bläst die Flöte. Wie ein Magier spielt er vor uns mit Worten wie mit Kugeln. Er fängt sie und sie erglänzen neu. Zwei Silben füllt er mit Seele und läßt sie an uns vorübergleiten, eine Insel, eine Wolke im Blau.

Mitten im Parkett des Theaters sitzt er und bläst auf der Flöte. Er bläst sie im Aprilschnee der Großstadt, bei Rasseln des Ankertaues oder am Fenster eines Eisenbahnzuges, dessen Rauschen ihn in die Nacht davonträgt. Er bläst seine Weltlust, seine irdische Wanderschaft, in denen der Witz und die Anmut sich begegnen, mitten in der Trübsal einer Zeit, die uns leuchtender und froher wurde durch ihn.

PAUL WESTHEIM

Der Kunstkritiker Paul Westheim war nicht nur im Deutschland der Weimarer Zeit, sondern auch in den Kreisen der Kunstsachverständigen der ganzen Welt als Autorität anerkannt. Das von ihm am Ende des ersten Weltkrieges begründete „Kunstblatt", das er selber bis zum Tage seiner Flucht aus Nazideutschland geleitet und redigiert hat, war ein Vorkämpfer für die moderne Kunst. Vor allem der Expressionismus verdankt Westheim viel. Von seinen zahlreichen kunstkritischen Büchern und Schriften sind zu erwähnen: das Buch über „Oskar Kokoschka" (1925), „Wilhelm Lehmbruck" (1923), „Indische Baukunst" (1923), „Das Holzschnittbuch" (1921), „Architektonik des Plastischen", „Für und Wider", „Künstlerbekenntnisse", „Helden und Abenteurer". Westheim emigrierte 1933 in die Kunststadt Paris, wo er bis zum Krieg als hochgeachteter Mitarbeiter zahlreicher Zeitungen und Zeitschriften lebte. Er wurde im Krieg interniert, verlor ein Auge, entkam aber Ende 1940 nach Mexiko, wo er seither lebt und schafft. Neben zahlreichen kunstkritischen Essays sind dort entstanden: eine Neuauflage des Holzschnittbuches, ein großes Werk über mexikanische Kunst, das demnächst auch in Paris und Holland veröffentlicht werden wird, und eine Geschichte des modernen Kunstgedankens „El Pensamiento Artistico Moderno" (Mexiko 1945). Folgende kleine Geschichte Paul Westheims trägt den Titel „DEUTSCHLAND":

Max Liebermann hatte, wie man weiß, in Wannsee eine Villa mit einem großen Garten, den er häufig gemalt hat. („Wohl kein Garten der Welt hat sich besser rentiert", pflegten wir zu sagen.) Nach 1933 richteten die Nazis neben der Villa von Liebermann eine SA-Führerschule ein, in denen die Jungens ausgebimst wurden zum Marschieren, Schießen und Erschießen. Liebermann saß nebenan im Garten und malte.

War da unter den SA's ein junger Maler. Natürlich kannte er Liebermann. Und so, eines Tages, über den Zaun hinweg, fing der SA-Maler ein Gespräch an mit „dem Kollegen". Schließlich faßte er sich ein Herz und fragte, ob er nicht mal rüberkommen k ö n n e. „Wennse derfen, könnense", antwortete Liebermann.

Der SA-Maler kam. Man unterhielt sich. Und Liebermann, wenn er wollte, konnte bestrickend sein.

Beim Weggehen meinte der SA-Kollege: „Herr Professor, wenn alle Juden so wären wie Sie ..." Aber da fiel Liebermann ihm ins Wort: „Ne, ne, junger Mann. Nu wer ick Ihnen ma was sahrn. Wenn a l l e Nazis so wärn wie ick, denn wärs richtig."

JAKOB WASSERMANN

1873 in Fürth geboren, schrieb zahlreiche großangelegte Romane („Die Geschichte der jungen Renate Fuchs", „Kaspar Hauser", „Das Gänsemännchen", „Christian Wahnschaffe", „Faber oder die verlorenen Jahre", „Laudin und die Seinen", „Der Fall Maurizius", „Etzel Andergast" u. a.), Novellen von ebenso großem Spannungsreiz, die gesammelten Essays „Lebensdienst" und Bücher über Stanley und Kolumbus. Seine Schrift „Mein Weg als Deutscher und Jude" ist eine der aufrichtigsten Bekenntnisschriften und zeigt die Problematik des deutschen Judentums, lange bevor die unheilvolle Saat des nazistischen Judenhasses aufging. Jakob Wassermann ist 1934 in Alt-Aussee gestorben, am Herzschlag und — wie Oskar Loerke in seinem Tagebuch aus der Hitlerzeit bemerkt: „auch an seinem Gram und an den Qualen der Zeit". Worte Jakob Wassermanns „ÜBER DAS JUDENTUM":

Was sollen aber die Juden tun? Diese Frage ist schwieriger zu beantworten. Das Thema in seiner Unerschöpflichkeit spottet jeder Bemühung. Opfer sind nicht zureichend. Werbung wird mißdeutet. Vermittlung stößt auf Kälte, wenn nicht auf Hohn. Überläufertum verbietet sich dem, der sich achtet, von selbst. Anpassung in Heimlichkeit führt zu einem Ergebnis nur für die, die zur Anpassung geeignet sind, also für die schwächsten Individuen. Beharrung in alter Form bedingt Erstarrung. Was bleibt? Selbstvernichtung? Ein Leben in Dämmerung, Beklommenheit und Unfreude, zu schleppen nur für jene, die es auf pure Existenz und deren äußerliche Verbrämungen abgesehen haben, unfaßlich für die Erleuchteten oder Seelenhaften, die nur zu wählen haben zwischen grenzenloser Einsamkeit und aussichtslosem Kampf — ?

Es ist besser, nicht daran zu denken.

Vielleicht aber gibt es doch eine Zukunft. Vielleicht gibt es eine Möglichkeit zu hoffen. Vielleicht gibt es einen Retter, Mensch oder Geist, hüben oder drüben oder auf der Brücke dazwischen. Vielleicht hat er seine Wegbereiter schon vorausgesandt. Vielleicht darf ich mich als einen von ihnen betrachten.

Ich stehe, am Abstieg des fünften Jahrzehnts meines Lebens, in einem Ring von Gestalten, und sie wollen mich versichern, daß das Getane nicht umsonst getan sei. Ich bin Deutscher, und ich bin Jude, eines so sehr und so völlig wie das andere, keines ist vom anderen zu lösen. Ich spüre, daß dies in gewissem Sinn, wahrscheinlich durch das vollkommene Bewußtsein davon und die vollkommene Durchdringung mit den Elementen beider Sphären, orientalischer und abendländischer, ahnenhafter und wahlhafter, blutmäßiger und durch die Erde bedingter, ein neuer Vorgang ist. Dieses Neue hat mich in früherer Zeit oft beunruhigt, wohl deshalb, weil ich es nicht zu erkennen vermochte. Es ging ja nicht vom Willen aus; es ging vom Sein und Werden aus. Beunruhigend auch deshalb, weil beständig hüben und drüben Arme zu halten, zu wehren, Stimmen zu rufen, zu warnen da waren. Ich bin kein Mensch der steten Rechenschaftsablegung. Obgleich den einzelnen Menschen um mich her zu jeder Zeit verhaftet, ja ihnen verfallen, kann ich doch nur treiben, wozu es mich treibt. Und da ich allmählich vertrauen gelernt habe, daß es das Rechte war, wozu es mich trieb, ist auch einige Ruhe in mich eingekehrt. In dem Bereich, in dem ich wirke, hängt alles davon ab, ob man die Menschen eröffnen, ergreifen und erhöhen kann. Nicht als ob ich selbst auf einer Höhe stünde, um nach Götterweise die Verlorenen heraufzuziehen. So ist es nicht. Der Eröffner und Ergreifer wird miterhöht um der Liebe willen. Daher glaube ich, daß im Abstand

von den niedrigen Dingen das Geschwätz und der Greifer des Hasses und Unrechts ohnmächtig werden und die Missetaten sogar, die sie begehen, ihre Sühne finden.

ERNST WALDINGER

Während der Nazizeit mit Herbert Burgmüller und Ernst Schönwiese einer illegalen Arbeitsgemeinschaft junger Autoren angehörend, die sich um den Verlag Willi Weismann und die Zeitschrift „Das Silberboot" scharten. Er ging später ins Exil und gab eine Anthologie amerikanischer Lyrik in deutscher Übertragung („Prärie und Wolkenkratzer") bei Schoenhoff's Cambridge, heraus. Ein weiterer Versband „Bauernstuben", wurde in New York veröffentlicht. Im Willi Weismann Verlag, München, erschien jüngst sein Gedichtband: „Musik aus dieser Zeit". Neuere Arbeiten brachte die ausgezeichnete Zeitschrift „Die Fähre" (Weismann, München). Dem Gedichtband entnehmen wir das Gedicht: „DIE KÜHLEN BAUERNSTUBEN":

In der Inselhitze von Manhattan,
Wo das Hemd mir feucht am Leibe klebt,
Steil sich Turm um Turm mit strengem Schatten
In den glüh'nden Julihimmel hebt,

Denk' ich an der Bauernstuben Kühle
Einer fernen Ferienzeit zurück;
Ein Jahrhundert, das ich lasten fühle,
Trennt dies Heut von jedem Knabenglück;

Speicher — hoher roch es nach Getreide,
Kalk und Peitschenschnüren und nach Stall;
Durch die offne Tür kam von der Weide,
Wo das Heu gemäht war, frisch ein Schwall

Starken Brodems, der das Zwielicht würzte,
Das um Spind und morsche Betten lag,
Und mit holzernem Gelächter kürzte
Eine Kuckucksuhr den stillen Tag.

Wächsern unterm Glassturz stand die reine
Jungfrau neben Nelken, deren Duft
Heut noch zu erwittern ich vermeine,
Der wie Räucherwerk die Moderluft,

Die aus der Kommode drang, erfrischte,
Wo Lavendel, Viehsalz sich mit Leim
Und dem guten Hauch von Dörrobst mischte, ...
All das kommt auf einmal zu mir heim,

Ist in mir, indes es ohne Pause
Fortlärmt, brodelnd zwischen dem Beton,
Freundlich wirklicher — das es zu Hause
Haß und Wahn gewitterfalb umlohn.

GÜNTHER WEISENBORN

Sein erstes Drama „U-Boot S 4" wurde 1928 an sechzehn deutschen Bühnen am gleichen Abend uraufgeführt. Kurz darauf reiste Weisenborn nach Argentinien. Zurückgekehrt schrieb er gemeinsam mit Bert Brecht 1931 das Drama „Die Mutter", nach Gorkis Roman. Alle seine Arbeiten, einschließlich eines Studentenromans „Barbaren", wurden 1933 verbrannt und verboten. Er blieb in Deutschland und schrieb unter einem Pseudonym das Drama „Die Neuberin", das mit Agnes Straub in der Hauptrolle allein in Berlin 265mal gespielt wurde. Das Robert-Koch-Drama „Die guten Feinde" und zwei Romane „Die Furie" und „Das Mädchen von Fanö" folgten. Während des Krieges schloß sich Weisenborn der Untergrundwiderstandsbewegung an, wurde 1942 wegen Hochverrats verurteilt und bei Kriegsende aus dem Zuchthaus Luckau befreit. Sein Schauspiel „Die Illegalen" hatte einen sensationellen Erfolg auf vielen deutschen Bühnen. Seine neueste dramatische Arbeit, „Babel", wurde in Weimar und Berlin aufgeführt. Günther Weisenborn (übrigens Jahrgang 1902) schrieb das Gedicht „HEIMKEHR NACH BERLIN":

Als ich in Eure Stadt hineinmarschierte,
Verwildert und zerlumpt und noch recht kühn,
Da sah ich gleich, daß die Stadt nur halbhoch stand,
Und es war nicht Babel, nein, es war Berlin.

Und die Häuser hatten alle einen Knicks gemacht,
Wie ein Kochtopf war sie abgedeckt, die Stadt.
Die Etagen waren damals flink hinabgehüpft,
So daß die Stadt heut nur noch Erdgeschosse hat.

Ich marschierte allein durch das Ziegeldickicht,
Und ein Fußpfad drin, der hieß einst Tauentzien,
Und der Wind sang ein Lied, das gefiel mir nicht,
Doch es war der alte Wind von Berlin.

Manche Lampe hing da oben schief im Himmelslicht,
Zwei Gardinen wehten bleich im Mondenschein.
Die einst oben schliefen, schlafen weiter unten jetzt
In den Kellern, ohne Traum und Kopf an Bein.

Laut hallten in den Straßen meine Schritte,
Ach, da gingen leise viele Schritte mit.
Es sind viele mit mir heimgekommen,
Hört Ihr unsern Holzpantinenschritt?

Da lief ich flink durch Trümmer und Kanonen,
Und was ganz war, war allein der große Mond.
Sieh, ein Scherbenteppich glitzerte und klirrte unterm Schuh,
Und ich lief dahin, wo ich einst gewohnt.

Wo ich liebte und sie des nachts umarmte,
Freund, da oben sah ich nichts als lauter Luft.
Ja, da steh' ich nach drei Jahren in der Fremde
Heimgekehrt und wart' ein wenig, daß sie ruft.

Und dann frag' ich in den Kellern nach der Liebsten,
„Die, ach, die ist lange nicht mehr hier,
Geh mal rauf, vielleicht hat sie was aufgeschrieben."
Die ich öffnen wollte, die war weg, die Tür.

ERICH WEINERT

1890 geboren, war zunächst Schlosserlehrling, besuchte später die Kunstgewerbeschule und bildete sich autodidaktisch. Er schrieb ein Drama „Thomas Münzer", bevor er sich als Maler und Graphiker betätigte. Er mußte 1914 Kriegsdienste versehen, betätigte sich aber schon 1915 als Kriegsgegner. 1918 war er Gelegenheitsarbeiter; 1921 schrieb er seine ersten politisch-satirischen Gedichte. Er gründete ein politisches Kabarett in Leipzig. Seit 1923 Publizist und Agitator der KPD, war er Verfolgungen durch die Weimarer Republik ausgesetzt. 1933 emigrierte er in die Schweiz, ging später nach Frankreich und endlich nach Rußland. Er ist inzwischen aus dem Exil zurückgekehrt und lebt in Berlin. Erich Weinert hat vor kurzem neue Gedichtbände veröffentlicht. — Hier ein Gedicht „EINE DEUTSCHE MUTTER"; es ist der schon zitierten Anthologie der Emigrantenlyrik entnommen.

Am Freitag holten sie den Jungen weg.
Er griff noch schnell nach ihrer Hand: „Nicht weinen!"
Sie weinte nicht. Sie stand ganz weiß vor Schreck,
Ganz weiß vor Schreck. Sie hatte nur den einen.

Sie lag im Fenster bis um Mitternacht.
Dann rannte sie zum Polizeirevier.
„Um sieben ist er aus dem Haus gebracht."
„Hans Fischer? Jakobstraße sechs? Nicht hier."

Sie lief zum Polizeipräsidium.
„Hans Fischer? Ist hier gar nicht eingetragen."
„Nicht eingetragen?" Lange stand sie stumm,
Ganz weiß vor Schreck. „Wo kann man das erfragen?"

Die lachten nur. „Das ist so eine Sache.
Vielleicht in Tempelhof. Columbiahaus."
Sie lief dorthin. Da stand ein Posten Wache.
„Hans Fischer, lieber Herr, ist der schon raus?"

„Das weiß ich nicht. Es sind so viele hier."
Sie faßte seine Hand. „Es ist mein Sohn!"
„Dann fragen Sie beim Polizeirevier!"
Sie stand ganz weiß vor Schreck. „Da war ich schon."

Der Posten sagte: „Bitte weitergehn!"
Sie lief zurück zum Polizeirevier.
Es war schon Morgen. „Ach, Sie suchten wen?
Hans Fischer, Jakobstraße — der ist hier."

Die Tränen liefen über ihr Gesicht.
„Kann ich ihn sprechen? Kommt er nicht bald raus?"
Der Mann am Tische sagte: „Leider nicht.
Er ist gestorben. Sieht auch nicht gut aus."

Ihr Mund stand offen. Doch es kam kein Wort.
Man führte sie behutsam vor die Tür.
Im kalten Morgen stand sie wie verdorrt
Und sank zusammen wie ein Stück Papier.

Vor tausend Türen tausend Mütter sterben
Doch einmal wird ein wilder Wind aufstehn,
Die kalte Asche ihres Grams verwehn
Und wird die bleichen Mütteraugen färben.
Und tausend Mütter stehen auf im Land.
Der toten Söhne Fahne in der Hand.

F. C. WEISKOPF

Der 1900 geborene und in deutscher Sprache schreibende tschechische Schriftsteller veröffentlichte seine ersten Bücher im Malik-Verlag in Berlin. 1933 emigrierte er und ließ 1944 im Bermann-Fischer-Verlag, New York und Stockholm, seinen Roman „Himmelfahrtskommando" in Form des Tagebuches eines jungen Sudetendeutschen aus dem Jahre 1942 erscheinen. Sein neuer Roman „Abschied vom Frieden" wird bei Querido, Amsterdam, in deutscher Sprache veröffentlicht. In der Emigration schrieb er außerdem die Romane „Die Versuchung" und „Vor einem neuen Tag". Weiskopfs Nachdichtungen „Das Herz — ein Schild" wurden mit dem Herderpreis ausgezeichnet. Auch mehrere Anekdoten-Sammlungen und ein Abriß der Exilliteratur 1933—47 entstanden im Exil. Zwei seiner Anekdoten hat uns der Verfasser zur Verfügung gestellt; sie folgen hier als kleine Probe seines Schaffens:

Der Maler Picasso wurde nach dem Einmarsch der Deutschen in Paris zu seiner eigenen und zur Überraschung seiner Freunde von den Eroberern völlig unbehelligt gelassen, wohl weil das Reichspropagandaministerium aus dieser Tatsache im Ausland Kapital zu schlagen hoffte.

Offiziere und Soldaten der Wehrmacht waren in der Folge häufige Besucher von Picassos Atelier. Ein jeder dieser ungebetenen Gäste wurde stumm empfangen, stumm herumgeführt und erhielt beim Abschied eine Reproduktion des berühmten Gemäldes, das die Zerstörung der baskischen Stadt Guernica durch Naziflieger darstellt. Erst dann sprach Picasso ein Wort und immer nur das eine: „Souvenir!"

Eines Tages stellte sich bei ihm ein Beamter der Geheimen Staatspolizei ein, wies eine solche Reproduktion vor und fragte: „Haben Sie das gemacht?"

„Nein", entgegnete, indem er den Kopf schüttelte, der Meister, „das haben SIE gemacht."

Ob der Agent diese Antwort nicht oder nur allzu gut verstand, ob er von ihrer Kühnheit überwältigt wurde, oder sie als Äußerung eines Wahnsinnigen auffaßte, bleibe dahingestellt, er ging, und Picasso hörte nie wieder von ihm. Dies hat sich im Jahre 1944 zugetragen und so etwas ist, wie es in Johann Peter Hebels „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes" heißt, des Lesens zweimal wert.

François-Marie Dudillier, ein etwas heruntergekommener Pariser Bürger, der sich in seiner Jugend als Maler und Photograph, späterhin als Besitzer eines Flohzirkus fortgebracht hatte, schien weder durch seine Veranlagung noch durch sein Äußeres — er hatte eine Gurkennase und war schwach auf den Beinen — dazu vorherbestimmt zu sein, als Held zu enden. Und wenn er, durch irgendein Wunder wieder zum Leben erweckt, darüber befragt werden könnte, ob er sich für einen Helden halte, so ist eins gegen zehn zu wetten, daß er mit dem gleichen Wörtchen „Merde" antworten würde, das er den SS-Leuten entgegenschleuderte, als sie ihn an einem Frühlingsmorgen des Jahres 1943 zu seinem letzten Gang abholten.

Dudillier hatte sich nie um die Ereignisse in der großen Welt gekümmert. Den Krieg schien er mehr für eine Störung, denn für ein Unglück zu halten, und auch nach der Besetzung von Paris durch die Deutschen versuchte er, sein Dasein in der altgewohnten Weise fortzuführen. Gleichwohl mußte auch in ihm ein Funke jener stolzen Flamme glühen, die nach dem Zusammenbruch Frankreichs in den Herzen seiner besten Söhne hochschlug — denn die Nachbarn fanden eines Tages die Bude, in der Dudilliers Flohzirkus-Vorstellungen stattfanden, geschlossen. An der Tür klebte ein Zettel mit der Mitteilung, daß

Dudillier nicht mehr imstande sei, seine Flöhe zu ernähren, weil die Nazis den Franzosen auch das letzte Tröpfchen Blut aussaugten; daran war die Aufforderung geknüpft, die frechen Eindringlinge aus dem Lande zu jagen.

Dudillier wurde als aufrührerisches Element verhaftet, in das Besatzungsgefängnis von Vincennes gebracht und bei der ersten Gelegenheit als Geisel erschossen.

ERNST WEISS

1884 in Brünn geboren, schrieb die Romane „Galeere", „Tiere in Ketten", „Mensch gegen Mensch", den Balzac-Roman „Männer in der Nacht", die Novelle „Feuerprobe" Sein bedeutendstes Buch ist: „Georg Letham, Arzt und Mörder". Weiß, einer der großen Erzähler deutscher Sprache, endete durch Selbstmord im Exil beim Einmarsch der Deutschen in Paris. — Hier eine Probe aus seinem seinerzeit bei Fischer erschienenen Roman „MENSCH GEGEN MENSCH":

Das Gesicht Miladas erstarrte wie Zement im Regenguß des Äthers. „Skalpell!" Aus dem harten Kristall einer alkoholgefüllten Schale schnellte ein weichgebauchtes Messer wie ein spitzer Fisch.

Ein breiter Schnitt zerklaffte das Fleisch.

„Es blutet nicht. Leider blutet es nicht. Der Blutdruck ist minimal. Vorsicht bei der Narkose. Luft dringt hervor. Dreckige Geschichte. Hier: das Instrument des Selbstmordes. Vorwärts: Rippenschere!" Leise zerkrachte die Rippe im blitzenden Gebiß der Rippenschere.

Alfred hielt seine Hand auf die Lippen Miladas, die erhärtet waren im Regenguß des Äthers.

„Sie schläft, du schläfst!"

„Der Herzbeutel ... hier. Vorwärts, Péan! Kropfsonde!" Ein Finger aus Nickel bohrte sich leicht in die enge Öffnung, eine Schere klappte auf in dunkelrotem Gerinsel, ein abgefangenes Tier, aufzuckend im Takt, lag frei, das Herz.

„Der Puls?"

„Nichts!"

„Vorwärts, Kochsalz!" Aus elektrisch geheiztem Bassin stürzte Kochsalz, auf 37 Grad erwärmt, nieder auf die Wunde, Blut versprühend in einer Sekunde. „Los! Fixation des Herzens!" Ein silberglänzender Seidenfaden schlängelte sich ab von rosaroter Porzellanspule, eine krumme Nadel biß scharf hinein in die Spitze des Herzens, am Fadenzügel zog man das Herz heraus aus seiner Höhle.

„Schneller! Vorwärts! Höher! Noch etwas ... gut! Hier blutet es. Finger in die Wunde! ... Erste Naht! Troikartnadel! Seide, nicht Catgut! Einserseide! Gut — weg mit der Hand! Die zweite Naht! Schere! Gut. Gaze! Die dritte Naht! Gut — Puls?"

„Nicht!"

„Den Herzzügel fort!" Nieder senkte sich das Herz in seine Höhle.

„Nun?"

„Nichts!"

„Vorwärts! Adrenalin! Einerspritze, dünnste Kanüle!"

Farbloses Gift zischte ein in das Herz.

„Der Puls!" sagte Alfred: „Der Puls: eins ... eins ... zwei ... drei ..."

„Schluß der Wunde! Ein Glasdrain, Hautnaht, Schere, Gaze! Narkose: Schluß! Jede Stunde eine Spritze Kampfer! Verband. Jemand bleibt dauernd bei ihr. Audieu, meine Herren!"

FRANZ WERFEL

1890 in Prag geboren, Lyriker, Epiker und Dramatiker von Weltrang, veröffentlichte seine ersten Gedichte mit 21 Jahren. Die Sammlung hieß „Der Weltfreund", und viele andere sind ihr gefolgt („Wir sind", „Einander" usw.). Kritik und Publikum horchten auf: da war ein neuer Ton. Dann dichtete Werfel die „Troerinnen" des Euripides um, er schrieb die dramatische Allegorie „Der Spiegelmensch", die dramatische Historie des in Mexiko erschossenen Habsburgers: „Juarez und Maximilian", dann „Paulus unter den Juden" und die großen Romane „Barbara oder die Frömmigkeit", „Verdi", „Der Abituriententag" und „Die Geschwister von Neapel". Zahlreiche Bücher entstanden im Exil in den USA. Im Jahre 1943 erlitt er einen heftigen Herzanfall, aber er arbeitete, ohne seine Gesundheit zu schonen, an der Vollendung seines letzten, tausend Seiten umfassenden Romans „Stern der Ungeborenen", bis ihn der Tod am Schreibtisch ereilte. Seine neuen Gedichte werden im Verlag der Pazifischen Presse in Los Angeles erscheinen. Sein im Exil entstandener Roman „Das Lied von Bernadette" wurde vom Tagesspiegel vorabgedruckt; ein anderer „Der gestohlene Himmel", ist uns noch nicht zugänglich gemacht worden. Werfels letztes dramatisches Werk „Jacobowsky und der Oberst", eine Komödie, wurde 1943 mit Oskar Karlweis und Annabella uraufgeführt und zwei Jahre lang vor ausverkauften Häusern gespielt. — Aus einer Rede Werfels über „REALISMUS UND INNERLICHKEIT" zitieren wir die auch heute noch in aller Gültigkeit bestehenden Sätze eines Dichters, der von der Sendung des geistigen Menschen jederzeit tief durchdrungen war:

War bisher alles Behauptung und versuchter Beweis, so muß ich nun einen Glaubenssatz aussprechen: Nur der musische Mensch vermag die durch den Sachglauben zerstörte Innerlichkeit wieder aufzubauen.

Wohlgemerkt! Ich meine nicht die Kunst, nicht Kunstwerke, und auch nicht den Künstler, nein, ich meine den seelisch-geistig bewegten, den erschütterlichen, den rauschfähigen, den phantasievollen, den weltoffenen, den sympathiedurchströmten, den charismatischen, den im weitesten Sinne musikalischen Menschen. Ist es nicht verwunderlich, daß im Laufe der Geschichte alle menschlichen Typen an der Reihe der Herrschaft waren, nur er nicht? Es ist nicht verwunderlich! Macht und Ehrgeiz hängen immer mit dem Horror vacui zusammen. Der Tatsachenmensch, der Tatmensch, der Täter, der Tuer, der Macher ist fast immer leer und starr; vom Machtwillen ausgebrannt. Der musische Mensch hingegen ist der ewig Erfüllte, der Schlüsselbewahrer jenes Himmelreiches, das in uns liegt.

Sagen Sie bitte nicht, daß ich mich jetzt versteige und daß der musische Charakter ein seltener Ausnahmefall in dieser Welt ist. Das Gegenteil ist wahr. Er begegnet uns hundertmal. An seinem Blick erkennt man ihn, mit dem er irgendeinen Vorgang der Straße beobachtet, an seiner Versunkenheit im Kino zum Beispiel, oder an der Neigung seines Kopfes, wenn er Musik hört. Er kommt in allen Klassen und Ständen vor, nur ist ihm seine Begnadung zumeist unbewußt. Ich gehe weiter: alle Menschen besitzen einen musischen Kern. Bei der Mehrzahl ist er nur durch Sorge und Realgesinnung verschüttet. Ein anderer Teil wiederum, durch falsche Ideale vergiftet, bekennt sich nicht zu ihm. Denken Sie bitte an die Sage von Orpheus, dessen Gesang und Spiel nicht nur die Tiere und Bäume, sondern sogar die Steine zum Tanz mitreißt. Die Steine bedeuten das starrste Prinzip der Sachlichkeit. Aber selbst in ihnen steckt das Orphische, das dem Orpheus antwortet. Irgendwo habe ich einmal gelesen, daß alle Menschen a priori musikalisch seien und nur durch gewisse Hemmungen und durch den verkehrten Erziehungsgang wieder unmusikalisch werden. Bedenken Sie, meine Damen und Herren, was es bedeuten würde, wenn die immanente Musik, die in uns allen schlummert, erweckt werden könnte.

Jeder Mann, der nur ein einziges Mal ein musikalisches Erlebnis gehabt hat, weiß, daß derjenige, welcher solche Erlebnisse nicht kennt, ein Bettler ist. Die wir das Elend in der äußeren Welt überzeugungstreu bekämpfen, warum dulden wir soviel Elend in der inneren Welt? Die Realgesinnung zuckt natürlich die Achseln. Sie hält das alles für weit irrealer als zum Exempel das Bridgespiel. Ich aber frage, welch ungeheure Glücksvermehrung auf Erden müßte es sein, würde jedem Menschenkind die Nahrung der Melodie zuteil? Und die Musik ist ja nur eine Provinz. Welche unentdeckten Welten schlafen noch in der Erlebniskraft des Auges, welche Wonnen im Kosmos der Sprache, welche Daseinssteigerung in der Himmelfahrt des Gedankens? Wir aber haben nicht solche Erweckungen zu erwarten, sondern den Gaskrieg! Und schuld wird sein das seelische Banausentum der politischen und ökonomischen Weltführung! Denn alles Böse und Dumme auf Erden ist nicht übermenschliches Schicksal, sondern eine tödliche Form der Phantasielosigkeit und Unmusikalität.

ERNST WIECHERT

Ernst Wiechert gehört zu den Autoren, deren Bücher zwar nicht verboten waren, die aber wegen ihrer Haltung verfolgt wurden. Er wurde 1887 im Forsthaus Kleinert in Ostpreußen geboren und schrieb zahlreiche Erzählungen und Romane („Die Majorin", „Die Magd des Jürgen Doskocil", „Das einfache Leben", „Hirtennovelle" usw.). Die Passion seiner KZ-Zeit erleben wir in seinem jüngst bei Kurt Desch in München erschienenen Buch „Der Totenwald". Sein neuer Roman „Jons Ehrenreich Jeromin", die Fortsetzung der ebenfalls bei Desch in München erschienenen „Jeromin-Kinder", erweist von neuem seine epische Begabung und sein Verantwortungsgefühl. — Aus seiner bei Kurt Desch in München erschienenen REDE AN DIE DEUTSCHE JUGEND bringen wir einen Abschnitt:

Es wird wohl so sein, daß eure Augen sehender geworden sind. Für die Tafeln der Namen wie für die der Geschichte. Und vielleicht werdet ihr eines als eure Hauptfrage erkennen: daß es von dieser Stunde an niemals und unter keiner Bedingung einen deutschen Staat zu geben hat, in dem einer oder zwei oder drei das Recht besitzen, ein ganzes Volk auf die Schlachtfelder zu schicken, ohne vorher das ganze Volk zu befragen, Mütter und Söhne zu befragen. Laßt mich euch dies auf die Seele binden wie ein Vermächtnis. Denn auf den Schlachtfeldern verbluten niemals die zwei oder drei, sondern auf ihm verbluten die Mütter und die Söhne, und wenn uns nichts auf dieser Erde gehört, so doch wenigstens das Blut unserer Herzen, und in unsere Hand muß es gelegt sein zu entscheiden, ob sie es an ein blutiges Phantom hingeben oder an die Werke der Liebe und Menschlichkeit. Erkennt bis zu eurem Herzensgrunde, was die Gewalt ist, die Lüge, der Haß, das Unrecht, die Phrase. Und wenn ihr es erkannt habt, dann sät es aus in die Herzen des kommenden Geschlechtes. Laßt euch kein Unkraut verdrießen, keine Dürre, keinen Hagelschlag. Und wenn es hundertmal mißlungen ist, so beginnt mit demselben Glauben, mit dem ihr das erstemal begonnen habt. Erinnert euch des Vogels im Märchen, der alle tausend Jahre kommt, um ein Körnchen aus dem Demantberg zu brechen. Erinnert euch daran, was vor euch steht, und daß es in der ganzen Weltgeschichte niemals eine größere Aufgabe gegeben hat als die eurige. Das Blut eines Volkes zu erneuern und

die Schande von dem Gesicht eines ganzen Volkes abzuwaschen. Glaubt nicht an die jahrtausendalte Lüge, daß Schande mit Blut abgewaschen werde, sondern an die junge Wahrheit, daß Schande nur mit Ehre abgewaschen werden kann, mit Buße, mit Verwandlung, mit dem Worte des verlorenen Sohnes: „Vater, ich habe gesündigt, und ich will hinfort nicht mehr sündigen." Klagt nicht, daß wir barfuß gehen werden, daß wir hungern werden, daß der Richter über uns sitzen wird bei Tag und Nacht. Laßt uns einen neuen Anfang setzen, laßt uns neu geboren werden und seid gewiß, daß niemand aus der Welt herausfällt, der nicht zuvor aus Gott herausgefallen wäre. Blickt dem Schicksal in die Augen, wie die Märtyrer der Lager es getan haben. Es gibt eine eherne Gerechtigkeit, aber so wie der Haß tausendfältig aufgegangen ist, den sie gesät haben, so wird die Liebe aufgehen, die ihr säen sollt, nur daß sie hunderttausendfältig aufgehen wird. Wer hat uns zugesagt, daß wir ernten sollen? Aber wir haben Gott zugesagt, daß wir säen wollen, und dies soll das Werk eures Lebens sein. Aus jeder Sintflut treibt die Arche dem Berge zu, aus jeder Arche fliegt die Taube und kehrt mit dem Ölblatt wieder. Die Spaten der Totengräber sind zerbrochen, laßt uns die Spaten der Auferstehung in die Hand nehmen. Eine reinere Form wollen wir schaffen, ein reineres Bild, und einmal vielleicht werden wir das Schicksal segnen, weil es ein Volk zerbrach, damit aus den Trümmern eine neue Krone geglüht werde.

EUGEN GOTTLOB WINKLER

Die nach dem Freitod Winklers 1937 erschienene zweibändige Sammlung von Essays „Probleme und Gestalten", die der Verleger Karl Rauch herausgab, zeigten den Vierundzwanzigjährigen als einen Essayisten von erstaunlicher Frühreife und tiefen Einsichten. Sie lassen seinen Freitod — den er wegen der ständigen Verfolgungen durch die Gestapo wählte — aufs tiefste bedauern. In der im Verlag von Kurt Desch in München erschienenen Anthologie „De Profundis" findet sich das Gedicht „MELANCHOLIA", die sehr düstere Ahnung eines Frühvollendeten:

Bang sitzen wir im Gitter
Und zählen die Dinge auf.
Krone und goldener Knauf
Sinkt vor der letzten Zither.

Wir zählen noch einmal die Frauen
Und Sterne feierlich nach,
Bis der Galgenvogel im Dach
Lang und laut schreit: „Grauen"!

Und die Spieluhr der Welt tickt
Schneller und schneller und hörbar.
Hunderttausend stehn wehrbar
Um den Weltbaum, der knickt.

Und Stund' um Stund'
Flattert ein schwarzes Band.
Hinten im traurigen Land
Geht die Sonne zu Grund'.

ALFRED WOLFENSTEIN

1888 geboren; erschien wie Werfel, Becher, Ehrenstein und zahllose andere Lyriker in der Anthologie „Menschheitsdämmerung". Seine Verse und Dramen sind erfüllt von menschheitsversöhnendem Geist, mit einem stark aktivistischen Einschlag. Er lebte unter der deutschen Besetzung illegal in Frankreich und starb kurz nach der Befreiung in Paris. — Dem im Kurt-Desch-Verlag in München erschienenen Hyperion-Kalender für 1947 entnehmen wir das Gedicht „DER GUTE KAMPF":

Herbei ihr alle, die der Seele dienen,
Aus tönendem Haupt der Kunst, aus bewegenden Mienen
Im Werk die arme Welt vollkommener bauen,
Im Schwung des Worts, im Schwarm der Violinen —

Und die voll Sorgen in den Kohlengrüften,
an fremdem Baugerüst, in schwindelnden Lüften
Arbeiten nackt in Armut, Gift und Dampf —
Zu andrem Kampf! Zu andrem Kampf hebt Haupt und Hüften!

Ihr Freunde, wohnend überall,
Ihr Schaffenden, quer durch den hohlen Schwall,
Durch Sümpfe Geld, durch Abgrund Krieg, durch Wüste Gleichmut
Quer durch der Länder falsch zerteilten Ball:
Erscheint!

THEODOR WOLFF

Theodor Wolff wurde 1868 in Berlin geboren. Er gehörte zu den Publizisten von politisch feinster Witterung, die Deutschland vor 1933 besaß. In seinen zahllosen Leitartikeln im „Berliner Tageblatt", Dokumenten großer Politik und stilistischen Meisterwerken, und in seinem Werk „Das Vorspiel", einem Buch der Abrechnung mit den Fehlern der wilhelminischen Aera, hat sich seine politische Weitsicht, ausgeprägter als die des später schwankenden Maximilian Harden, erwiesen. — 1933 ging Theodor Wolff ins Exil nach Frankreich, wurde beim Einmarsch der Deutschen nach Deutschland verschleppt und starb im November 1943 im KZ Oranienburg. Im Exil schrieb er zwei als hervorragend bezeichnete Bücher: „Krieg des Pontius Pilatus" und „Marsch durch zwei Jahrzehnte". In seinem vor 1933 geschriebenen Buch „DAS VORSPIEL" steht eine gute Charakteristik Wilhelms des Zweiten:

Aus seinen unbestreitbaren Gaben konnte kein wirklicher Gewinn entstehen, weil sein Gottähnlichkeitswahn ihn völlig unkritisch machte, nicht nur zur Verachtung des Volksempfindens, sondern auch, ohne sichere Bildungsgrundlagen, zur Respektlosigkeit vor reiner Geistesbildung trieb. Er huldigte dem Geiste nur, wenn der Geist ihm, seinem Hause, seinen dynastischen Legenden huldigte, und während Frankreich Triumphbogen für Pasteur errichtete, glaubte der deutsche Kaiser einem Virchow weder Dank noch Ehrerbietung schuldig zu sein. Der Mangel an wirklichem Kulturgefühl hing zusammen mit dem Mangel an Geschmack. „Der gute Geschmack ist Ihr persönlicher Feind — wenn Sie sich durch Kanonenschüsse von ihm befreien könnten, würde er schon längst nicht mehr existieren", hat angeblich Talleyrand zu Napoleon gesagt. Bei rücksichtslosen Eroberernaturen erscheint Geschmacklosigkeit beinahe als ein notwendiger Bestandteil der

kraftgenialischen Brutalität. Ein „petit caporal" ohne diese saftige Kraftfülle wirkt, wenn taktvolles Verständnis seine Worte und Gesten nicht regelt, leicht als Korporal. Napoleon hat das unverdiente Glück, daß man mit seiner Epoche immerhin den in der Architektur zu reifen Schöpfungen gediehenen Empirestil in Verbindung bringt. Wilhelm II. hat jene Talmi-Renaissance hinterlassen, die der fürchterliche Ausdruck gedankenloser Prunklust und eingedrillter Heroenverehrung ist. Feineres Kunstempfinden war ihm fremd, die durchgeistigte Schönheit blieb ihm verborgen, Realismus und Naturalismus, die aus der akademischen Starrheit und der glatten Theatermache erlösen mußten, schienen ihm nur gemein. Gewiß hat ihm in Rom irgendeine pathetische Galeriefigur besser als der Moses des Michelangelo gefallen. Und wie er den Marmor nur als Material für eine im Grunde unsagbar nüchterne Heldenfabrikation gelten ließ, auf Theaterproben die historische Treue von Reiterkostümen höher als das reine Ausströmen des dichterischen Atems schätzte, blecherne Versgespreiztheit für Poesie nahm, so litten seine meisten Bekundungen unter dem Mangel an Geschmack, Taktsicherheit und Maß. Wenn er den Kaisermantel, den er vor der Menge trug, abwarf, stieg er manchmal aus den himmlischen Regionen in Auerbachs Keller hinab. Wenn er in burschikoser Stimmung oder in zorniger Hitze sich gehen ließ oder fern von der ehrfürchtig zuschauenden Galerie zu intimen Äußerungen ausholte, erschien häufig jene naive Derbheit, die der Komment des Korpsstudenten nur äußerlich unterdrückt. Dann fand er es lustig, einen bejahrten Regimentskommandeur vor jungen Offizieren in den Schnee zu werfen und kalt abzureiben, seine Begleiter zum Durchwaten eines eiskalten Baches zu zwingen, oder er knifft einen Bundesfürsten und schlug einen fremden Prinzen aufs Hinterteil. Kenner der höfischen Gebräuche, die sein Herz gewinnen wollten, erzählten ihm die neuesten Witze — einige telegraphierten ihm sogar — und die Nordlandfahrten waren bei Bier und Wein durch eine Kasernenfröhlichkeit ausgezeichnet, vor der auch der Generalstabschef von Moltke verzweifelnd floh.

JOHANNES WÜSTEN

Wüsten wurde 1896 in Heidelberg geboren und erhielt seine Ausbildung zum Maler in Dresden und Berlin. Er war Kriegsteilnehmer im ersten Weltkrieg, zweimal verwundet. Im Laufe der Jahre nahm die Literatur ihn in gleichem und am Ende sogar in höherem Maße in Anspruch als die Malerei. 1932 wurde sein Schauspiel „Die Verrätergasse" in verschiedenen Städten Schlesiens aufgeführt. Wüsten ging 1934 ins Exil und nahm in Frankreich hervorragenden Anteil an den literarischen Bemühungen und Diskussionen der deutschen emigrierten Schriftsteller. Er fiel nach der Besetzung von Paris in die Hände der Gestapo, wurde zu fünfzehn Jahren Zuchthausstrafe verurteilt und erlag seinen Qualen im Zuchthaus zu Gollnow im Jahre 1945. Sein 1938 beendeter großer Roman „Rübezahl", in dem er den Kampf der schlesischen Weber und Manufakturarbeiter behandelt, wurde in seinem Nachlaß gefunden und wird demnächst veröffentlicht werden. Aus dem im Aufbau-Verlag erschienenen Band „MALERGESCHICHTEN":

Antoine träumt in dieser Nacht er male das Mädchen. Lieblich ruht sie im Schatten einer alten Linde. Der mächtige Stamm, ausgehöhlt und morsch, schlägt das empfindsame Motiv vom Werden und Vergehen an. Antoine freut sich: wäre dieser Baum nicht ein Symbol, der nächste Windstoß würde ihn

zu Boden schleudern. Da . . . entsetzliche Entdeckung . . . er schreit laut auf: „Fort, fort! Der Baum ist — wahr —, er bricht zusammen!“ Antoine kann lange nicht mehr einschlafen.

Andern Tages arbeitet sie schon, als er zum Frühstück erscheint. Sie macht eine Pause, lächelt vergnügt und setzt sich neben ihn:

„Ich habe lange nachgedacht, monsieur, für manche wenige, die reinen Herzens sind, geziemt es sich wohl, daß sie Märchen machen, Watteau zum Beispiel ist ein solcher Märchenmaler. Die Erde ist nicht so, wie er sie schildert — man wünscht jedoch, sie wäre so in Wahrheit, verstehen Sie?“

Er findet keine Worte, und sie hebt bedauernd die Hände: „Schade. . . . Sie kennen vielleicht nicht genügend Bilder von Watteau.“ Und da sie sein Lächeln als Übermut deutet, neckt sie: „Ein bißchen viel Rot haben Sie heut auf den Backen. Watteau'sche Wangen würden nie so harte Effekte aufweisen.“

Seine Augen weiten sich für Sekunden in Angst, dann senken sich die schweren Lider. Er nimmt graziös den kleinen Emailspiegel und überpudert dieses Rot noch einmal. — — —

Sie kam jeden Tag wieder. Und Antoine fühlte sich immer froher werden. Verwegene Gedanken stiegen in ihm auf. Sorgfältig prüfte er nachts seinen Puls, überwachte die Temperatur . . . es gibt geheime Mächte, die zerstören, — gibt es ihr Gegenteil nicht auch? Kann man nicht an Glück gesunden? Denn er liebte, wenn er es sich auch nur zögernd zugab, weil er vor dem Augenblick entsetzt zurückbebte, wo dies junge Wesen seinen Kuß erwarten würde. Oh . . . um keinen Preis — hierin haben alle Ärzte eine Meinung, die eine Warnung ist. —

Sie merkte bald, daß Antoine sie liebend zugleich von sich wies. Und er fühlte täglich deutlicher, wie sie zu leiden begann. In seiner Not sprach er mit ihr und bat sie um ein wenig Zeit noch. Er täuschte ein Gelübde vor, das bald zu Ende gehe, und dann: „Bei Gott, ich bitte nur um Ihretwillen, um Ihretwillen nur!“

Sie sah erstaunt sein heißes Gesicht, beruhigte ihn schnell: „Da Sie mich lieben, ist mir nichts sonst wichtig mehr zu wissen!“ — Als sie heimging, hörte er sie lange singen; der Drossel gleich, die am ersten Tage über ihnen sang, so jubilierte sie jetzt durch die Felder dem Städtchen zu. —

In dieser Nacht mußte Antoine den Wirt wecken. Der Wirt spannte sofort an. Antoine streifte vom Finger einen Ring mit einer kleinen Perle, legte ihn in ein Kuvert — schrieb ein paar Worte dazu. Dumpf trommelt der Regen auf das Dach der Kutsche — derselben, die ihn durch die Sonnenlandschaft hergefahren hatte. — — —

Als am nächsten Morgen Antoines Freundin den Garten betrat, lief ihr der Wirt erregt entgegen: „Der gnädige Herr hat einen Blutsturz gehabt . . . schier zum Verwundern ist es, daß er danach noch Leben zeigte!“

Sie las den Abschiedsbrief, las die Erklärung, den Dank für diese Tage und die Unterschrift: Antoine Watteau.

Wortlos, planlos wanderte sie durch die Berge — sah von der Höhe dann hinunter. Dort, zierlich wie ein Spielzeug lag das Haus . . . im Garten stand der kleine Tisch mit zwei winzigen Stühlchen.

„Das Märchen“, sagte sie plötzlich und noch ohne Tränen. „Die Wahrheit hat es abberufen . . .“ Erschrocken fuhr sie herum. Ihrer Stimme antwortete ein brummiger Ton. Doch es war nichts zu erschrecken — es war nur der Gruß des alten Forstgehilfen, der die Dohnen ausgenommen hatte — mit reichem Fang übrigens: auf seinem Rücken baumelte ein Dutzend Drosseln.

FRIEDRICH WOLF

Wurde 1888 in Neuwied am Rhein geboren. Wolf studierte Medizin und Kunstgeschichte, nahm als Bataillonsarzt am Weltkrieg teil und kämpfte auf seiten der Arbeiterschaft gegen das Freikorps Lützow. Seine frühen Dramen waren „Kolonne Hund" und „Der arme Konrad". Einen großen Bühnenerfolg errang er mit „Cyankali", dem gegen den Paragraphen 218 kämpfenden Zeitstück; es ging über viele in- und ausländische Bühnen. 1933 emigrierte Wolf nach der Schweiz, später nach Frankreich, schließlich nach Rußland. 1934 Premiere von „Professor Mamlock" in Zürich. Das Drama, inzwischen wie „Doktor Wanner" und „Beaumarchais" auch in Berlin uraufgeführt, ging 1934 über viele ausländische Bühnen. — Anschließend eine Szene aus dem Schauspiel „Professor Mamlock" (im Aufbau-Verlag). Der Nazikommissar der Klinik von Professor Mamlock hat den Ärzten der chirurgischen Station ein verleumderisches Protokoll gegen Mamlock vorgelegt. Mit zynischen und erpresserischen Drohungen sucht er ihre Unterschrift gegen Wahrheit und besseres Wissen zu erzwingen. Die Ärzte schwanken, aber Dr. Seidel, Mamlocks Freund und Patient, geht als erster zur Unterschrift an den Tisch.

Seidel (hilflos): Daß man am Volksganzen mitarbeiten will, das kann und muß jeder unterschreiben. (Geht zum Tisch.)

Mamlock: Lies, Werner, lies, w a s du unterschreibst!!

Seidel (über dem Protokoll, hält inne): Sei kein Dogmatiker, Hans, du kannst nicht mit dem Kopf durch die Wand, du kannst nicht an gegen solch überwältigende Mehrheit, begreifst du das nicht, Hans?

Mamlock (sieht ihn an).

Seidel (mit Brustton): Schließlich, man hat auch noch eine Verantwortung, die Verantwortung für seine Familie, für über hundert Arbeiter, für die Abonnenten, für die öffentliche Meinung ...

Mamlock: Und die Verantwortung für die Wahrheit, Werner, für die Wahrheit, für die Gerechtigkeit, für die Wissenschaft?!

Dr. Hirsch: Wenn Sie so weiterreden, Herr Professor ...

Mamlock (glühend): Wie? Ihr zittert, ihr wollt nicht kämpfen, ihr meint, man kann mit weichen Knien durch die Reihen der Gegner schleichen, man kann den Kampf vermeiden? Ihr täuscht euch! (Mit ganzer Kraft.) Wenn ihr dieses Protokoll unterschreibt, so unterschreibt ihr euer eigenes Urteil! Aus eurer Feigheit wird der Gegner sich neue Waffen schmieden. Denn kein größeres Verbrechen gibt es, als nicht kämpfen wollen, wo man kämpfen muß!! Menschenskinder, ich beschwöre euch, werft euch nicht kampflos weg!!

Seidel (in Angst): Still, Hans, du gibst deinen Gegnern ja nur recht.

Dr. Hellpach: Merken Sie das jetzt erst?

Dr. Hirsch (gegen Mamlock): Tatsächlich, die Regierung kann sich unmöglich in dieser Weise provozieren lassen.

Dr. Carlsen: Wir alle haben unser Möglichstes getan.

Dr. Hirsch: Nicht nur sich selbst, uns alle bringen Sie durch solche bolschewistische Reden in die furchtbarste Gefahr!

Mamlock (ausbrechend): Gefahr, Gefahr ... Ihr Feiglinge, gefressen werdet ihr noch alle wegen eurer Feigheit, mit Recht gefressen! Weg mit euch! Schreibt doch, ihr Feiglinge, schreibt, schreibt euer Urteil!

Seidel (förmlich): Hans, hältst du diese Unverschämtheit aufrecht?

Mamlock (sieht ihn an): Verzeih, ich habe mich geirrt ... unterschreibt, unterschreibt!

Seidel (in „gerechtem" Zorn): Du zwingst uns ja dazu! (Unterschreibt.)

Dr. Hirsch (ebenso): Sie wollten es nicht anders. (Unterschreibt, schnell links ab.)

Schwester: Können wir denn anders? (Weint und unterschreibt, schnell ab.)

PAUL ZECH

1881 in Driesen (nahe Thorn) geboren, Lyriker von starker Eigenart und Erzähler in den Bänden „Der schwarze Baal" und „Das Grab der Welt", ein kundiger Übersetzer der Gedichte des François Villon, ging ins Exil nach Südamerika, wo er 1946 gestorben ist. Im Exil entstanden u. a. neben Gedichten die Romane: „Kinder von Parana", „Michael irrt durch Buenos Aires" und „Deutschland, dein Tänzer ist der Tod", dazu zahlreiche Dramen und ein Stefan-Zweig-Gedenkbuch. Seit 1934 war er Redaktionsmitglied der in Santiago de Chile erscheinenden „Deutschen Blätter". Hier als Probe seiner Lyrik das schöne Gedicht „DIE TOTEN":

Die wir verließen und sie schnellen Munds
In Lust und sinnlos hingelebtem Tag
Vergaßen und nicht wissen, was zerbrach:
Sie waren einmal mitten unter uns

Und standen groß wie Sterne auf der Wacht.
Sie kamen weit und gehn vielleicht noch weit
Und leben Jahre ohne Jahreszeit
In einem Dunkel kühl und abgedacht.

Nur Regen, der schwer an die Scheiben schlägt,
Weckt ihr Gedächtnis, bis sich etwas regt,
Das langsam wächst und Wille wird und Macht.

Und so wie fremde Schritte durch die Nacht
Hinpoltern, fällt ein armes Wort und klingt ...
Ein Wort, das alle Welt zum Weinen zwingt.

*

Von den zahlreichen in der Emigration entstandenen Gedichten Zechs, die uns sein Freund, der Lyriker Kurt Erich Meurer, liebenswürdigerweise zur Verfügung gestellt hat, bringen wir die „BALLADE VON EINEM GEFANGENEN TUCAN".

Wie ein Hund ist er mit einer hanfenen Leine
An ein viel zu enges Vogelhaus geflockt;
Wo er seine Füße hinsetzt, findet er nur Steine
Zwischen Dorn und Disteln hingebrockt.

Er, dem in den dunklen Wäldern der Unendlichkeit
Nie ein Wipfel hoch genug war, um darin zu nisten,
Muß in dieser grauen Weltverlorenheit,
Einer Kinderlaune willen, solch ein Leben fristen,

Das in Wirklichkeiten immer ferner rückt.
Wie ein Spielzeug, das sich drehen läßt und fortbewegen,
Doch so lang nur, als der Spannung es noch glückt,
Daß die Räderzähne sich erregen:

Muß er sich befühlen, streicheln, anschrein lassen,
In der Sprache, die er kaum als Wind verspürt,
Selbst die runden, himmelblauen Augen fassen
Die Bewegung nur, die an sein Außen rührt.

Manchmal, wenn in stummer Schmeichelei
Die beringten Finger über das Gefieder strichen,
Schloß er die Pupillen, im Gefühl: es sei
Das Bedrückende der Haft von ihm gewichen.

Oder war es der Geruch der warmen Mädchenhaut,
Der ihn so verwirrte, daß er wie von Sinnen
Sich in jene Hand, die ihm den Schopf gekraut,
So verbiß, als könne sie zuletzt ihm noch entrinnen?

Ach, es schrie ein Vogeljunges im Gezweige
Angsthaft vor dem ersten Ausflug in die Welt.
Und mit solchem Schrei ging auch sein Herz zur Neige,
Welken Blättern auf dem Düngerhaufen zugesellt.

HEDDA ZINNER

In Wien geboren, trat schon früh den Weg zur Bühne an, rezitierte in Arbeiterversammlungen eigene Songs und lernte Ludwig Renn kennen, der sie der revolutionären Arbeiterbewegung nahebrachte. Sie emigrierte 1933 nach Prag und schrieb dort für ein antifaschistisches Kabarett sämtliche Texte. 1934 ging sie nach Rußland. Dort schrieb sie mehrere Gedichtbände sowie verschiedene Hörspiele, die im Moskauer Rundfunk gesendet wurden. Jetzt ist sie wieder in Berlin; ihr Schauspiel „Kaffeehaus Payer" ist in Rostock und Gera uraufgeführt worden. Von Hedda Zinners unveröffentlichten Gedichten eine Probe: „HUMANISTISCHES SONETT":

Du sprichst so viel von Liebe, und du meinst,
Sie könne alles kitten und verbinden.
Im süßen Plätschern der Gefühle scheinst
Du, dich verlierend, sanft dahinzuschwinden.

Erst durch die Liebe, sagst du, würden einst
Die Menschen wieder zueinander finden.
Du wirfst mir meinen Haß vor und du weinst:
Ihn müsse man vor allem überwinden!

Mich, siehst du, hat die Liebe Haß gelehrt,
Der in mir nagt und pocht und bohrt und beißt,
Der immer mich an jene denken heißt,
Die man gequält, gemordet und entehrt.

Im Haß hab' ich die Liebe ganz erkannt.
Der Haß hat meine Liebe rein gebrannt.

OTTO ZOFF

1890 geboren, vor 1933 als Dramatiker und Erzähler bekanngeworden, emigrierte und lebt jetzt in den USA. Im Exil schrieb der Dichter unter anderem ein Buch über die Hugenotten. — In einem 1925 erschienenen Essay „KLEINE REDE ÜBER KIPLING" sagt Otto Zoff in einem zusammenfassenden Schlußabschnitt:

Er hat der vulgärsten Belanglosigkeit das Gewicht der Ewigkeit gegeben. Eben noch wog sie federleicht; er hat sie angesehen, und sie wiegt so schwer wie die Erde. Der Dschungel, der ausgerodet wird, ohne einen Laut von sich zu geben, der Affe, der mit einem stummen Blick in seinem Käfige krepiert, der Leutnant, der sich Schulden halber eine Kugel durch den Kopf jagt, die tibetanische Sänfte, die man zerfallen läßt, weil die Eisenbahn fertiggebaut ist, die Schüssel des Bettlers, die sich mit Gaben füllt, ein wackliges, altes Billard, der fliehende Schwarm von Papageien, ein Mühlenrad, das von der Turbine verdrängt wird — sie alle werden zu den erschütterndsten Sinnbildern jenes großen Kampfes zwischen Natur und menschlicher Zivilisation. Sie alle werden Sinnbilder für das Dilemma unserer heutigen Zwischenexistenz, für das größte Dilemma der Weltgeschichte seit jenem Untergang des Mittelalters, da der Wissensdrang das Dogma ablöste: eine Menschheit, die aus der Landschaft fortwandert, um sich endgültig in der Zivilisation anzusiedeln. Das ist der Sinn seiner Geschichten, ein höchst unsichtbarer, unaufdringlicher, wahrscheinlich von ihm selbst geleugneter Sinn. Spätere Generationen werden von jenem Lama in „Kim", der ahnungslos, versunken in Meditation, mit der Vertrauensseligkeit eines Kindes durch die indische Zivilisation hinwandert, nur mit Kopfschütteln lesen. Sie werden erkennen, daß der Mensch um die Abendwende des neunzehnten Jahrhunderts ausgestorben ist wie ein überflüssig gewordenes Tier.

ARNOLD ZWEIG

1887 in Glogau geboren, schrieb, knapp fünfundzwanzigjährig, die „Novellen um Claudia", danach Dramatisches, die Erzählung „Pont und Anna" und 1928 den großen Kriegsroman „Der Kampf um den Sergeanten Grischa". Seine gesammelten Erzählungen erschienen in zwei Bänden „Knaben und Männer" und „Mädchen und Frauen". Er hat im „Caliban" den Antisemitismus als ein typisches Beispiel menschlicher Gruppenleidenschaften entlarvt und ist, von den Nazis verfemt, als überzeugter Zionist nach Palästina gegangen. — Im Exil entstanden u. a.: „Insulted and Exiled", „Bonaparte in Jaffa", „Versunkene Tage", „The living Thoughts of Spinoza" und „Das Beil von Wandsbek". — Hier eine Episode aus dem vor 1933 publizierten Roman „DER KAMPF UM DEN SERGEANTEN GRISCHA", der seine Fortsetzung in den Romanen: „Erziehung vor Verdun" und „Einsetzung eines Königs" fand. Diese beiden Romane entstanden auch in der Emigration.

Zwölf Uhr empfing Schieffenzahn zu langer Unterredung den Abgeordneten Schilles, Ruhrrevier. Dieser Politiker, bleich, kinnbärtig, Mandelaugen über einem lasch fallenden Anzug, war freilich zu gleicher Zeit der größte Industrielle des Kontinents, Kohlenherr, Erzherr, Schiffsherr, Führer im Kampfe um die Annexion lothringischer Erze und nordfranzösischer Hütten. Er saß in dem einzigen Polsterstuhl des Zimmers, seine feine Hand schwach auf der Lehne. Sie sprachen miteinander achtungsvoll, sehr vorsichtig; beide sogen lange Pausen aus ihren Zigarren. Bei gleichen Interessen witterten sie voneinander verschiedene Ziele. Während der Magnat den Kopf hin und her

rückend, streng, leise, sachlich auf die Unterwerfung des gesamten Staates unter die Wünsche — er nannte sie Notwendigkeiten — der schweren Industrie, d. h. seiner selbst, hinsteuerte, wenn man den Krieg gewinnen wolle, lachte Schieffenzahn hinter der Hand über diese „Koofmichs", die sich mit ihrem bißchen Geld der Staatsgewalt überzuordnen trachteten. Er gedachte, mit ihnen zu marschieren, so weit es ihm paßte, und sie im geeigneten Augenblick abzuhalftern, da schließlich und endlich die Macht bei den Bajonetten stand. Er wußte nicht, daß der bleiche, wahrscheinlich ungesunde Melonenhutträger da seit einem Jahr bereits von der schweren Schwächung des Staatsgefüges aus operierte, die er seit der verlorenen Schlacht von Verdun mit Sicherheit erwartete. Für ihn drückte sich diese Minderung an Macht und Vertrauenswürdigkeit in einem Währungsfall aus. Nie mehr erlangte die deutsche Mark ihre volle Höhe von vor dem Kriege oder selbst ihres heutigen Wertes in Zürich zurück. Denn er verstand, weshalb sie an dieser neutralen Börse bei jeder Aussicht auf frühen Frieden sofort um Punkte stieg, aber alsbald zu sinken begann, wenn deutsche Siege, Siege wohlbemerkt, die Verlängerung des Krieges um noch eine Jahreszeit ansagten. Daraufhin machte er seit einem Jahre in wachsender Höhe bei der Reichsbank Markschulden. Er war sicher, für sich den Krieg in bar zu gewinnen.

STEFAN ZWEIG

1881 in Wien geboren, veröffentlichte seine ersten Gedichte mit zwanzig Jahren und wurde, nach manchen Zwischenstufen, einer der Meister des Essays und der biographisch-dichterischen Darstellung („Kampf mit dem Dämon", „Drei Dichter ihres Lebens", „Drei Meister", „Joseph Fouché"). Seine vor 1933 geschriebenen Novellenbände „Amok", „Verwirrung der Gefühle" und „Kleine Chronik" zeigen ihn als einen hervorragenden Epiker. Er gehörte zu denen, deren Bücher auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurden. Im Exil schrieb er u. a. „Das Leben der Marie Antoinette" und „Mary, Königin von Schottland". Zweig endete, von Heimweh verzehrt, durch Freitod in Rio de Janeiro, zusammen mit seiner Frau. — Hier ein Abschnitt aus seiner autobiographischen Darstellung „DIE WELT VON GESTERN":

Ich schrieb, ich dachte noch immer in deutscher Sprache, aber jeder Gedanke, den ich dachte, jeder Wunsch, den ich fühlte, gehörte den Ländern, die in Waffen standen für die Freiheit der Welt. Jede andere Bindung, alles Vergangene und Gewesene war zerrissen und zerschlagen, und ich wußte, daß alles nach diesem Kriege abermaligen Anfang bedeuten müsse. Denn die innerste Aufgabe, an die ich alle Kraft meiner Überzeugung durch vierzig Jahre gesetzt, die friedliche Vereinigung Europas, sie war zuschanden geworden. Was ich mehr gefürchtet als den eigenen Tod, den Krieg aller gegen alle, nun war er entfesselt zum zweitenmal. Und der ein ganzes Leben leidenschaftlich sich bemüht um Verbundenheit im Menschlichen und im Geiste, empfand sich in dieser Stunde, die unverbrüchliche Gemeinschaft forderte wie keine andere, durch dieses jähe Ausgesondertsein unnütz und allein wie nie in seinem Leben.

Noch einmal wanderte ich, um einen letzten Blick dem Frieden nachzutun, hinunter zur Stadt. Sie lag still im Mittagslicht und schien mir nicht anders als sonst. Die Menschen gingen mit ihren gewöhnlichen Schritten ihren gewöhnlichen Weg. Sie eilten nicht, sie scharten sich nicht gesprächig zusammen. Sonntäglich ruhig und gelassen war ihr Gehaben, und einen Augen-

blick fragte ich mich: wissen sie es am Ende noch nicht? Aber sie waren Engländer, geübt, ihr Gefühl zu bezähmen. Sie brauchten nicht Fahnen und Trommeln, nicht Lärm und Musik, um sich zu bestärken in ihrer zähen, unpathetischen Entschlossenheit. Wie anders war es in jenen Julitagen 1914 in Österreich gewesen, aber wie anders als der junge, unerfahrene Mensch von damals war heute auch ich selbst, wie beschwert mit Erinnerungen! Ich wußte, was Krieg bedeutete, und indem ich auf die gefüllten, blanken Geschäfte blickte, sah ich in einer heftigen Vision jene von 1918 wieder, ausgeräumt und leer, wie mit aufgerissenen Augen einen anstarrend. Ich sah wie in einem wachen Traum die langen Schlangen der verhärmten Frauen vor den Lebensmittelgeschäften, die Mütter in Trauer, die Verwundeten, die Krüppel, all dies nächtige Grauen von einst kam gespenstig zurück im strahlenden Mittagslicht. Ich erinnerte mich an unsere alten Soldaten, abgemüdet und zerlumpt, wie sie aus dem Felde gekommen, mein pochendes Herz fühlte den ganzen gewesenen Krieg in jenem, der heute begann und der sein Entsetzliches noch den Blicken verbarg. Und ich wußte: abermals war alles Vergangene vorüber, alles Geleistete zunichte — Europa, unsere Heimat, für die wir gelebt, weit über unser eigenes Leben hinaus zerstört. Etwas anderes, eine neue Zeit begann, aber wie viele Höllen und Fegefeuer zu ihr hin waren noch zu durchschreiten.

CARL ZUCKMAYER

1896 in Nackenheim (Hessen) geboren, war einer der erfolgreichsten deutschen Dramatiker des Jahrzehnts vor 1933. Sein Volksstück „Der fröhliche Weinberg" (Kleistpreis), später „Der Hauptmann von Köpenick", die Seiltänzerkomödie „Katharina Knie" und „Schinderhannes" machten seinen Namen weithin bekannt. Er schrieb naturhafte Verse und urwüchsige Erzählungen. Abwechselnd in Berlin und bei Salzburg lebend, ging er nach dem Einzug der Deutschen in Österreich über die Schweiz nach den USA, wo er als Farmer lebte. Dort erschienen „The moons ride over" und die Autobiographie „Second Wind". Sein neuestes Stück „Des Teufels General", die Tragödie eines Mannes, der gegen sein Gewissen handelt, wurde in Zürich im Dezember 1946 unter begeisterter Zustimmung des Publikums uraufgeführt. Von weiteren Büchern sind zu nennen: die Romane „Magdalena von Bozen" und „Herr über Leben und Tod" sowie der Essayband „Pro domo" und seine vor kurzem erschienene Novelle „Der Seelenbräu". Zuckmayer ist jetzt als amerikanischer Theateroffizier in Deutschland. — Der Schluß seiner 1925 im Europa-Almanach publizierten Novelle „DER PRÄRIEBRAND" zeigt den Eigenwuchs seiner Epik:

Er sah eine blendende, übersinnliche Helle um sich her, doch brauchte er die Augen nicht davor zu schließen, das Schmerzen der Haut, das furchtbare Reißen und Zucken der Nerven war wie ausgelöscht. Ein unbegreifliches, unbeschreibliches Gefühl von Schweben, Fliegen, Emporwirbeln, Hinsinken, Sichtreibenlassen, Sichverlieren rieselte, flutete, wehte durch seinen verdürrten Leib. Der Flug leichter Asche, weißen, schaumigen Staubes im Wind, in den Lüften, im Äther. Wie durch die schärfste Lupe sah er riesengroß und mit glasklaren Konturen die Äste des Buschwerks, die umwehenden, zitternden Gräser, die kleinen Erdbrocken in der Luft, die schwirrenden Myriaden der Staub- und Rußkörner. Dahinter eine Wand von brausendem Licht, die nach oben immer heller, immer demantner, immer leuchtender, immer himmlischer wurde, als wäre sie nicht die Strahlung verbrennender

Erdkörper, sondern ein Sturzbach kosmischen Feuers, herab in die schwere, irdische Finsternis. Der Jäger stand mit hocherhobenen Händen, die dürren Finger gespreizt, wie einer der alten Inkas beim Anbeten der Sonne. Die Minute oder Sekunde, in der ihn die klare Luftwelle unmittelbar vor der Brandung des Flammenmeeres zu verklären schien, war ihm später wie eine Ewigkeit im Gedächtnis. Wie ein Sturz durch die ewigen Räume aber, Absturz vom Himmel zur Hölle, gräßlichste Zerfetzung und Verzweiflung, was dann kam; tausend glühende Messer ins Gedärm, aber tausend glühende Nadeln in die Haut, glühendes Blei in die Lunge, glühende Lava, Pech und Schwefel übers Haupt. Er mag sich zur Erde geworfen haben, wieder emporgesprungen sein, seine zuckenden, willenlosen Glieder mögen sich in einem irrsinnigen Totentanz verrenkt, verdreht, ihn um seine eigene Achse gewirbelt haben, wie die Trance zu Gott den Leib des tanzenden Derwischs dreht. Vielleicht fand seine Lunge im Übermaß des gepreßten Schmerzes noch einmal Kraft zu einem wilden Verzweiflungsschrei, der sich wie ein trillernder Siegesgesang in die Höhe schraubte. So deutete Black Horse, der junge Sioux, der sich vor dem Brand in die Erde gegraben und die dampfende Haut seines erstochenen Pferdes über sich gebreitet hatte, den Ton, der ihn im letzten Moment heraustrieb, den taumelnden Körper packen, an sich reißen, mit sich in die Erde wühlen und mit dem Gesicht nach unten in den Schutz der blutigen Tierhaut retten ließ. Im roten Getose des Feuers war ihm nicht bewußt, von welcher Hautfarbe der Mann sei, dessen Sterbegesang er gehört und den er gerettet hatte. Als sich nach einer Viertelstunde unmenschlichster Spannung das Donnern des Präriebrandes verzogen hatte und einer unheimlichen luftlosen Stille wich, hob er den starren, verkrampften Körper des bewußtlosen Jägers heraus und erkannte den alten Florymont, den er als Knabe bei seinem Stamm gesehen hatte. Als der Jäger die verschwollenen, blutunterlaufenen Augen aufschlug, hatten sie einen seltsamen Ausdruck von Fremdheit und Nichtmehrbegreifen. Dann aber schweifte sein Blick ringsum über die verkohlte Prärie, über den Himmel, über den Horizont, an dem gelbliche Lichter spielten. Er erhob sich langsam, blickte den jungen Indianer lange an und drückte ihm kurz die Hand. Nach wortloser Verständigung, denn ihre Stimmbänder waren wie von Messern zerfetzt, schlugen sie die Richtung nach dem Ausgangspunkt des Brandes ein.

SUMMARISCHE BIBLIOGRAPHIE

Wir nennen im Anschluß weitere Namen von Dichtern, Schriftstellern und Publizisten, die ins Exil gingen oder illegal tätig waren, deren Schriften verbrannt oder zum Teil oder ganz verboten wurden, denen ein Schreibverbot auferlegt wurde oder die wegen dieses oder jenes Buches unterdrückt oder verfolgt wurden. Fast durchweg haben wir in dieser Übersicht die alphabetische Reihenfolge innegehalten.

Alexander Abusch, um die Jahrhundertwende in Nürnberg geboren, war lange Jahre hindurch als Publizist tätig, bevor er im Jahre 1933 Deutschland verließ, um das Braunbuch über den Reichstagsbrand zu redigieren. Im Aufbau-Verlag erschien inzwischen sein Buch „Irrweg einer Nation"". Mitarbeiter am Braunbuch waren unter anderem Rudolf Fürth, André Simone und Dr. Alfred Kantorowicz. Bruno Adler, der unter dem Namen Urban Roedl ein wertvolles Buch über „Adalbert Stifter" und eine hervorragende „Matthias-Claudius"-Biographie geschrieben hat, die noch nach 1933 erschienen waren, aber später verboten wurden, emigrierte von Berlin nach Prag und von Prag 1935 nach London. Dort wurde er Lehrer an einer von den Quäkern gegründeten Landschule für deutsche Kinder, die schon 1933 emigriert waren. Bruno Adler ist gegenwärtig Herausgeber der Zeitschrift „Neue Auslese", die vom Alliierten Informationsdienst herausgegeben wird. Hermann Adler veröffentlichte 1945 im Verlag Oprecht in Zürich KZ-Lyrik unter dem Titel „Gesänge aus der Stadt des Todes". Friedrich Alexan, in Mannheim geboren, emigrierte 1933 nach Paris und lebt jetzt in New York, wo er die „Tribüne", einen deutschen Literatur-Klub in USA, gründete. Er ist der Autor einer Streitschrift „Mit uns die Sintflut". Edgar Alexander gab in der Emigration eine Anthologie „Deutsches Brevier" heraus; Günther Anders lebt in den USA und hat in der Emigration zahlreiche Gedichte und Essays veröffentlicht. Stefan Andres, der in Italien lebt, wurde von Günther Weisenborn anläßlich der Gedächtnisrede auf Ernst Toller zusammen mit vielen anderen im Exil lebenden Autoren um seine Rückkehr nach Deutschland gebeten. Sein neuer Roman „Hochzeit der Feinde" wurde in der „Deutschen Rundschau" vorabgedruckt; seine Novelle „Wir sind Utopia" wird in einer Neuauflage erscheinen. Erich Arendt, ein junger deutscher Lyriker, Verfasser zahlreicher Gedichte, lebt in Südamerika. Rudolf Arnheim ist vor 1933 als Mitarbeiter der „Weltbühne" und Filmkritiker bekannt geworden. Seine gesammelten Kritiken sind in dem Band „Stimme von der Galerie" erschienen. Arnheim lebt jetzt, mit einem Stipendium der Guggenheimstiftung, in den USA. Professor Ernst v. Aster, der vor 1933 eine Reihe philosophischer Bücher und Essays geschrieben hat, emigrierte seinerzeit und schrieb im Exil unter anderem eine „Philosophie der Gegenwart". Professor v. Aster wirkt gegenwärtig in Istanbul.

Theodor Balk (Dr. Fodor) lebte vor 1933 in Berlin und war während seiner Exilzeit Autor des Verlages „El Libro Libre" in Mexiko; er schrieb in der Emigration u. a. die „Geschichte der 14" und lebt jetzt wieder in Jugoslawien, als Chefredakteur einer Belgrader Zeitung. Er hat seinerzeit als Chefarzt der französischen 14. Internationalen Brigade am Kriege gegen Franco teilgenommen und die „Geschichte der 14. Brigade" veröffentlicht. Erich Baron, vor 1933 Publizist und Herausgeber einer deutschen für die Verständigung mit Rußland wirkenden Zeitschrift, wurde 1933 im Nazi-Gefängnis ermordet. Arnold Bauer, 1910 in Berlin geboren, war aktiver

Kämpfer einer Widerstandsbewegung und wurde mehrere Male von den Nazis verhaftet. Zur Zeit lebt er als freier Schriftsteller in Berlin. 1946 erschien im Transmare-Verlag, Berlin, seine geistes-psychologische Studie „Thomas Mann und die Krisis der bürgerlichen Kultur". Im Ullstein-Kindler Verlag veröffentlichte er inzwischen eine romanartige Erzählung „Kindheit im Zwielicht". Wir nennen ferner Ludwig Bauer, dessen warnendes Buch „Morgen wieder Krieg" verbrannt wurde und der ins Ausland ging; Ulrich Becher, der im Exil Gedichte und Artikel veröffentlicht hat, und Maximilian Beck, der im Exil ein wissenschaftliches Werk „Philosophie und Politik" schrieb. Heinz Becker-Trier, dessen Buch: „Bilanz für Gott" seinerzeit öffentlich verbrannt wurde, Verfasser zahlreicher Bühnenstücke, veröffentlichte vor einiger Zeit im Wedding-Verlag einen Roman „Der Mann, der in den Himmel sah". Paul Bekker, vor 1933 Musikkritiker der „Frankfurter Zeitung" veröffentlichte im Exil ein Buch „Beethovens Vermächtnis", Walter A. Berendsohn ein Buch über Heine; er arbeitet an einer im Verlage Oprecht (Schweiz) erscheinenden Geschichte der neueren deutschen Literatur. Emil Belzner, bedeutender Kritiker und Essayist, wirkt jetzt als Chefredakteur der „Rhein-Neckar-Zeitung", Heinz Berggruen, seit 1937 in San Francisco, seit 1946 Redakteur der illustrierten Zeitschrift „Heute", schrieb ein bei Rowohlt erschienenes politisch-satirisches Zeitbuch „Angekreidet". Anton Betzner ist Chefredakteur der von Alfred Döblin herausgegebenen Zeitschrift „Das goldene Tor". Karl Billinger war mit Beiträgen in einem seinerzeit illegal von Frankreich nach Deutschland geschmuggelten Sammelband vertreten; 1935 erschien in Paris sein Buch „Schutzhäftling 830". Mehrere Bücher des erfolgreichen Dramatikers Richard Billinger waren im Dritten Reich verboten oder gesperrt; er ist mit mehreren Gedichten in dem Sammelband „De Profundis" vertreten, die zum Teil während seiner Münchener Gefängnishaft entstanden sind. Friedrich Bischoff, Autor der Romane „Die goldenen Schlösser" und „Der Wassermann" sowie der Gedichtbände „Schlesischer Psalter" und „Das Füllhorn", wurde als Intendant des schlesischen Rundfunks 1933 seines Postens enthoben und verhaftet. Er wurde wieder entlassen, hatte aber im Laufe der Zeit neue Schwierigkeiten zu bestehen. Nach Kriegsende wurde Bischoff zum Intendanten des Südwestfunks ernannt. Herbert Blank, lange Jahre im KZ, ist u. a. Mitarbeiter der „Nordwestdeutschen Hefte". Werner Bock, 1893 geboren, lebt in Buenos Aires; er hat Erzählungen veröffentlicht und in Santiago de Chile an den von Udo Rukser und Albert Theile herausgegebenen „Deutschen Blättern" mitgearbeitet. Ein Opfer des Dritten Reiches wurde Dietrich Bonhoeffer, der im Zusammenhang mit dem Attentat vom 20. Juli hingerichtet wurde und einige Gedichte hinterließ, sowie der Publizist Franz Braun, der 1933 ermordet wurde. Nach England ist seinerzeit Felix Braun emigriert, ein Meister des Essays, ein Lyriker und Novellist von Rang. Otto Braun, der frühere preußische Ministerpräsident, schrieb im Exil ein autobiographisches Werk „Von Weimar zu Hitler". Joseph Breitbach, der vor 1933 eine Anzahl von Romanen schrieb, emigrierte 1933 und lebt in Kalifornien. Robert Breuer, vor 1933 in Deutschland und später im Exil als Journalist wirkend, ist auf Martinique gestorben. Fritz Brügel, schon vor 1933 als Lyriker bekanntgeworden, hat auch im Exil Gedichtbände veröffentlicht. Martin Buber, Zionist und Mystiker und ein Stilist von hohen Graden, ist 1938 nach Palästina emigriert. Besonders hervorgehoben zu werden verdient das Wirken von Hermann Budzis-

lawski, der im Exil die „Neue Weltbühne" herausgab und u. a. Julius Braunthal (der jetzt in England eine Zeitschrift herausgibt), Ludwig Marcuse; Carl Misch (jetzt New Yorker Mitarbeiter der „Neuen Zeitung"), Maximlian Scheer, Friedrich Sternthal und Paul Westheim zu seinen Mitarbeitern zählte. Herbert Burgmüller gehörte mit Ernst Schönwiese einer illegalen Arbeitsgemeinschaft junger Autoren an; er hat inzwischen einen neuen Gedichtband veröffentlicht.

Adolf Caspary, der ein berühmtes militärwissenschaftliches Buch über Strategie schrieb, hat sich im Exil in den USA als Mitarbeiter angesehener Zeitschriften einen Namen gemacht. Ernst Cassirer, der bedeutende Kant-Biograph, veröffentlichte im Exil ein Werk „Die Philosophie im 17. und 18. Jahrhundert"; er ist während des Krieges in den USA gestorben. Eduard Claudius, Teilnehmer am Kriege gegen Franco-Spanien, veröffentlichte inzwischen im Kurt Desch-Verlag, München, seinen Roman aus den spanischen Kämpfen „Grüne Oliven und nackte Berge". Graf Richard N. Coudenhove-Kalergi, seit 1923 Präsident der Paneuropa-Union, Verfasser zahlreicher Schriften und Aufsätze, ging 1933 in die Schweiz und später nach New York; an der New Yorker Universität hat er gegenwärtig einen Lehrstuhl inne. Franz Theodor Czokor, 1885 in Wien geboren, emigrierte nach dem Einmarsch der Deutschen in Österreich. Er ist der Verfasser zahlreicher Gedichte und Dramen und jetzt Präsident der Österreichischen Gruppe des PEN-Clubs.

Axel Eggebrecht, 1899 in Leipzig als Sohn eines Arztes geboren, war vor 1933 Mitarbeiter der Weltbühne und schrieb eine Reihe graziöser Bücher („Leben einer Prinzessin", „Katzen", „Junge Mädchen"). Nach Hitlers Machtantritt kam er ins KZ und ins Gefängnis; nach seiner Freilassung blieb er in Deutschland, ohne publizistisch hervorzutreten. Er wirkt jetzt am Nordwestdeutschen Rundfunk und ist mit Peter von Zahn Herausgeber der Monatsschrift „Nordwestdeutsche Hefte". Sein politisches Hörspiel „Was wäre, wenn" hat außerordentlich starken Widerhall gefunden. Eggebrecht steht vor dem Abschluß einer größeren Arbeit, die er als „Lehrbuch der Weltliteratur" 1948 veröffentlichen wird. Professor Albert Einstein, Schöpfer der Relativitätstheorie und Nobelpreisträger, ist in den USA vielfach publizistisch hervorgetreten. Er schrieb u. a.: „Mein Weltbild" und „Physik als Abenteuer der Erkenntnis". Friedrich Eisenlohr, der vor 1933 einige bedeutende Romane schrieb, ist jetzt Leiter der Theater-Abteilung im Aufbau-Verlag. Lex Ende, aus der Emigration zurückgekehrt, ist Chefredakteur der Zeitung „Neues Deutschland". Karl Escher, ehemals Feuilleton-Redakteur der „Berliner Morgenpost", ist jetzt wieder publizistisch in Deutschland tätig, während Erich Eyck, früherer Ullstein-Redakteur, noch im Exil lebt, wo er zwei von der Kritik sehr zustimmend beurteilte Biographien: „Gladstone" und „Bismarck" geschrieben hat. Herbert Eulenbergs Bücher wurden im Dritten Reich boykottiert; seine „Schattenbilder" und der Band „Sonderbare Geschichten" sind vor einiger Zeit neu erschienen; außerdem schrieb er eine Kurzbiographie „Heinrich Heine".

Konrad Falke gab mit Thomas Mann zusammen seinerzeit in Zürich die Zweimonatszeitschrift „Maß und Wert" heraus und schrieb einen Roman „Kinderkreuzzug". Theodor Fanta, der früher als Feuilleton-Redakteur am „Berliner Börsenkurier" tätig war, ging im April 1933 nach Prag und bald darauf nach Paris. Dort wurde u. a. sein Schauspiel „Die Kinder des unbekannten Soldaten" aufgeführt. Fanta lebt gegenwärtig in der Schweiz.

Felix Fechenbach, einer der unerschrockensten Publizisten der Weimarer Republik, wurde 1933 von den Nazis ermordet. Ins Exil gingen seinerzeit Karl Federn, der Novellistisches und Romane geschrieben hat, und seine Schwester Etta Federn, die Verfasserin einiger guter Biographien. Willi Fehse, aus dem Kreis um Klaus Mann hervorgegangen, wirkt als Publizist in Deutschland und wird im Greifen-Verlag, Rudolstadt, eine Anthologie neuer Lyrik herausgeben. Ernst Fischer hat im Exil ein Buch über den österreichischen Volkscharakter und eine Grillparzer-Biographie geschrieben. Max Fischer, früher in Deutschland, betätigt sich jetzt journalistisch in New York. Peter Flamm (eigentlich Erich Mosse), Verfasser eines vor 1933 erschienenen Romans „Ich" und anderer Bücher, emigrierte nach USA und lebt dort als Arzt und Verfasser psycho-analytischer Schriften. Marie-Luise Fleißer, die die Stücke „Pioniere von Ingolstadt" und „Fegefeuer in Ingolstadt" schrieb, hat inzwischen ein Trauerspiel „Karl Stuart" und eine bayerische Komödie „Der starke Stamm" bei Desch in München veröffentlicht. Hans Flesch, Verfasser zarter Prosastücke und psychologisch fesselnder Romane, emigrierte nach England. Er hat unter dem Namen Vincent Brun eine Reihe erfolgreicher Bücher in englischer Sprache geschrieben, u. a.: „Alkibiades" und „Untimely Ulysses". F. W. Foerster, führender deutscher Publizist der Weimarer Republik, überzeugter Pazifist und erbitterter Anhänger der Theorie von Deutschlands militaristischer Unwandelbarkeit, lebt in den USA. Rudolf Frank, Mitglied des Pen-Clubs, ist in der Schweiz ansässig; Wolf Frank hat in der Emigration u. a. ein Buch über „Fichte" geschrieben. Bruno Frei, 1933 von den Nazis ausgewiesen, ging nach Mexiko und lebt jetzt wieder in Österreich. Rudolf Fuchs ist vor 1933 als Übersetzer bekanntgeworden und im Exil gestorben. Als Übersetzer sind neben ihm im Exil u. a. hervorgetreten: Edgar Alexander, Herbert Baldus, Kurt Bernheim, Klara Blum, Enrique Bock, Erich Bock, Adolf Borstendörfer, Günter Dallmann, Franz Fein (der nach Frankreich und später in die Schweiz emigrierte, wo er 1947 starb), Ferdinand Hardekopf (der nach längerer KZ-Haft in Frankreich gestorben ist), Elisabeth Hauptmann (die jetzt in Hollywood lebt), Hugo Huppert, Gertrud Isolani, Walter Jablonski, Hans Jacob (der jetzt in New-York lebt), Oswald Mohr, Otto Pick, Eva Priester, Will Schaber, Friedrich Torberg, F. C. Weiskopf; sie haben zum Teil auch eigene Bücher veröffentlicht. Von Louis Fürberg erschien vor einiger Zeit eine Mozartnovelle und „Hölle, Haß und Liebe", eine Gedichtsammlung mit einer Einleitung von Arnold Zweig.

Peter Gan (Richard Moering), zunächst in Paris, dann in Spanien, gehörte zur deutschen Emigration. Im Atlantis-Verlag erschien seinerzeit sein Gedichtband „Die Windrose"; kleinere Prosa veröffentlichte er unter dem Titel „Von Gott und der Welt". Hans Gebser schrieb im Exil zwei Bücher: „Rilke" und „Spanien". Manfred George, vor 1933 Redakteur im Ullstein-Verlag, wirkt jetzt als Chefredakteur der Wochenzeitschrift „Aufbau", New York. Adele Gerhard, 1868 geboren, hat vor 1933 zahlreiche Romane und Erzählungen veröffentlicht; 1938 emigrierte sie nach Amerika, wo sie unter anderem ihre Autobiographie „Das Bild meines Lebens" geschrieben hat. Robert Gilbert, vor 1933 durch das von Ernst Busch gesungene „Stempellied" sehr bekannt geworden, veröffentlichte in den USA einen Band sozialkritischer Gedichte und Chansons „Meine Reime, deine Reime". Maria Gleit, eine Arbeiterdichterin, emigrierte 1933.

Reinhard Goering, Verfasser der „Seeschlacht", endete 1936 in Jena durch Selbstmord. Iwan Goll, 1891 im Elsaß geboren, schrieb in deutscher und französischer Sprache und hat mit Claire Goll, seiner Frau, zahlreiche Gedichte und Essays herausgegeben. Otto Gollnow wurde als 17jähriges Mitglied der HJ zum illegalen Kämpfer und 1943 zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt; er schrieb einige Gedichte, von denen Proben in dem im Lessing-Verlag, Berlin, erschienenen Sammelband „Freiheit" enthalten sind. Adolf Grabowsky, der seinerzeit ins Exil ging, hat in der Emigration u. a. ein geschichtliches Werk: „Gestalt und Welt Alexanders des Großen" geschrieben. Von dem im Exil gestorbenen Schauspieler Alexander Granach erschien eine Autobiographie: „Hier geht ein Mensch". Erich Grisar, der Verfasser des „Kohlenpott", ist der Herausgeber des Sammelbandes „Denk' ich an Deutschland in der Nacht", dem wir einige der in diesem Buch abgedruckten Proben von Emigranten-Lyrik entnommen haben. Paris Gütersloh, der vor 1933 zahlreiche Gedichte und zarte Prosa geschrieben hat, veröffentlichte neuere Arbeiten in der Zeitschrift „Die Fähre". W. M. Guggenheimer, der 1935 emigrierte und sich in Iran während des Krieges den Free-French Forces anschloß, ist jetzt Leiter des Münchener Redaktionsstabes der „sie" und Mitarbeiter der „Frankfurter Hefte". Prof. E. I. Gumbel, vor 1933 einer der unerschrockensten Entlarver aller Dunkelmänner (er schrieb u. a. „Verräter verfallen der Feme", „Vier Jahre politischer Mord" und „Verschwörer"), wirkt jetzt als Professor in New York und ist auch publizistisch tätig. Paul Gurk, der vor 1933 eine Reihe bedeutsamer Dramen (u. a.: „Thomas Münzer" und „Bruder Franziskus"), eine Reihe von Romanen und hervorragende Spruchsammlungen schrieb, ließ während der Hitlerzeit u. a. einen Metternich-Roman in Brünn drucken, der wegen einiger darin enthaltener deutlicher Anspielungen nicht ausgeliefert werden durfte. Klaus Gysi, Teilnehmer an der deutschen illegalen Widerstandsbewegung, ist jetzt Chefredakteur der kulturpolitischen Zeitschrift „Der Aufbau".

Im Haupt-Alphabet nannten wir schon Willy Haas, seinerzeit Herausgeber der „Literarischen Welt", zu deren engeren Mitarbeitern u. a. Walter Benjamin, Axel Eggebrecht, Alfred Kantorowicz, Valeriu Marcu (im Exil gestorben), Werner Schendell (jetzt Sekretär des Schutzverbandes deutscher Autoren), Arno Schirokauer, Verfasser von stark beachteten Biographien, gehörten. Sebastian Haffner (Dr. Raimund Pretzel) emigrierte nach England und ist dort als Mitarbeiter des „Observer" tätig. Ueber Thomas Manns Romantetralogie „Josef und seine Brüder" schrieb Kaete Hamburger im Exil ein Buch. Walter Hammer, bekannter literarischer Avantgardist und vor 1933 Herausgeber der Zeitschrift „Der Fackelreiter", ist nach seiner Befreiung aus dem Zuchthaus Brandenburg wieder publizistisch tätig. Hans Harbeck, der bekannte Dichter und Satiriker, der im Dritten Reich Verfolgungen ausgesetzt war, wirkt in Hamburg; Heinrich Hauser, Verfasser zahlreicher Bücher (u. a. „Die letzten Segelschiffe") schrieb in den USA u. a. das vielumstrittene Buch „The German talks back". Julius Hay, 1900 in Abony in Ungarn geboren, kam als 19jähriger nach Deutschland. Sein erstes Theaterstück hieß „Gott, Kaiser und Bauer"; bei der Aufführung im Deutschen Theater, Berlin, riefen die Nazis einen Skandal hervor. Im März 1933 ging Hay ins Exil. Vor einiger Zeit erlebte sein in der Emigration geschriebenes Drama „Gerichtstag" seine Berliner Uraufführung. Jens Heimreich, 1912 in Hamburg geboren, war Mitglied

einer Berliner Widerstandsgruppe; er hat vor 1933 mehrere Gedichtbände, einen Roman: „Die Teufelsbrücke" und Essayistisches veröffentlicht. Stephan Heym emigrierte 1933 nach der Tschechoslowakei, wo er als Mitarbeiter deutschsprachiger Blätter Lyrisches veröffentlichte, und später nach den USA, wo er sich als amerikanischer Autor erfolgreich durchsetzte. Konrad Heiden schrieb vor 1933 ein kritisches Buch über den Nationalsozialismus, das ihn als einen Kenner der Nazimentalität erwies und Aufsehen erregte (im Verlag von E. Rowohlt). Im Exil erschienen zwei neue Bücher Konrad Heidens: „Geschichte des Dritten Reiches" und „Der Führer". Iwan Heilbut, Lyriker und Erzähler, emigrierte und veröffentlichte im Exil ein autobiographisches Buch. Bernt von Heiseler, 1907 als Sohn Henry von Heiselers geboren, begegnete von 1942 an zahlreichen Schwierigkeiten, weil man gegen seine Tragödie „Caesar" Einwendungen erhob, die schließlich dazu führten, daß man ihm das Papier für weitere Veröffentlichungen entzog. Heiseler hat zahlreiche Gedichte und Essays von hohem Rang veröffentlicht. Langjähriger Warschauer Korrespondent am „Berliner Tageblatt" war Rudolf Herrnstadt, der im Mai 1945 nach langer Exilzeit aus Moskau zurückkam und die Chefredaktion der „Berliner Zeitung" übernahm. Wieland Herzfelde, vor 1933 Gründer des Malik-Verlages, ging ins Exil und wirkt jetzt als Verleger in New York, wo auch der Zeichner George Grosz lebt. Der Schriftsteller und Pädagoge Prof. Paul Hildebrandt hat das KZ überlebt und wirkt wieder in Berlin. Georg Hirschfeld, in seiner Frühzeit ein erfolgreicher Vertreter der naturalistischen Schauspiels, hat später auch im Roman und in Erzählungen seine sehr realistische Darstellungsart fortgesetzt. Er starb, vom Regime verfolgt, in einem jüdischen Krankenhaus bei München und entging so der Verschleppung nach Theresienstadt. Kurt Hirschfeld, der vor 1933 Dramaturg Hartungs war, emigrierte in die Schweiz, wo er als stellvertretender Intendant des Züricher Schauspielhauses wirkt. Während der Hitlerzeit war das Züricher Schauspielhaus nach Hirschfelds eigenen Worten bei seinem vorjährigen Besuch in Deutschland eine „Bastion des freien deutschen Dramas". Fritz Hochwälder, Verfasser von Dramen und Komödien, emigrierte 1938 in die Schweiz, wo er seitdem lebt, im Tessin, wo auch Hermann Hesse und Hermann Kesser, der Dichter des „Straßenmann", des „Martin Jochner" und vieler anderer epischer Dichtungen, sich seit vielen Jahren angesiedelt haben. Hans Egon Holthusen, 1913 geboren, gehörte zur Widerstandsgruppe der „Freiheitsaktion Bayern"; er schrieb Essays über Rilke und Hofmannsthal und lebt in München. Die Bücher der vor kurzem verstorbenen Dichterin Ricarda Huch waren zwar nicht verboten, doch verdient ihre beherzte Haltung gegenüber den damaligen Machthabern besondere Hervorhebung. Im Jahre 1933 erklärte sie ihren Austritt aus der Akademie der Wissenschaften und Künste, weil man von den Mitgliedern ein Treuegelöbnis verlangte; außerdem hat sie sich öffentlich mit Käthe Kollwitz solidarisch erklärt. Kurt Huhn, der von 1933 Lyrik, Prosa und ein Chorwerk veröffentlichte, erhielt 1933 ein Schreibverbot, kam 1939 ins KZ, aus dem er wieder entlassen wurde, und entging 1944 einer erneut drohenden Verhaftung durch Untertauchen in die Illegalität; 1946 erschien seine Novelle „Das tägliche Brot"; kleine Prosa enthält sein neuer Band: „Flügelschlag der Epochen".

Herbert Ihering, vor 1933 einer der bekanntesten Berliner Theaterkritiker, erhielt 1933 Schreibverbot in seiner Eigenschaft als Journalist und

Kritiker; später gestattete man ihm die Publikation einiger Bücher. Berthold Jacob, unerschrockener Aufdecker der „Schwarzen Reichswehr", Mitarbeiter der früheren „Weltbühne", verließ schon vor 1933 Deutschland, wurde in die Schweiz gelockt, nach Deutschland verschleppt, wieder an die Schweiz ausgeliefert, abermals zurückgeschleppt und ist wahrscheinlich im Gestapo-Gefängnis ermordet worden. Egon Jacobsohn, vor 1933 Redakteur und Reporter der „BZ am Mittag", ist jetzt — als Egon Jameson — Mitarbeiter der in München erscheinenden „Neuen Zeitung". Hans Henny Jahnn, Orgelbauer und Dramatiker, Verfasser einer „Medea" und vieler anderer Stücke, ist inzwischen von Bornholm nach Hamburg zurückgekehrt. Prof. Karl Jaspers, zusammen mit Prof. Werner Krauß und Alfred Weber Hauptmitarbeiter der von Dolf Sternberger in Heidelberg herausgegebenen Zeitschrift „Die Wandlung" und Verfasser grundlegender Bücher über die Existenzphilosophie — sein vor 1933 in der Sammlung Göschen erschienenes Buch „Die geistige Situation der Zeit" war verboten —, lehrt jetzt wieder in Heidelberg und erhielt den Goethepreis für das Jahr 1947. Cläre M. Jung veröffentlichte 1946 ihren Roman „Aus der Tiefe rufe ich", der aus eigenem Erleben eine Darstellung der Judenverfolgung in den Jahren 1938 bis 1943 gibt.

Der deutsche Geschichtsforscher Erich Kahler schrieb im Exil ein Werk: „Der deutsche Charakter in der Geschichte Europas"; Bruno Kaiser veröffentlichte in der Emigration: „Georg Herwegs Exil in der Schweiz". Mascha Kaleko, vor 1933 durch satirische Gedichte bekannt geworden, schrieb im Exil einen weiteren Band satirische Gedichte, der unter dem Titel „Zeitgenossen" erschienen ist. Ossip Kalenter, Lyriker und Erzähler, Mitglied des PEN-Clubs, hat das Naziregime überlebt und ist in der Schweiz ansässig. Prof. Ernst Kantorowicz, ein bekannter Historiker, schrieb vor 1933 u. a. die hervorragende Biographie „Friedrich II."; er emigrierte und wirkt gegenwärtig als Geschichtsforscher in den USA. Prof. Hermann Kantorowicz, früher an der Kieler Universität, emigrierte ebenfalls und lehrte, hochgeehrt, in London und Oxford. Er ist im Exil gestorben. Gottfried Kapp, durch Erzählungen bekanntgeworden, hat seinerzeit während seiner Verhaftung im Polizeipräsidium von Frankfurt a. M. Selbstmord begangen. Walther Karsch, vor 1933 zwei Jahre hindurch Redakteur der Weltbühne, wurde 1932, nachdem man Carl v. Ossietzky ins Gefängnis geworfen hatte, unter Hellmut von Gerlach verantwortlicher Redakteur der Weltbühne und blieb es bis zum Jahre 1933, als die Weltbühne verboten wurde. Karsch stellte seine publizistische Tätigkeit ein und schwieg 12 Jahre lang. Er ist jetzt einer der Lizenzträger des Tagesspiegels und Berliner Theaterkritiker. 1947 erschien im Ullstein-Kindler-Verlag sein Buch: „Was war — was blieb?", das seine gesammelten Theaterkritiken 1945/46 enthält. Rudolf Kaßner, hervorragender Essayist und Typologe, lebt seit einiger Zeit in der Schweiz. In Berlin wirkt als Redakteur und Publizist Peter Kast. Joseph Kastein, der vor 1933 schon bekanntgeworden war, schrieb im Exil u. a. eine Biographie über „Süßkind von Trimberg". Leo Katz emigrierte nach Paris und später nach Mexiko, wo er sich publizistisch betätigte und auch einen Roman „Die Totenjäger" veröffentlicht hat. Richard Katz, ehemaliger Ullstein-Redakteur und Weltenbummler, veröffentlichte vor 1933 im Ullstein-Verlag verschiedene Reisebücher (u. a. „Bummel um die Welt"). Er lebt in Kalifornien und arbeitet an einem Buch über Brasilien. H. W. Katz erhielt in der

Emigration für seinen Roman „Die Fischmanns" den Heine-Preis des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller im Exil. Susanne Kerckhoff veröffentlichte ihre ersten Gedichte als Achtzehnjährige und erhielt 1937 den „Lyrikpreis der Dame". Außerdem schrieb sie mehrere Romane, doch wurde ihr die Herausgabe eines Gedichtbandes vom Regime untersagt. Walter Kiewert, schon vor 1933 mit einigen Büchern hervorgetreten, die verboten wurden, schwieg 12 Jahre lang; er hat vor einiger Zeit einen Roman: „Musik aus dem Blut" veröffentlicht. Helmut Kindler, Mitglied einer Widerstandsgruppe, bei Kriegsbeginn Redakteur im Deutschen Verlag, wurde 1943 als Soldat von der Gestapo verhaftet, kam im Februar 1945 zur „Frontbewährung" und flüchtete einen Monat später von Mährisch-Ostrau über Prag nach Berlin vor erneut drohender Verhaftung. 1945 erhielt er zusammen mit Heinz Ullstein eine Verlagslizenz für die Wochenzeitung „sie". Jochen Klepper, der biographische Romane schrieb, und Edlef Koeppen, der u. a. einen der besten Kriegsromane mit pazifistischer Tendenz: „Heeresbericht" veröffentlicht hat, haben beide das Dritte Reich nicht überlebt. Alma Johanna Koenig, eine österreichische Dichterin, Autorin zahlreicher Lyrikbände von sehr menschlicher Gesinnung, wurde nach dem Osten verschleppt und gilt als verschollen. Ihr Gedichtband „Sonette für Jan" enthält ihre Lyrik aus den letzten Jahren. Dosio Koffler ist im Exil durch ein satirisches Stück „Deutsche Walpurgisnacht" bekanntgeworden. Eugen Kogon, lange Jahre im KZ Buchenwald, Verfasser des Buches „Der SS-Staat", gibt jetzt zusammen mit Walter Dirks die „Frankfurter Hefte" heraus. Oskar Kokoschka, 1886 geboren, von den Nazis als entartet gebrandmarkter Maler und Dramatiker („Der brennende Dornbusch", „Hiob", „Orpheus und Eurydike), lebt in London und kämpft mit Schriften und Bildern gegen den Chauvinismus und für eine freiheitliche Menschgesinnung. Der Leipziger Romanist Werner Krauss war aktiver Kämpfer in der Widerstandsbewegung und veröffentlichte vor einiger Zeit den Roman „PLN", eine geistvolle Abrechnung mit dem Nazi-System. Ernst Kreuder, 1903 in Zeitz geboren, war von 1932 bis 1933 Redakteur beim „Simplicissimus"; seine Tätigkeit wurde im März 1933 dadurch beendet, daß die SS die Redaktionsräume zerstörte. Kreuder lebte seither in größter Zurückgezogenheit; 1947 veröffentlichte er seine vieldiskutierten Erzählungen „Die Gesellschaft vom Dachboden", „Schwebender Weg" und „Die Geschichte durchs Fenster". Alfred Kurella wurde als Frontsoldat des ersten Weltkrieges radikaler Pazifist und trat 1917 in die illegale sozialistische Jugend ein. Er schrieb über den sozialistischen Aufbau in der Sowjetunion und übersetzte neben russischen Schriftstellern das Buch von Barbusse über „Stalin" und den jüngst im Dietz-Verlag, Berlin, erschienenen Roman von Louis Aragon „Die Glocken von Basel". Außerdem hat Kurella, der seit vielen Jahren in Moskau ansässig ist, das Buch „Ich lebe in Moskau" geschrieben. Erich Kuttner ging 1933 ins Ausland und hat u. a. eine Biographie über den Maler Hans von Marées veröffentlicht. Er gilt als verschollen.

In den USA lebt Peter Martin Lampel, der Autor der vor 1933 mit großem Erfolg aufgeführten Stücke „Revolte im Erziehungsheim" und „Giftgas über Berlin". Er hat in New York ein neues Schauspiel „Flucht vor uns selber" geschrieben, das im Aufbau-Verlag erscheinen wird. Harald Landry, Kritiker, Essayist und Verfasser eines Buches über „Nietzsche", gehört zu den Autoren, die emigrierten. Der Dichter Horst Lange, 1904 in Schlesien geboren, schrieb die Romane „Schwarze Weide" und „Ulanen-

Patrouille", die wegen Verächtlichmachung der Wehrmacht heftig angegriffen wurden. Die Einwände, die gegen Lange erhoben wurden, führten schließlich dazu, daß seine Bücher gesperrt wurden. Seine Kantaten „Der Friede" und „Das Bleibende" wurden geheim verbreitet. 1946 wurde Horst Lange zum Präsidenten der Münchener Kultur-Liga ernannt. 1947 erschien im Kurt Desch-Verlag München sein Romanfragment „Der Ruf des Pirols". Nach Jahren der Leiden und des Exils ist Wolfgang Langhoff nach Deutschland zurückgekehrt. Er ist in Berlin als Intendant des Deutschen Theaters tätig und hat den erschütternden KZ-Roman „Die Moorsoldaten" geschrieben. Leo Lania, 1886 geboren, war Mitarbeiter von Piscator und schrieb im Exil u. a. den Roman „Das gelobte Land" und die Komödie „Das Ölfeld". Robert Lantz lebt als Mitglied des Pen-Clubs jetzt in London. Hans E. Lauer veröffentlichte im Exil ein Werk über die deutsche Klassik. Otto Lehmann-Rußbueldt, führender Pazifist, einst Mitarbeiter der „Weltbühne", lebt in London. Franz Leschnitzer emigrierte nach Rußland und wirkte dort als Übersetzer, Kritiker und Essayist an vielen deutschsprachigen Zeitschriften. Prof. Arthur Liebert veröffentlichte im Londoner Exil ein Buch: „Krisis des Idealismus"; Ferdinand Lion schrieb über „Thomas Mann in seiner Zeit". Hermann Lint (Hermann Lewy) hat vor 1933 eine Reihe von Romanen geschrieben und auch im Exil Verschiedenes veröffentlicht. Irmgard Litten, die Mutter des von den Nazis ermordeten Hans Litten, schrieb ein Buch „Eine Mutter kämpft gegen Hitler", das, zunächst in England erschienen, jetzt auch in deutscher Sprache veröffentlicht wurde, mit einem Vorwort von Rudolf Olden. Oskar Loerke, lange Zeit als Nachfolger Moritz Heimanns Lektor des S. Fischer-Verlages, ist vor einigen Jahren gestorben. Er wurde 1933 aus der Deutschen Akademie der Künste ausgeschlossen und in der Nazipresse besonders wegen seiner judenfreundlichen Haltung angegriffen und verleumdet. 1940 erlag er dem an ihm zehrenden Gram über die Tyrannei des herrschenden Regimes. Seine zahlreichen Gedichtbände, die ihn als zeitüberragenden Lyriker erweisen, und seine Essays sind unvergessen. Hubertus Prinz zu Loewenstein, vor 1933 Reichsbannerjugendführer und Leitartikler, schrieb im Exil mehrere Bücher autobiographischen und zeitkritischen Inhalts. Er ist Ende 1946 nach Deutschland zurückgekehrt. Horst Lommer, der sein Manuskript „Das tausendjährige Reich", das inzwischen im Aufbau-Verlag erschienen ist, auswendig lernte, um es vor den Nachstellungen der Nazis hinüberzuretten, wirkt in Berlin. Von Hans Lorbeer, dem Arbeiter-Dichter, las man neuerdings Proben empfindungsstarker Lyrik. Im Greifenverlag erscheint sein Buch „Die Legende vom Soldaten Daniel". Ernst Lothar, der österreichische Dichter, Verfasser zahlreicher erfolgreicher Romane vor 1933, emigrierte seinerzeit nach den USA. Sein im Exil geschriebener und erschienener Roman „Heldenplatz" ist der erste Teil eines Zyklus, der die Schicksale von Österreichern während der letzten Jahre behandeln wird. Paul E. H. Lüth, Verfasser einer 1947 im Limes-Verlag, Wiesbaden, erschienenen zweibändigen deutschen Literaturgeschichte, der wir einige Hinweise verdanken — ebenso wie den in der „Neuen Zeitung" erschienenen Artikeln von F. C. Weiskopf über Exilliteratur —, gab 1942 einen Band fernöstlicher Lyrik heraus, in den er eigene pazifistische Verse als angebliche Übersetzungen einflocht. Georg Lukacs, hervorragender Literaturkritiker und Verfasser zahlreicher literaturgeschichtlicher Werke, schrieb während der Emigration eine Biographie über „Gottfried

Keller" und eine instruktive Arbeit „Zur Geschichte des Realismus". Josef Luitpold publizierte 1935 im Brünner Exil eine Schriftenreihe, genannt die „Hundert Hefte", in denen illegale Dichtung erschienen ist. Der Lyriker David Luschnat, der schon vor 1933 hervorgetreten ist, hat u. a. eine Sammlung illegaler Dichtung herausgegeben.

Der frühere Philosophieprofessor der Breslauer Universität Siegfried Marck schrieb im Exil u. a. ein Werk über den „Neuhumanismus als politische Philosophie" und lebt als Professor in den USA. Hans Meisel, der Verfasser des Romans „Torstenson" und Kleistpreisträger, emigrierte seinerzeit nach den USA und war dort einige Zeit hindurch Sekretär von Thomas Mann. Die Schriftstellerin Klara Menck hatte 12 Jahre hindurch Schreibverbot; sie wirkt jetzt am Radio Stuttgart. In Berlin wirken wieder Ewald Mendel, früherer Ullstein-Redakteur, und Leo Menter. Zu den zahlreichen literaturkundlichen Arbeiten, die im Exil geschrieben wurden, gehört auch das Buch von C. H. Mennicke über Rilke. Ein großes zweibändiges Werk „Deutschland — Sein oder Nichtsein" schrieb Paul Merker in der Emigration. Der Historiker Prof. Alfred Meusel kehrte 1946 aus England zurück, wo er mit Prof. Arthur Liebert als Direktor der Freien Deutschen Hochschule in Großbritannien gewirkt hat. Er ist jetzt Dekan der philosophischen Fakultät an der Universität Berlin. Hans B. Meyer, vor 1933 Handelsredakteur beim „Berliner Tageblatt" und ein guter Kenner der Schwer- und Filmindustrie, emigrierte 1933 nach Paris und später nach New York; dort wurde er Leiter der deutschen Sendungen der „Stimme Amerikas". Oskar Meyer schrieb in der Emigration eine Autobiographie: „Von Bismarck zu Hitler". Artur Michel, vor 1933 Musik- und Tanzkritiker der „Vossischen Zeitung", starb vor einiger Zeit in New York. Carlo Mierendorff, Reichstagsabgeordneter und Jugendführer, über den Carl Zuckmayer eine bei Suhrkamp erschienene Würdigung schrieb, wurde ein Opfer des Dritten Reiches. Alexander Mitscherlich veröffentlichte während der Nazizeit unter einem Pseudonym Aufsätze in der Zeitschrift „Maß und Wort", die von Thomas Mann in der Schweiz herausgegeben wurde; er entfaltet jetzt eine reiche publizistische Tätigkeit. Curt Moreck (eigentlich Konrad Haemmerling) hat vor 1933 eine stattliche Anzahl von Büchern, die 1933 zum Teil verbrannt, zum Teil verboten wurden, geschrieben. Sein Roman: „Der Mann, der Shakespeare hieß", wurde 1937 zwar gedruckt, aber ebenfalls verboten. Seit dem Jahre 1945 sind wieder einige seiner Bücher erschienen. Morus (Richard Lewinsohn), der frühere Wirtschaftspublizist und Mitarbeiter des Ullstein-Verlages, ist 1933 ins Ausland gegangen. Hermann Mostar, der vor 1933 zwei Romane schrieb (u. a. einen Karl-Marx-Roman), die verbrannt wurden, lebt gegenwärtig in Bayern; er ist der einfallsreiche Textdichter des Kabaretts „Die Hinterbliebenen" und schrieb mehrere Bühnenstücke, die in vielen Städten aufgeführt wurden. Zu den autobiographischen Werken, die im Exil entstanden, gehört auch das Buch von Hermynia zur Mühlen „Reise durch ein Leben"; außerdem schrieb sie den Roman „Unsere Töchter, die Nazinen". Norbert Mühlen schrieb im Exil Bücher über Hitler und Schacht. Albert Müller, vor 1933 Student der Theologie und Kunstgeschichte, begann im Exil seine Tätigkeit als geachteter Publizist; er ist 1937 vor Madrid gefallen.

Der große Lyriker und jüdische Mystiker Arno Nadel ist in Palästina gestorben. Fred Neumeyer, 1901 geboren, hat vor 1933 Erzählungen,

Essays und ein Drama geschrieben. 1935 emigrierte er nach USA, wo er als Professor für Kunstgeschichte und Museumsdirektor in Mills College, Oakland, Kalifornien, wirkt. Sein Drama: „Die Herde sucht" wurde 1932 aufgeführt. 1938 erschien eine seiner Erzählungen in der von Thomas Mann in der Schweiz herausgegebenen Zeitschrift „Maß und Wert". Er hat — seit 1935 in englischer Sprache — eine Reihe von Studien über Hans von Marées, Edvard Munch und Oskar Kokoschka geschrieben. Ernst Niekisch, vor 1933 Herausgeber der Zeitschrift „Widerstand", nach 1933 jahrelang im KZ, veröffentlichte vor einiger Zeit die Bücher „Ost-West" und „Deutsche Daseinsverfehlung". Walter Nissen ist aus London zurückgekehrt und Mitarbeiter der Berliner Ausgabe der „Neuen Zeitung". Albert Norden wirkt als Publizist in Berlin. Heinz Norden leitete bis vor kurzem die von der amerikanischen Armee gegründete Zeitschrift „Heute". Hans Nowack, Publizist und Erzähler, schrieb während der Nazizeit einige Romane in Gemeinschaft mit Zivier, der Publikationsverbot hatte. Im Horizont-Verlag erschien vor einiger Zeit sein Buch „Nantes himmlischer Leib".

Von Paul Oestreich, dem Schulreformer, der in der Nazizeit Publikationsverbot hatte, werden eine Reihe neuer Bücher im Greifen-Verlag, Rudolstadt, erscheinen. Karl O. Paetel arbeitete von 1933 bis 1935 illegal in Deutschland, bevor er emigrierte. Im Exil in USA gab er u. a. ein Wörterbuch „Nazi-Deutsch" heraus. Rudolf Pechel, lange Zeit im KZ, ist wieder publizistisch tätig und Herausgeber der Monatszeitschrift „Deutsche Rundschau". In London lebt PEM als vielseitiger Publizist; er war bis 1933 Kritiker des „12 Uhr Blattes". Er schrieb ein Buch über Emigranten und lebt jetzt in London. Seine Artikel über europäische Fragen erscheinen in großen Londoner Tageszeitungen. Herbert Pfeiffer, zuletzt Theaterkritiker am „12 Uhr Blatt", 1935 aus der Reichskulturkammer ausgeschlossen, ist wieder publizistisch in Berlin tätig. Georg Philipp, 1915 in Hamburg geboren, gehörte der illegalen Hochschulgruppe in München an und wurde 1938 von der Gestapo verhaftet. Er hat zwölf Jahre lang nicht publiziert. Nach der Schweiz emigrierte Wolfgang Philipp, der vor 1933 als Dramatiker und Theater-Intendant tätig war. Er ist Hebbelpreisträger und schrieb im Exil den Gedichtband „Melodie der Fremde", den in Berlin spielenden Roman „Auf den Hintertreppen des Lebens" und eine Grammatik der Bühne: „Die Funktion der Sprache". Kurt Pinthus, vor 1933 Theaterkritiker am „Acht-Uhr-Abendblatt", lebt in den USA und hat mit F. C. Weiskopf ein Buch über Emigranten-Literatur geschrieben. Eva Priester hat im Exil u. a. eine lyrische Sammlung „Aus Krieg und Frieden" herausgegeben.

Ueber Johannes Rabener, der vor 1933 die bei Rowohlt erschienenen Romane „Zum Leben verurteilt" und „Denn ich bin ein Mensch gewesen" schrieb, fehlen zur Zeit der Drucklegung dieses Buches noch nähere Einzelheiten. Friedrich Rasche, 1900 geboren, verlor nach 1933 aus politischen Gründen seine Stellung als Feuilleton-Redakteur; seit 1945 ist er wieder Redakteur in Hanover. Einige Gedichte Rasches enthält die Anthologie „De Profundis". Gustav Regler, 1898 im Saargebiet geboren, Verfasser der Bücher „Der Zug der Hirten", „Die Ironie im Werk Goethes", „Der verlorene Sohn" und Teilnehmer an den Kämpfen gegen Franco-Spanien, publizierte im Exil u. a. die Bücher: „Im Kreuzfeuer" und „Die Saat". Hans José Rehfisch schrieb vor 1933 mehrere erfolgreiche Theaterstücke: „Wer weint um Juckenack?", „Affaire Dreyfuss" (zusammen mit Wilhelm

Herzog), „Razzia", „Nickel und die 36 Gerechten". 1936 emigrierte er zunächst nach Wien. Unter dem Pseudonym Turner schrieb er „Wasser für Canitoga". 1938 wandte er sich nach London, wo er eine Sammlung von Schriften deutscher Dichter der Emigration unter dem Titel „In Tyrannos" herausgab. Er wurde Präsident des „Clubs 1943", einer Vereinigung deutscher Kulturschaffender in Großbritannien. Im September 1946 war die Welturaufführung seines jüngsten Schauspiels „Quell der Verheißung" im Berliner Hebbel-Theater. Adolf Reichwein, illegaler Kämpfer im „Kreisauer Kreis", in enger Zusammenarbeit mit Julius Leber, schrieb vor 1933 die Bücher: „Blitzlicht über Amerika" und „Mexiko erwacht". Er fiel dem 20. Juli zum Opfer. F. M. Reifferscheidt, der u. a. ein hervorragendes Buch sprachkritischer Essays veröffentlicht hat, ging nach illegaler Tätigkeit 1937 in die Schweiz, fand jedoch keinen Unterhalt und kehrte nach Deutschland zurück. Der 1900 Geborene, von 1929 bis 1933 Mitglied der KPD, bekennt sich jetzt zum Sozialismus und ist als Publizist tätig. Paul Reim schrieb im Exil ein Buch über „Probleme der österreichischen Literatur", Paul Reimann über „Realistische Kunstauffassung". Heinz Rein, der während der Nazizeit Publikationsverbot hatte und zu Zwangsarbeit verurteilt war, schrieb die Bücher „Berlin 1932", einen Roman von Arbeitslosen, und „Finale Berlin". Hans Reisiger, vor 1933 mit verschiedenen Büchern bei S. Fischer erschienen, hervorragender Uebersetzer, lebt in Italien und wurde vor einiger Zeit von Thomas Mann zusammen mit anderen Autoren für den PEN-Club vorgeschlagen. Von Luise Rinser erschienen im Desch-Verlag zwei neue Bücher: „Gefängnistagebuch" und „Erste Liebe". Einzelne Bücher von Joachim Ringelnatz, dem leider viel zu früh Gestorbenen, waren zeitweilig verboten oder gesperrt. Carl Rößler, 1864 geboren, schrieb vor 1933 mit Roda Roda — beide starben im Exil — das satirische Stück „Der Feldherrnhügel" und errang seinen größten Erfolg mit dem Lustspiel „Die fünf Frankfurter". Roda Roda hat im Exil noch einige satirische Bücher geschrieben, u. a. „Roda Roda und die 40 Schurken", außerdem eine Selbstdarstellung: „Ein Mann von mittlerer Intelligenz". Von Walter Rode, dessen Bücher (u. a. „Knöpfe und Vögel") vor 1933 im Transmare-Verlag erschienen sind, stammt eine Streitschrift „Deutschland ist Caliban", die er im Exil geschrieben hat. Prof. Wilhelm Röpke verließ 1933 Deutschland, weil er den Nationalsozialisten keine Zugeständnisse machen wollte, und war zunächst an der Universität Istanbul tätig. Später ging er nach Genf. Seine „Gesellschaftskrise der Gegenwart" (1942) und die später veröffentlichte Bücher „Civitas Humanis" und „Internationale Ordnung" suchen einen vom Sozialismus wie vom Liberalismus alter Schule abweichenden „dritten Weg". Von dem Geschichtsforscher Arthur Rosenberg erschien im Exil ein Werk „Zur politischen Geschichte der letzten 150 Jahre". Hermann Roßmann, vor 1933 vor allem durch Romane („Klas, der Fisch" und „Ferne") bekanntgeworden, schrieb verschiedene Dramen, von denen eins, das Schauspiel „Flieger", im Dritten Reich verboten war. Von Otto Rühle, dem in Mexiko Gestorbenen, wird ein gemeinsam mit Alice Rühle geschriebenes Buch über „Sexualanalyse" erscheinen. Der Dichter Anselm Ruest, philosophischer Essayist vor 1933, schrieb im Exil ein Buch „Deutsche und Arier". Else Rüthel veröffentlichte im Brünner Exil, wo sie gestorben ist, zahlreiche Gedichte. Im Zuchthaus verschollen ist der Dichter Arthur Ernst Rutra, der vor 1933 Lyrik und eigenwillig geformte Prosa schrieb.

Alexander Sacher-Masoch, der Dichter zarter Prosa und inniger Lyrik, lebt in Wien; Hans Sahl, begabter Lyriker, schrieb in den USA u. a. einen Gedichtband „Die hellen Nächte". Bruno von Salomon, politischer Publizist, lebt in Frankreich. Felix Salten, vor 1933 vielbeachteter Theaterkritiker und Autor zahlreicher wertvoller Romane und Erzählungen, ist seit vielen Jahren in Hollywood ansässig; sein entzückendes Tierbuch „Bambi" wurde von Walt Disney zu einem wirksamen Farbfilm gestaltet. Will Schaber gab in der Emigration eine Anthologie „Weinberg der Freiheit" und ein Buch über Thomas Mann heraus. Adam Scharrers Bücher erscheinen im Aufbau-Verlag (u. a. „Maulwürfe" und „Der Hirt von Rauhweiler"). Hans Schaul, Mitarbeiter verschiedener Zeitschriften, Redakteur und Spanienkämpfer, ist seit dem Einmarsch der Nazis in Frankreich verschollen. Wolfgang Martin Schede gehört zu den Autoren, die zwölf Jahre lang geschwiegen haben. Der 1898 Geborene schrieb ein Drama und zwei Gedichtbände. Sein Bühnenwerk „Goyescas" wurde 1946 uraufgeführt. Eine sehr aktive Rolle spielte im Exil Maximilian Scheer; er schrieb, gestützt auf dokumentarisches Material, eine Analyse des Nazi-Terrors, zu der E. I. Gumbel ein Vorwort schrieb und die in Deutschland illegal verbreitet wurde; das Buch stand auf der ersten, fünfzig Bücher umfassenden schwarzen „Frankreich-Liste" der Nazis. Scheer war außerdem Mitautor der Veröffentlichung „Das deutsche Volk klagt an", deren französische Ausgabe durch ein Vorwort von Romain Rolland eingeleitet wurde; das Buch schildert den illegalen Kampf um Hitlers Ausrottung der Friedenskämpfer. Auch L'école hitlérienne et l'étranger", eine Darstellung der Kriegsvorbereitung in Nazischulen, gab er — in Gemeinschaft mit Dr. Wildangel — heraus. Werner Scheff ist Ende September 1947 im englischen Exil 59 Jahre alt gestorben; er hat vor 1933 zahlreiche sehr erfolgreiche Romane geschrieben („Der Mann im Sattel", „Der Läufer von Marathon" u. a.). Thassilo von Scheffer, 1873 in Stargard geboren, hat zahlreiche Bücher — es sind mehr als fünfzig — geschrieben, darunter viele kulturgeschichtlichen Inhalts. Er hatte während der zwölf Jahre sehr viele Schwierigkeiten; 1944 wurde sein Buch „Philosophie der Ehe" verboten. Die Herausgabe seines lyrischen Gesamtwerkes steht bevor. Richard Scheid, 1876 in Koblenz geboren, veröffentlichte mehrere Gedichtbände. Er war lange Jahre politisch sehr aktiv, zog sich aber etwa 1920 aus dem politischen Leben zurück. Nach 1933 wurde er dreimal verhaftet, war vier Jahre lang im KZ und veröffentlichte einige seiner in Dachau entstandenen Gedichte in der Anthologie „De Profundis". Martha vom Scheidt-Saalfeld, 1898 geboren, veröffentlichte 1934 einen Band Sonette; erst 1946 brach sie das erzwungene Schweigen mit dem Gedichtband „Deutsche Landschaft", dem eine Erzählung und kleine Prosa folgte. Der ausgezeichnete Lyriker Hans Schiebelhuth ist leider in der Emigration gestorben. Alfred Schirokauer schrieb vor 1933 eine Reihe vorwiegend historischer Romane, die 1933 auf den Index kamen. Rudolf Schneider-Schelde veröffentlichte zahlreiche Romane und Erzählungen; er schrieb außerdem mehrere wirksame Bühnenstücke. Sein Roman „In jenen Jahren", vor 15 Jahren geschrieben und im Dritten Reich unterdrückt, außerordentlich realistisch und sicher in der Menschenzeichnung, ist 1947 im Kurt Desch Verlag, München, erschienen. Bruno Schönlank, Verfasser zahlreicher Sprechchöre und ein bekannter Arbeiterdichter, emigrierte seinerzeit in die Schweiz und suchte 1947, zusammen mit Max Frisch und

Kurt Hirschfeld, Berlin auf. Walter Schönstedt schrieb im Exil einen KZ.-Roman; er ist jetzt Amerikaner. Ernst Schönwiese, 1905 in Wien geboren, mußte 1939 emigrieren; er ist 1945 zurückgekehrt. 1935 erschien ein Band ausgewählter Gedichte; 1947 veröffentlichte er den Gedichtband „Der siebenfarbige Bogen" im Willi Weismann Verlag, München. Franz Schoenberner, Chefredakteur des „Simplicissimus", emigrierte, war einige Jahre in Südfrankreich und ging 1940 nach den USA, wo er Mitarbeiter vieler Zeitschriften von Rang ist. Sein Buch „Confessions of a European Intellectual" machte seinen Namen weithin bekannt. August Scholtis, im Dritten Reich angefeindet, Dichter eindruckstarker Romane, veröffentlichte inzwischen zahlreiche Artikel; sein Buch „Die Zauberkrücke" erschien im Chronos-Verlag, Berlin. Von Rudolf Alexander Schröders Büchern war die Gedichtsammlung „Geistliche Gesänge" verboten; er hat den vorjährigen Lessing-Preis erhalten. Zahlreiche Bücher des Arbeiterdichters Karl Schröder erscheinen im Gebrüder Weiß Verlag, Berlin; u. a. „Die letzte Station", „Der Sprung über den Schatten" und „Jan Beek". Freimut Schwarz, seit einiger Zeit Mitarbeiter der „Weltbühne", lebte als Emigrant in England. Zusammen mit dem ebenfalls emigrierten Autor Werner Ilberg und anderen Autoren veröffentlichte er Beiträge in der 1946 in London erschienenen Anthologie „Kleine Sammlung 1946". Georg Schwarz, Jahrgang 1902, veröffentlichte Romane, Gedichte, Novellen und Essays. Einzelne Bücher wurden von den Machthabern verboten; er kam schließlich, nach vielen Widerständen, in eine Strafkompanie. Leopold Schwarzschild, der „Das neue Tagebuch" im Exil herausgab, lebt in den USA. Arthur Seehof, vor 1933 Mitarbeiter der „Weltbühne" und der „Neuen Bücherschau", lebt in der Schweiz und ist publizistisch tätig. Moriz Seeler war vor 1933 einer der aktivsten Avantgardisten des Theaters. Er ist der Begründer der „Jungen Bühne", Berlin, und hat Autoren wie Carl Zuckmayer entdeckt. Er förderte Siodmak, der den einzigartigen, von Laien gespielten Film „Menschen am Sonntag" schuf. Außerdem hat er kabarettistische Revuen und moderne Lyrik geschrieben. Seeler wurde von der Gestapo nach Polen verschleppt und ist nicht mehr zurückgekommen. Paul Sering, Soziologe und Nationalökonom, emigrierte nach London. Er hat neuerdings eine vielbeachtete Schrift „Jenseits des Kapitalismus" veröffentlicht; darin gibt er eine Analyse der gegenwärtigen soziologischen Situationen in den Großstaaten der Welt. Lili Sertorius, 1901 geboren, wurde 1942 aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen. Sie hat verschiedene Essays veröffentlicht und betätigt sich publizistisch. Hans Siemsen ist vor 1933 durch Erzählungen bekannt geworden und publizistisch hervorgetreten. Er schrieb im Exil u. a. „Die Geschichte eines Nazijungen"; Anna Siemsen, seine Schwester, ist seinerzeit in die Schweiz emigriert und vor einiger Zeit nach Deutschland zurückgekehrt. Der Dichter zarter Lyrik Arthur Silbergleit ist ein Opfer des Dritten Reiches geworden; er ging in Auschwitz zugrunde. Hermann Sinsheimer, langjähriger Chefredakteur des „Simplizissimus" und (wie Heinrich Lemcke) Verfasser einer Heinrich-Mann-Biographie, emigrierte nach London. In Brooklyn wirkt Professor Harry Slochower, der in Österreich geboren wurde, in Deutschland studierte und u. a. ein Buch über Richard Dehmel geschrieben hat, das verbrannt wurde. Der Redakteur Fritz Sollmitz ist 1933 von den Nazis ermordet worden. Ernst Sommer, im Exil bereits mit seinem Roman „Botschaft aus Granada" hervorgetreten, ver-

öffentlichte inzwischen im Dietz-Verlag einen das Gewissen aufrüttelnden Roman „Revolte der Heiligen", der unfaßbare Greuel aus einem seinerzeit in Polen errichteten, mit Juden aus allen Teilen Europas belegten „Arbeitslager" schildert. Wilhelm Speyer, vor 1933 durch Romane, vor allem aber durch seine Bücher „Der Kampf der Tertia" und „Die goldene Horde" bekanntgeworden, lebt seit vielen Jahren in den USA. Von Heinrich Spiero, vor 1933 Verfasser zahlreicher literaturkundlicher Arbeiten, erschienen neuere Arbeiten in den von Wolfgang Goetz herausgegebenen „Berliner Heften". Friedrich Stampfer arbeitet in New York als Chefredakteur der „Neuen Deutschen Volkszeitung". Prag und Paris waren die Stationen, bevor er nach Amerika kam. Ilse Stöbe, die mit dem Journalismus als Sekretärin bei Theodor Wolff begonnen und von 1933 an illegal gearbeitet hatte, wurde Weihnachten 1942 hingerichtet. Peter A. Steinhoff veröffentlichte 1937 im Verlag Herbig, Berlin, unter dem Namen Peter Alfons Steiniger die Romane „Der Schatten Gottes" und „Heinrich der Löwe". Die Bücher wurden verboten, weil es sich herausstellte, daß sein Vater Jude war. Er lebte bis 1945 illegal in Schlesien, kehrte 1946 nach Berlin zurück und veröffentlichte drei Erzählungen unter dem Titel: „Das Judenkloster" und das Drama „Der arme Hiob". Henri Sternberg schrieb vor 1933 Gedichte und eine dramatische Satire „Arbeitsamt X", wurde 1933 zum Schweigen verurteilt, später nach Theresienstadt verschleppt und kehrte 1945 nach Pforzheim zurück. Alfred Stolze veröffentlichte unter dem Pseudonym Olaf Henriksohn 1943 einen pazifistischen Roman, der bei Oprecht in Zürich erschien. Egon H. Strassburger, ein Jugendfreund Stefan Zweigs, ist jetzt wieder publizistisch hervorgetreten. Albin Stuebs, der nach England emigriert war, ist vor einiger Zeit zurückgekehrt und hat am Ersten Deutschen Schriftstellerkongreß teilgenommen. Stuebs, schon vor 1933 als gesellschaftskritischer Novellist hervorgetreten, hat inzwischen im Dietz Verlag, Berlin, sein Buch „Romantisches Vorspiel" veröffentlicht. W. E. Süskind, der sich seinerzeit als Nachfolger von Ernst Heilborn nach Kräften bemüht hat, die Zeitschrift „Die Literatur" von Nazieinflüssen freizuhalten, hat wertvolle Erzählungen, Novellen und Essays, den Roman „Jugend" und ein sprachkritisches Werk „Vom ABC zum Sprachkunstwerk" publiziert. Der 1901 in Weilheim Geborene hat sich auch als Übersetzer einen Namen gemacht und entfaltet jetzt eine rege publizistische Tätigkeit in München. W. Felix Swoboda, in der Anthologie „De Profundis" mit Gedichten vertreten, Lyriker, Musiker und Zeichner, gehörte zu den Kreisen der illegalen Münchner Hochschulgruppen und ist 1941 vor Moskau gefallen. Rüdiger Syberberg, 1900 geboren, schrieb Episches und Dramatisches. 1940 wurden seine Bücher gesperrt; viele seiner Gedichte wurden während des Krieges illegal verbreitet. Kurt Szafranski und Kurt Korff, beide vor 1933 in einflußreichen Stellungen im Ullstein-Verlag, emigrierten nach den USA und waren stilbildend an der Gestaltung der amerikanischen Zeitschrift „Life" beteiligt.

Paul Tabori veröffentlichte im Exil einige Romane. Max Tau, vor 1933 durch Essays und Epik bekanntgeworden und Mitherausgeber einer seinerzeit mit Wolfgang von Einsiedel veranstalteten Anthologie junger Erzähler („Der Vorstoß"), lebt in Oslo. Wolfgang von Einsiedel emigrierte seinerzeit nach England und ist jetzt Mitherausgeber der Zeitschrift „Blick in die Welt". Herbert Tauber, Essayist, schrieb im Exil u. a. ein Buch über Franz Kafka. Gabriele Tergit, vor 1933 u. a. durch den Roman

„Käsebier erobert den Kurfürstendamm" bekanntgeworden, ist in London tätig. Y. v. Tersch hat 1944 im Oprecht-Verlag einen Roman „Auf was wartet ihr noch?" veröffentlicht. Friedrich Torberg, der vor 1933 einen vielbeachteten Schülerroman geschrieben hat, veröffentlichte im Exil in den USA zahlreiche Bücher. B. Traven, der mit seinem bürgerlichen Namen Fred Maruth heißt und ein Freund Oskar Maria Grafs ist, war während der zwölf Jahre verboten. Die Kritik hat ihn, der seit vielen Jahren in Mexiko lebt und „Das Totenschiff", „Die weiße Rose" und viele andere aus eigenem Erleben geschöpfte Bücher schrieb, mit Jack London verglichen. Nach der Schweiz emigrierte seinerzeit der Übersetzer Shaws, Siegfried Trebitsch. Walter Tritsch, vor 1933 durch seine philosophischen und literaturkritischen Essays bekanntgeworden, hat im Exil verschiedene Bücher geschrieben, u. a. über „Metternich" und „Karl V.". Tritsch ist seit der Nazibesetzung Südfrankreichs verschollen. Karl Tschuppik ist vor 1933 durch außerordentlich instruktiv geschriebene Biographien bekanntgeworden; er ist im Exil gestorben.

Wolf Uecker, 1921 geboren, war politischen Verfolgungen ausgesetzt und kam zeitweilig ins KZ. Nach dem Krieg wurde er zum Beauftragten für den Wiederaufbau des Stuttgarter Theaters ernannt; er ist außerdem als Publizist und Übersetzer tätig. Wilhelm Uhde, Kunstkritiker und Romanautor, schrieb im Exil u. a. eine autobiographische Darstellung „Von Bismarck bis Picasso". Uhde ist im Exil gestorben. Heinz Ullstein war vor 1933 nicht nur im Verlagshaus der Familie tätig, sondern auch unter dem Pseudonym Heinz Hull Autor von Theaterstücken, Romanen und journalistischen Beiträgen. Er hat die Jahre der Verfolgung trotz Verhaftungen, Zwangsarbeit und Untertauchen in Berlin überlebt und ist seit 1945, zusammen mit Helmut Kindler, Zeitschriften- und Buchverleger. Friedrich Umbran, 1917 geboren, emigrierte 1938 nach Frankreich; dort wurde er nach dem Einmarsch der Deutschen verhaftet. Er wurde Soldat und ist seit 1944 im Osten verschollen. Einzelne seiner Gedichte finden sich in dem Sammelband „De Profundis". Wilhelm Unger, der seinerzeit nach England emigrierte Publizist, nahm als Vertreter der deutschen Gruppe des englischen PEN-Clubs am Deutschen Schriftstellerkongreß teil. Johannes Urzidil, ebenfalls schon vor 1933 bekanntgeworden, veröffentlichte im Exil u. a. eine Erzählung aus der Jugend Adalbert Stifters „Der Trauermantel". Er ist im Exil gestorben.

Eine „Geschichte der Deutschen", im Exil entstanden, schrieb Professor Veit Valentin, Autor des vor 1933 im Propyläen-Verlag, Berlin, erschienenen, zweibändigen Werkes über die Revolution von 1848. Valentin ging nach England und lebt jetzt in USA. Walther Victor, vor 1933 Redakteur beim „Acht-Uhr-Abendblatt", Biograph Heines und Friedrich Engels', ist inzwischen nach Deutschland zurückgekehrt; er schrieb in der Emigration u. a. „Die letzten sechs Nächte des Heinrich Heine", „Marchesa Spinola", „Die Geschichte eines Wunderknaben" und seine Autobiographie „Kehre wieder über die Berge". Von Melchior Vischer erschienen neuere Arbeiten in der „Fähre"; ein Schauspiel „Verwandlung der Welt", kündigt der Kurt Desch-Verlag in München an. Außerdem erscheint dort Vischers Biographie „Leben und Traum des Widerchristen". Georg von der Vring, der Verfasser des Kriegsromans „Soldat Suhren", hatte seit 1934 zahlreiche politische Schwierigkeiten zu bestehen; sein Schauspiel

„Jemandsland" war verboten. Nach dem Kriege hat Vring Erzählungen und einen neuen Lyrikband „Verse für Minette" veröffentlicht.

Albert Malte Wagner, Kunstkritiker und Lessing-Biograph, lebt in England. Gregor Walden, der illegal tätig war und als vermißt gilt, schrieb Gedichte, die in Kreisen der Widerstandsbewegung verbreitet wurden. Hans Wallenberg, der Sohn des seinerzeit nach den USA emigrierten früheren Chefredakteurs der damals im Ullstein-Verlag erschienenen „BZ am Mittag" (Ernst Wallenberg), war längere Zeit Chefredakteur der von der amerikanischen Militärregierung herausgegebenen „Neuen Zeitung", München, und der vorher von ihm gegründeten Berliner „Allgemeinen Zeitung". Wallenberg ist nach außerordentlich erfolgreicher Tätigkeit im Sommer 1947 nach den USA zurückgekehrt. Gustav von Wangenheim, Intendant und Dramatiker, der seinerzeit emigrierte Verfasser des erfolgreichen Stückes: „Die Mausefalle", wirkt nach langer Exilzeit jetzt wieder in Berlin. Carl August Weber emigrierte während der Naziherrschaft nach Frankreich und arbeitete dort an führenden literarischen Zeitschriften mit; gegenwärtig ist er Leiter der „Arbeitsgemeinschaft Frankreich" in München und entfaltet eine umfangreiche literarische Tätigkeit. Willi Weismann, 1909 geboren, war Mitglied der Widerstandsbewegung unter Ernst Niekisch, Mitherausgeber der Zeitschrift „das silberboot" und wurde seinerzeit in Abwesenheit zum Tode verurteilt. Er wirkt heute, wie Kurt Desch, als Verleger in München. Leo Weismantel, Essayist, Epiker und Pädagoge, der vom Regime verfolgt wurde und ins KZ kam, lebt in Bayern. Arnold Weiß-Rüthel, Verfasser satirischer Verse, war im Konzentrationslager und wirkt jetzt als Chefdramaturg und Leiter der literarischen Abteilung von Radio München. Ehm Welk lebt in Mecklenburg; er ist durch zahlreiche Bücher (u. a. „Die Heiden von Kummerow") bekannt geworden und war der Verfasser des seinerzeit an die Adresse von Goebbels gerichteten freimütigen Artikels „Auf ein Wort, Herr Minister", der ihn seine Stellung als Chefredakteur gekostet und ihn vorübergehend ins KZ gebracht hat. Stefan Wendt schrieb das Schauspiel „Insel im Vaterland", das 1938 in Zürich herauskam. Marga Wertheimer fügte den im Exil über Rilke veröffentlichten Büchern von verschiedenen Autoren ihr Buch „Arbeitsstunden mit Rilke" hinzu. Ludwig Winder, durch Romane bekanntgeworden, schrieb in der Emigration u. a. den Roman „Der Kammerdiener". Karl With, Kunsthistoriker und vor 1933 Direktor des Wallraf-Richartz-Museums in Köln, emigrierte seinerzeit nach USA. Victor Wittner, vor 1933 lange Zeit Herausgeber der Berliner Zeitschrift „Der Querschnitt" und Verfasser eigenwilliger Lyrik, emigrierte nach der Schweiz. Carl August Wittfogel, bekannter Sinologe, vor 1933 politischer Essayist und Jugendführer, war im KZ Papenburg, wurde auf Intervention einflußreicher englischer Kreise befreit und emigrierte nach den USA. Im Exil schrieb er verschiedene wissenschaftliche Bücher.

Otto Zarek, vor 1933 durch Lyrik und Prosa bekanntgeworden, schrieb im Exil u. a. ein Buch über den ungarischen Freiheitskämpfer Kossuth. Max Zimmering emigrierte nach England, wo er zahlreiche Gedichte veröffentlichte. Georg Zivier hatte während des Naziregimes ein Publikationsverbot und schrieb, wie schon erwähnt, mit Hans Nowack zusammen verschiedene Bücher. Er ist jetzt wieder publizistisch tätig. Fritz Zorn entfloh aus dem Arbeitsdienst und ging nach den USA. Eine seiner Erzählungen, anonym eingesandt, gewann den von dem Literaturclub „Tribüne"

ausgeschriebenen ersten Erzählerpreis. Zorn schrieb im Exil zahlreiche andere Erzählungen. Wolf Zucker, der vor 1933 u. a. ein Buch über England geschrieben hat, ist 1933 nach England emigriert.

Eine Reihe von Büchern, die bald nach 1933 im Exil erschienen sind, beschäftigte sich mit der Schande der Konzentrationslager, so vor allem „Im Mörderlager Dachau" von H. Beimler; „Staatliches Konzentrationslager VIII" von Klaus Hinrichs; „Dachau" von Walter Hornung und „Oranienburg" von Gerhard Seger. Vor einiger Zeit erschienen von Gerty Spies „Theresienstadt"; ein Gedichtband von Nelly Sachs und das Buch „Reise durch den letzten Akt" von Isa Vermehren, die darin ihre Erlebnisse in Ravensbrück schildert. Weitere KZ-Literatur: „Zweitausend Tage Dachau" und „Fünf Minuten vor zwölf" von K. A. Groß; „Der gesegnete Abgrund" von Nanda Herbermann; „13 Jahre Machtrausch" von Heinrich Orb und „Nacht und Nebel" von Arnold Weiß-Rüthel. 1945 erschien der Roman von Stefan Szendes „Der letzte Jude aus Polen" und 1947 das Buch „Arztschreiber in Buchenwald" von Walter Poller. Albert Ruhlands Schauspiel „Kraft durch Feuer" behandelt die Judenverfolgung im Jahre 1938. Schließlich seien hier noch die Bücher „Ein Mann sucht seine Heimat" von Martin Haller und „Ein Mensch fällt aus Deutschland" von Konrad Merz erwähnt, die das besondere Thema der Emigration behandeln. Lüth nennt in seiner schon erwähnten Literaturgeschichte noch einige Namen von Autoren, die am Krieg gegen Franco-Spanien teilnahmen und deren Erlebnisse zu literarischer Gestaltung drängten: Leon Baumann, Brandecker, Edi Brendt, Ludwig Detsiniy, Ludwig Franken.

Eine Reihe von Publizisten der Sozialdemokratie entfalten sogleich nach ihrer Emigration eine rege aufklärende Tätigkeit im Ausland; wir nennen: Georg Decker, Julius Deutsch, Curt Geyer, Paul Hertz, Erich Ollenhauer, Erich Rinner, Willenbacher und Wielek.

Unmöglich, im einzelnen alle Namen der Autoren aufzuführen, deren Bücher und Schriften verboten wurden, der Literaturhistoriker wie Friedrich Gundolf, Fritz Strich, Oskar Walzel, Georg Witkowski, Eduard Engel; der Musikhistoriker wie Adolf Weißmann, der Kunsthistoriker wie Max Friedländer und Felix Poppenberg; der Philosophen wie Georg Simmel; der Wirtschaftspublizisten wie Julius Hirsch und Max Oppenheimer; der Sexualwissenschaftler wie Magnus Hirschfeld und Max Hodann; der Verleger wie Kurt Wolff oder der Dramatiker wie Ludwig Fulda. Auch Einzelwerke wie die Biographie von Paul Stefan über „Arnold Schönberg" und von Richard Specht über „Franz Werfel" wären hier anzuführen. Mancher Name steht hier, angesichts des Platzmangels, stellvertretend für viele andere.

Unmöglich auch, im einzelnen alle Autoren aufzuführen, die Schwierigkeiten hatten, wie Karl Friedrich Borée, dessen Buch „Quartier an der Mosel" verboten war; die gelegentlich deutlich ihre Meinung sagten, wie Walter Bauer oder Martin Kessel (dessen Frau, Elisabeth Kessel, vor einiger Zeit eine Biographie über Elizabeth Barrett-Browning veröffentlicht hat) oder die, wie der Lyriker Fritz Usinger, das Wort vor der Befleckung zu retten versuchten. Wir müßten hier Namen wie Hans von Hülsen und Karl August Meissinger nennen, Theodor Haecker, den großen, schon verstorbenen Essayisten aus katholischem Geist, und unzählige andere.

Wir nennen zum Schluß noch einige Namen, die weder im Hauptalphabet noch in der Summarischen Bibliographie vorkommen: Paul Adler, Alfred Andersch, Ruth Andreas-Friedrich, Hans Arp, Schalom Asch, Bela Balasz,

Joachim Barckhausen, Karl Barth, Adolf Behne, Martin Beradt, Julius Berstl, Rudolf Blümner, Eugen Brehm, Constantin Brunner, Elisabeth von Castonier, Ernst Robert Curtius, Max Dessoir, Karl Dietz, Paul Distelbarth, Hellmuth Draws-Tychsen, Erik Eriksohn, Stephan Ehrenzweig, Emil Faktor, Norbert Falk, Ruth Feiner, Georg Fink, Efraim Frisch, Erich Fromm, René Fülöp-Miller, Eduard Fuchs, Fritz Gaupp, M. M. Gehrke, Walter Goetz, Robert Grötzsch, Alfred Grünwald, Johannes Guthmann, Hans Havemann, Th. Th. Heine, Carl Helfrich, Klaus Herrmann, Otto Ernst Hesse, Friedrich Hielscher, Kathrin Holland, Franz Höllerer, Dr. Honigmann, Ernst Jäger, Franz Jung, Arthur Kahane, Martha Karlweis, Otto Kaus, Graf Hermann Keyserling, Enno Kind, Victor Klemperer, Paul Kornfeld, Max Krell, Friedrich Kroner, Anton Kuh, Jürgen Kuszynski, Ilse Langner, Hans Leonard, Jonas Lesser, Theodor Litt, Emil Lucka, Edgar Maaß, Leo Matthias, Paul Mayer, Willy Meisl, Josef Menter, Johanna Moosdorf, Inge Moossen, Hermann Muckermann, Pauline Nardi, Klaus Neukrantz, Rolf Nürnberg, Karl Otten, Leo Perutz, Franz Pfempfert, Ludwig Quidde, Georg Rodenwaldt, Ernst Rowohlt, Arthur Sakheim, Rahel Sanzara, Gerhard Schelcher, Felix Scherret, Oscar A. H. Schmitz, Friedrich Schnack, Freiherr von Schoenaich, Max Seydewitz, Hans Sochaczewer, Jura Soyfer, Fritz Sternberg, Felix Stössinger, H. H. Stuckenschmidt, Emil Szittya, Hans Tasiemka, Ernst Thrasolt, Wilhelm Tieze, Paul Tillich, Johannes Tralow, Eduard Trautner, von Trott zu Solz, Regina Ullmann, Alfred Unger, Friedelind Wagner, Maria Waser, Josef Wechsberg, H. v. Wedderkop, Doris Wittner, Ludwig von Wohl, Willi Wolfradt, Karl Wolfskehl, Fred von Zollikofer, Heinz Zucker.

NAMENVERZEICHNIS

Abusch, Alexander 189
Adler, Bruno 189
Adler, Hermann 189
Adler, Max 5
Adler, Paul 206
Alexan, Friedrich 189
Alexander, Edgar 189, 192
Altenberg, Peter 48
Anders, Günther 189
Andersch, Alfred 206
Andreas-Friedrich, Ruth 206
Andres, Stefan 189
Arendt, Erich 189
Arnheim, Rudolf 189
Arp, Hans 206
Asch, Schalom 206
Aster, Ernst v. 189

Bab, Julius 13
Balász, Bela 206
Baldus, Herbert 192
Balk, Theodor 189
Barckhausen, Joachim 207
Barlach, Ernst 14
Baron, Erich 189
Barth, Karl 207
Bassermann, Albert 13
Bauer, Arnold 189
Bauer, Ludwig 5, 190
Bauer, Otto 5
Bauer, Walter 206
Baum, Vicki 16
Baumann, Leon 206
Bebel, August 5
Becher, Johannes R. 15, 178
Becher, Ulrich 190
Beck, Maximilian 190
Becker-Trier, Heinz 190
Beer-Hofmann, Richard 16, 5
Beheim-Schwarzbach, M. 19
Behne, Adolf 207
Beimler, H. 206
Bekker, Paul 190
Belzner, Emil 190
Benjamin, Walter 18, 6, 193
Beradt, Martin 207
Berend, Alice 20
Berendsohn, Walter A. 190
Bergengruen, Werner 22
Berggruen, Heinz 190
Bermann, Richard A. siehe Höllriegel, Arnold
Bermann-Fischer 107
Bernhard, Georg 19
Bernheim, Kurt 192
Bernstein, Eduard 5
Berstl, Julius 207
Betzner, Anton 190
Bie, Oskar 21
Billinger, Karl 190
Billinger, Richard 190
Birkenfeld, Günther 23
Bischoff, Friedrich 190
Blank, Herbert 190
Blaß, Ernst 24
Blei, Franz 22
Bloch, Ernst 24
Blümner, Rudolf 207
Blum, Klara 192
Bock, Enrique 192
Bock, Erich 192
Bock, Werner 190
Bonhoeffer, Dietrich 190
Borchardt, Rudolf 28
Boree, Karl Friedrich 206
Borstendörfer, Adolf 192
Brandecker 206
Braun, Felix 190
Braun, Franz 190
Braun, Otto 190
Braunthal, Julius 191
Brecht, Bertolt 26, 5, 114
Bredel, Willi 25
Brehm, Eugen 207
Breitbach, Joseph 190
Brendt, Edi 206
Breuer, Robert 190
Broch, Hermann 29
Brod, Max, 30, 5, 83, 94
Bruckner, Ferdinand 27
Brügel, Fritz 190
Brun, Vincent (s. Hans Flesch)
Brunner, Constantin 207
Buber, Martin 190
Budzislawski, Hermann 190
Burgmüller, Herbert 170, 191
Burschell, Friedrich 31
Busch, Ernst 192

Caspary, Adolf 191
Cassirer, Ernst 191
Cassirer, Paul 14
Castonier, Elisabeth von 207
Claudius, Eduard 191
Coudenhove-Kalergi 191
Czokor, Franz Theodor 191
Curtius, Ernst Robert 207

Dallmann, Günter 192
Decker, Georg 206
Desch, Kurt 205
Dessoir, Max 207
Detsiny, Ludwig 206
Deutsch, Julius 206
Diebold, Bernhard 33
Dietz, Karl 207
Dirks, Walter 196
Distelbarth, Paul 207
Döblin, A. 32, 5, 92, 93, 190
Draws-Tychsen, Hellmuth 207
Drews, Richard 215
Drexel, Joseph 34

Edschmid, Kasimir 36
Eggebrecht, Axel, 191, 193
Ehrenstein, Albert 34, 5, 178
Ehrenzweig, Stephan 207
Einsiedel, Wolfgang von 203
Einstein, Albert 191
Einstein, Carl 35
Eisenlohr, Friedrich 155, 191
Eloesser, Arthur 36
Ende, Lex 191
Engel, Eduard 206
Eriksohn, Erik 207
Erpenbeck, Fritz 37
Escher, Karl 191
Eulenberg, Herbert 191
Eyck, Erich 191

Faktor, Emil 207
Falk, Norbert 207
Falke, Konrad 191
Fanta, Theodor 191
Fechenbach, Felix 192
Federn, Karl 192
Federn, Etta 192
Fehse, Willi 62, 192
Fein, Franz 192
Feiner, Ruth 207
Feuchtwanger, Lion 38, 5, 79
Finck, Werner 41
Fink, Georg 207
Fischer, Ernst 192
Fischer, Max 192
Fischer, Samuel 66, 156
Fischer-Baling, Eugen 39, 5
Flamm, Peter 192
Fleißer, Marie-Luise 192
Flesch, Hans 192
Fodor, Dr. (s. Balk, Theodor)
Foerster, Fr. W. 5, 192
Fort, Gertrud von le Fort 40
Fraenkel, Heinrich 41
Frank, Bruno 42
Frank, Leonhard 43
Frank, Rudolf 192
Frank, Wolf 192
Franken, Ludwig 206
Frei, Bruno 192
Freud, Sigmund 45, 6
Frey, Alexander M. 46
Friedell, Egon 48
Friedenthal, Richard 47
Friedländer, Max 206
Friedlaender, S. 48
Frisch, Efraim 207
Frisch, Max 201

Fromm, Erich 207
Fuchs, Eduard 207
Fuchs, Rudolf 192
Fülöp-Miller, René 207
Fürnberg, Louis 192
Fürth, Rudolf 189
Fulda, Ludwig 206

Gan, Peter 192
Gaupp, Fritz 207
Gebser, Hans 192
Gehrke, M. M. 207
George, Manfred 192
George, Stefan 28
Gerhard, Adele 192
Gerlach, Hellmut von 49, 195
Geyer, Curt 206
Gilbert, Robert 192
Glaeser, Ernst 50, 5
Gleit, Maria 192
Goering, Reinhard 193
Goetz, Walter 207
Goetz, Wolfgang 203
Goldschmidt, Alfons 56
Goll, Claire 193
Goll, Iwan 5, 193
Gollnow, Otto 193
Grabowsky, Adolf 193
Graf, Oskar Maria 54, 204
Granach, Alexander 193
Grill, Sebastian 54
Grindel, Gerhard 52
Grisar, Erich 26, 193
Grötzsch, Robert 207
Groß, K. A. 206
Großmann, Stefan 51
Grosz, George 68, 194
Grünberg, Karl 53
Grünwald, Alfred 207
Gütersloh, Paris 193
Guggenheimer, W. M. 193
Gumbel, E. J. 5, 193, 201
Gumpert, Martin 55
Gundolf, Friedrich 63, 206
Gurk, Paul 193
Guthmann, Johannes 207
Gysi, Klaus 193

Haas, Willy 57, 193
Habe, Hans 57
Haecker, Theodor 206
Haemmerling, Konrad (siehe Moreck, Curt)
Haffner, Sebastian 193
Hagelstange, Rudolf 58
Haller, Martin 206
Hamburger, Kaete 193
Hammer, Walter 193
Harbeck, Hans 193
Hardekopf, Ferdinand 192
Harden 19, 106, 178
Hardt, Ernst 59
Haringer, Jakob 69
Harnack, Arvid 148
Hasenclever, Walter 62, 5, 6
Haubach, Theodor 63
Hauptmann, Elisabeth 192
Hausenstein, Wilhelm 65
Hauser, Heinrich 193
Haushofer, Albrecht 61, 6
Havemann, Hans 207
Hay, Julius 193
Hegemann, Werner 60
Heiden, Konrad 194
Heilborn, Ernst 203
Heilbut, Iwan 194
Heimann, Moritz 66, 197
Heimreich, Jens 193
Heine, Thomas Theodor 207
Heiseler, Bernt von 194
Heiseler, Henry von 194
Helfrich, Carl 207
Hellmert, Wolfgang 62
Henk, Emil 63
Henrikson, Olaf (s. Stolze, Alfred)
Herbermann, Nanda 206
Hermann, Georg 67
Hermlin, Stephan 63, 114
Herrmann, Klaus 207
Hermann-Neiße, Max 68
Herrnstadt, Rudolf 194
Hertz, Paul 206
Herzfelde, Wieland 194
Herzog, Wilhelm 65, 199/200
Hesse, Hermann 59, 120, 194
Hesse, Otto Ernst 207
Hessel, Franz 69
Heym, Stephan 194
Hielscher, Friedrich 207
Hildebrandt, Paul 194
Hilferding, Rudolf 5
Hiller, Kurt 70
Hinrichs, Klaus 206
Hirsch, Julius 206
Hirsch, Karl Jakob 70
Hirschfeld, Georg 194
Hirschfeld, Kurt 194, 202
Hirschfeld, Magnus 206
Hochwälder, Fritz 194
Hodann, Max 206
Höllering, Franz 207
Höllriegel, Arnold 73
Hoffmann, Ruth 76
Hofmannsthal, Hugo von 72
Holitscher, Arthur 71, 5
Holland, Kathrin 207
Holthusen, Hans Egon 194
Honigmann, Dr. 207
Hornung, Walter 206
Horváth, Ödön von 74
Huch, Ricarda 194
Huchel, Peter 77
Hülsen, Hans von 206
Hülsenbeck, Richard 75
Huhn, Kurt 194
Hull, Heinz (siehe Ullstein, Heinz)
Huppert, Hugo 192
Ihering, Herbert 194
Ilberg, Werner 202
Isolani, Gertrud 192

Jablonski, Walter 192
Jacob, Berthold 195
Jacob, Hans 192
Jacob, Heinrich Eduard 78, 5
Jacobs, Monty 78
Jacobsohn, Egon 195
Jacobsohn, Siegfried 161
Jäger, Ernst 207
Jahnn, Hans Henny 195
Jameson, Egon (siehe Egon Jacobsohn)
Jaspers, Karl 195
Jeßner, Leopold 78
Joachim, Hans Arno 79
Jung, Cläre M. 195
Jung, Franz 207

Kästner, Erich 90, 146, 161
Kafka, Franz 83, 5, 30, 57, 99
Kahane, Arthur 207
Kahler, Erich 195
Kaiser, Bruno 195
Kaiser, Georg 80, 114
Kaleko, Mascha 195
Kalenter, Ossip 195
Kantorowicz, Alfred 189, 215
Kantorowicz, Ernst 195
Kantorowicz, Hermann 195
Kapp, Gottfried 195
Karlweis, Martha 207
Karsch, Walther 195
Kasack, Hermann 83
Kaßner, Rudolf 195
Kast, Peter 195
Kastein, Joseph 195
Katz, H. W. 195
Katz, Leo 195
Katz, Richard 195
Kaus, Gina 84, 5
Kaus, Otto 207
Kayser, Rudolf 85
Kellermann, Bernhard 86
Kemp, Friedhelm 88
Kerckhoff, Susanne 196
Kerr, Alfred 89, 92, 167
Kersten, Kurt 85
Kessel, Elisabeth 206
Kessel, Martin 206
Kesser, Hermann 194
Keßler, Harry Graf 91
Kesten, Hermann 92
Keun, Irmgard 94
Keyserling, Graf Hermann 207
Kiewert, Walter 196
Kind, Enno 207
Kindler, Helmut 196
Kisch, Egon Erwin 94, 5
Klabund 92, 5, 33
Kläber, Kurt 96
Klemperer, Victor 207

Klepper, Jochen 196
Knauf, Erich 95
Koenig, Alma Johanna 196
Koeppen, Edlef 196
Koestler, Arthur 97
Koffler, Dosio 196
Kogon, Eugen 196
Kokoschka 196, 199
Kolb, Annette 97
Kolbenhoff, Walter 96
Kollwitz, Käthe 95, 194
Korff, Kurt 203
Kornfeld, Paul 207
Kraft, Werner 99
Kramer, Theodor 100
Kraus, Karl 98, 99
Krauß, Werner 195, 196
Krell, Max 207
Kreuder, Ernst 196
Kroner, Friedrich 207
Kuckhoff, Adam 101, 6
Kuckhoff, Greta 101
Kuh, Anton 207
Kurella, Alfred 196
Kuszynski, Jürgen 207
Kuttner, Erich 196

Lampel, Peter Martin 196
Landry, Harald 196
Lange, Horst 196
Langgässer, Elisabeth 102
Langhoff, Wolfgang 197
Langner, Ilse 207
Lania, Leo 197
Lantz, Robert 197
Lasker-Schüler, Else 101, 114
Lauer, Hans E. 197
Leber, Julius 200
Lederer, Joe 103
Lehmann-Rußbueldt, O. 197
Lemke, Karl 202
Leonard, Hans 207
Leonhard, Rudolf 104, 48
Leschnitzer, Franz 197
Lesser, Jonas 207
Lessing, Theodor 105, 6
Leuschner, Wilhelm 63
Lewinsohn, Richard (siehe Morus)
Lewy, Hermann (siehe Hermann Lint)
Lhermann, Jo 134
Liebermann, Max 168
Liebert, Arthur 197, 198
Liebknecht, Karl 5, 104
Liepmann, Heinz 5
Lint, Hermann 197
Lion, Ferdinand 197
Litt, Theodor 207
Litten, Irmgard 197
Loerke, Oskar 83, 197
Loewenstein, Prinz zu 197
Lommer, Horst 197
Lorbeer, Hans 197
Lothar, Ernst 197
Lucka, Emil 207
Ludwig, Emil 106
Lüth, Paul E. H. 197, 206
Luitpold, Josef 198
Lukacs, Georg 197
Luschnat, David 198

Maaß, Edgar 207
Maaß, Joachim 107
Mann, Erika 112
Mann, Heinrich 108, 5, 7, 112
Mann, Klaus 112, 5, 62, 145
Mann, Thomas 110, 5, 6, 36, 112, 114, 191, 199, 200
Marchwitza, Hans 113
Marck, Siegfried 198
Marcu, Valeriu 193
Marcuse, Ludwig 113, 191
Maruth, Fred (s. Traven)
Matthias, Leo 207
Mayer, Hans 114
Mayer, Paul 207
Mehring, Franz 5
Mehring, Walter 117, 146
Meier-Graefe, Julius 115
Meisel, Hans 198
Meisl, Willy 207
Meissinger, Karl August 206
Menck, Klara 198
Mendel, Ewald 198
Mendelssohn, P. 116, 5, 142, 150
Mennicke, C. H. 198
Menter, Josef 207
Menter, Leo 198
Merker, Paul 198
Merz, Konrad 206
Meurer, Kurt Erich 182
Meusel, Alfred 198
Meyer, Hans B. 198
Meyer, Oskar 198
Michel, Arthur 198
Mierendorff, Carlo 61, 198
Misch, Carl 191
Mitscherlich, Alexander 198
Moering, Richard (s. Peter Gan)
Mohr, Oswald 192
Mombert, Alfred 119
Moosdorf, Johanna 207
Moossen, Inge 207
Moreck, Curt 198
Morus 198
Mosse, Erich (s. Peter Flamm)
Mostar, Hermann 198
Muckermann, Friedrich 118
Muckermann, Hermann 207
Mühlberger, Josef 120
Mühlen, Hermynia zur 198
Mühlen, Norbert 198
Mühsam, Erich 121, 6
Müller, Albert 198
Müller-Franken 5
Musil, Robert 122
Mynona (s. Friedlaender, S.)
Nadel, Arno 198
Nardi, Pauline 207
Natonek, Hans 123
Neukrantz, Klaus 207
Neumann, Alfred 124
Neumann, Robert 125
Neumeyer, Fred 198
Niekisch, Ernst 6, 199, 205
Nissen, Walter 199
Norden, Albert 199
Norden, Heinz 199
Nowack, Hans 199, 205
Nürnberg, Rolf 207

Oestreich, Paul 199
Olden, Balder 126
Olden, Rudolf 128
Ollenhauer, Erich 206
Oppenheimer, Max 206
Oprecht, E. 189, 190, 203, 204
Orb, Heinrich 206
Osborn, Max 129
Ossietzky, Carl v. 130, 6, 49, 128, 161
Otten, Karl 207

Paetel, Karl O. 199
Panter, Peter (siehe Tucholsky, Kurt)
Pechel, Rudolf 199
Pem 199
Penzoldt, Ernst 133
Perutz, Leo 207
Petersen, Jan 131, 8
Pfeiffer, Herbert 199
Pfempfert, Franz 207
Philipp, Georg 199
Philipp, Wolfgang 199
Pick, Otto 192
Pinthus, Kurt 199
Piscator, Erwin 37, 78, 197
Plievier, Theodor 136, 5
Pohl, Gerhart 133
Pol, Heinz 134
Polgar, Alfred 135, 5
Poller, Walter 206
Poppenberg, Felix 206
Pretzel, Raimund (s. Haffner, Sebastian)
Preuß, Hugo 5
Priester, Eva 192, 199
Puff, Wilhelm 137

Quidde, Ludwig 207

Rabener, Johannes 199
Rasche, Friedrich 199
Rathenau, Walther 5, 91, 106
Reck-Malleszewen, Fritz 137
Reger, Erik 138
Regler, Gustav 199
Rehfisch, Hans José 199
Reichwein, Adolf 200
Reifferscheidt, F. M. 200
Reim, Paul 200

Reimann, Paul 200
Rein, Heinz 200
Reinhardt, Max 42, 72
Reisiger, Hans 200
Remarque, Erich, Maria 141, 5
Renn, Ludwig 140, 5, 8, 183
Rheinhardt, E. A. 139, 8
Ringelnatz, Joachim 200
Rinner, Erich 206
Rinser, Luise 200
Roda Roda 200
Rode, Walter 200
Rodenwaldt, Georg 207
Römer, Beppo 152
Röpke, Wilhelm 200
Rößler, Carl 200
Roedl, Urban (s. Adler, Bruno)
Rosenberg, Arthur 200
Roßmann, Hermann 200
Roth, Joseph 142, 113
Rowohlt, Ernst 207
Rühle, Alice 200
Rühle, Otto 200
Rüthel, Else 200
Ruest, Anselm 200
Ruhland, Albert 206
Rukser, Udo 190
Rutra, Arthur Ernst 200

Sacher-Masoch, A. 201
Sachs, Nelly 206
Sachse, Willy 152
Sahl, Hans 201
Sakheim, Arthur 207
Salomon, Bruno von 201
Salten, Felix 201
Sanzara, Rahel 207
Schaber, Will 192, 201
Schaeffer, Albrecht 143, 154
Scharrer, Adam 201
Schaul, Hans 201
Schede, W. M. 201
Scheer, Maximilian 191, 201
Scheff, Werner 201
Scheffer, Thassilo von 201
Scheid, Richard 201
Scheidt-Saalfeld, M. v. 201
Schelcher, Gerhard 207
Schendell, Werner 193
Scherret, Felix 207
Schickele, René 144, 5
Schiebelhuth, Hans 201
Schirokauer, Alfred 5, 201
Schirokauer, Arno 193
Schlüter, Herbert 145
Schmitz, Oscar A. H. 207
Schnack, Friedrich 207
Schneider, Reinhold 144
Schneider-Schelde, R. 201
Schnitzler, Arthur 146, 5, 16
Schnog, Karl 146, 6
Schönlank, Bruno 201
Schönstedt, Walter 202
Schönwiese, Ernst 202
Schoenaich, Freiherr von 207
Schoenberner, Franz 202
Scholtis, August 202
Schröder, Karl 202
Schröder, R. A. 26, 202
Schroeder, Max 147
Schulze-Boysen, Harro 148
Schwarz, Freimut 202
Schwarz, Georg 202
Schwarzschild, Leopold 51, 202
Seehof, Arthur 202
Seeler, Moritz 202
Seger, Gerhard 206
Seghers, Anna 149
Sering, Paul 202
Sertorius, Lili 202
Seydewitz, Max 207
Siemsen, Anna 202
Siemsen, Hans 202
Silbergleit, Arthur 202
Simmel, Georg 206
Simone, André 189
Sinsheimer, Hermann 202
Sintenis, Renée 115
Slochower, Harry 202
Sochaszewer, Hans 207
Sollmitz, Fritz 202
Sommer, Ernst 202
Soyfer, Jura 207
Specht, Richard 206
Speyer, Wilhelm 203
Spiel, Hilde 150
Spiero, Heinrich 203
Spies, Gerty 206
Stampfer, Friedrich 203
Stefan, Paul 206
Steinhoff, Peter A. 203
Stenbock-Fermor, Graf 152
Stern, Kurt 154
Sternberg, Fritz 207
Sternberg, Henri 203
Sternberger, Dolf 195
Sternheim, Carl 155
Sternthal, Friedrich 191
Stöbe, Ilse 203
Stössinger, Felix 207
Stolze, Alfred 203
Straßburger, Egon H. 203
Strauß, Ludwig 154
Strich, Fritz 206
Stuckenschmidt, H. H. 207
Stuebs, Albin 203
Süskind, E. W. 203
Suhrkamp, Peter 156
Susman, Margarete 157
Swoboda, W. Felix 203
Syberberg, Rüdiger 203
Szafranski, Kurt 203
Szendes, Stefan 206
Szittya, Emil 207

Tabori, Paul 203
Tagger, Theodor (s. Bruckner, Ferdinand)
Taslemka, Hans 207
Tau, Max 203
Tauber, Herbert 203
Tergit, Gabriele 203
Tersch, Y. v. 204
Theile, Albert 190
Thieß, Frank 158
Thomas, Adrienne 5, 157
Thrasolt, Ernst 207
Tieze, Wilhelm 207
Tillich, Paul 207
Toller, Ernst 159, 5, 6
Torberg, Friedrich 192, 204
Tralow, Johannes 207
Trautner, Eduard 207
Trautwein, Susanne 79
Traven, B. 204
Trebitsch, Siegfried 204
Tritsch, Walter 204
Trott, Werner von 207
Tschesno, Michael 114
Tschuppik, Karl 5, 204
Tucholsky, Kurt 161, 5, 6, 90
Turek, Ludwig 160
Turner (s. Rehfisch, José)

Uecker, Wolf 204
Uhde, Wilhelm 204
Uhse, Bodo 165
Ullmann, Regina 207
Ullstein, Heinz 109, 196, 204
Umbran, Friedrich 204
Unger, Alfred 207
Unger, Wilhelm 204
Unruh, Fritz von 162
Urzidil, Johannes 204
Usinger, Fritz 206
Uzarski, Adolf 207

Valentin, Veit 204
Vermehren, Isa 206
Victor, Walther 204
Viertel, Berthold 166
Vischer, Melchior 204
Vring, Georg von der 204

Wagner, Albert Malte 205
Wagner, Friedelind 207
Walden, Gregor 205
Waldinger, Ernst 170
Wallenberg, Hans 205
Wallenberg, Ernst 205
Wälzel, Oskar 206
Wangenheim, G. von 205
Waser, Maria 207
Wassermann, Jakob 169
Weber, Alfred 195
Weber, Carl August 205
Wechsberg, Josef 207
Wedderkop, H. v. 207
Wegner, Armin T. 167
Weinert, Erich 172, 146
Weisenborn, Günther 171, 6, 8
Weiskopf, F. C. 173, 25, 192, 197, 199
Weismann, Willi 170, 205
Weismantel, Leo 205
Weiß, Ernst 174, 6

Weißmann, Adolf 206
Weiß-Rüthel, Arnold 205, 206
Welk, Ehm 205
Wendt, Stefan 205
Werfel, Franz 175, 178, 30
Wertheimer, Marga 205
Westheim, Paul 168, 191
Wiechert, Ernst 176, 6
Wielek 206
Wildangel, Dr. 201
Willenbacher 206
Winder, Ludwig 205
Winkler, Eugen Gottlob 177
With, Karl 205
Witkowski, Georg 206
Wittfogel, Carl August 205
Wittner, Doris 207
Wittner, Victor 205
Wohl, Ludwig von 207
Wolf, Friedrich 181, 159
Wolfenstein, Alfred 178, 114
Wolff, Kurt 206
Wolff, Theodor 178, 128
Wolfradt, Willi 207
Wolfskehl, Karl 207
Wüsten, Johannes 179, 8
Zarek, Otto 205
Zech, Paul 182
Zimmering, Max 205
Zinner, Hedda 183
Zivier, Georg 199, 205
Zoff, Otto 184
Zollikofer, Fred von 207
Zorn, Fritz 205
Zucker, Heinz 207
Zucker, Wolf 205
Zuckmayer, Carl 186
Zweig, Arnold 184, 5, 6, 192
Zweig, Stefan 185, 5, 47, 182

RICHARD DREWS, 1902 in Elmshorn geboren, wurde nach verhältnismäßig sorgloser Kindheit und bestandenem Abitur Buchhändler im benachbarten Hamburg. 1927 übersiedelte er nach Berlin und kam, auf einigen Umwegen, 1932 zum Ullstein Verlag. Beruflich mit der Abfassung von Werbetexten, nebenberuflich mit der Herausgabe einer Zeitschrift beschäftigt, veröffentlichte er zwei Gedichtbände, von denen der eine, satirischen Inhalts, verboten wurde. Die Zeitschrift ging 1933 ein, weil ein aggressiver politischer Artikel des Herausgebers zwar die Zustimmung der Leser, aber nicht den Beifall der Machthaber gefunden hatte. Jetzt ist der noch einmal Davongekommene als freier Schriftsteller und Literaturkritiker in Berlin tätig.

*

ALFRED KANTOROWICZ, geboren am 12. August 1899 in Berlin, nahm als Soldat am ersten Weltkrieg teil und wurde nach Abschluß seiner Studien Feuilleton-Redakteur der Neuen Badischen Landeszeitung in Mannheim und später als Nachfolger Kurt Tucholskys Kulturkorrespondent der Vossischen Zeitung in Paris.
Von 1929 bis 1933 war er erster Literaturkritiker der Vossischen Zeitung und der Literarischen Welt. Er ging im März 1933 ins Exil nach Paris, wo er am Braunbuch über den Reichstagsbrand mitarbeitete und ehrenamtlicher Generalsekretär des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller im Exil wurde. 1934 begründete er in Paris die unter dem Protektorat von Romain Rolland, H. G. Wells und Heinrich Mann stehende Deutsche Freiheitsbibliothek (Bibliothek der Verbrannten Bücher). 1936 erschien in Frankreich sein von Romain Rolland eingeführter Essayband „In unserem Lager ist Deutschland".
Er nahm als Offizier der Internationalen Brigaden am Krieg gegen Franco teil. Das Buch über sein Bataillon „Tschapajew, das Bataillon der 21 Nationen" hatte weite Verbreitung in vielen Ländern.
Er entfloh aus französischen Konzentrationslagern 1941 nach Amerika, wo er neben der Mitarbeit an zahlreichen Zeitschriften und Zeitungen als Direktor der Auslandsnachrichtenabteilung von Columbia Broadcasting System arbeitete.
Ende 1946 kehrte er nach Deutschland zurück, wo er seit dem Sommer 1947 die Monatszeitschrift „OST UND WEST" herausgibt.

Wir danken den Verlegern, die uns aus den Werken ihrer Autoren Leseproben für diese Anthologie überließen. Allerdings ist es bei Drucklegung dieses Buches noch nicht möglich gewesen, Nachdruckgenehmigungen für alle veröffentlichten Leseproben einzuholen. Wir bitten die betreffenden Verleger um Nachsicht.